Ph. U. 75

<3660594228001 1

<3660594228001 1

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. U. 75

eſchichte

des

philoſophirenden

lichen Verſtandes

---

von

hann Gottlieb Buhle.

Erſter Theil.

Lemgo,

Meyerſchen Buchhandlung, 1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

16 B4

Vorbericht.

er Geschichte des philosophirenden
lichen Verstandes denke ich mir eine
Erzählung der mannichfaltigen Ver-
e die vorzüglichsten Köpfe des Alter-
r neuern Zeiten gemacht haben, um
igsten Angelegenheiten der Vernunft
Aufschlüsse zu erhalten. Sie ist
einen Seite eine Geschichte verschie-
sophien, und ihr Resultat ist
Argument für die Richtigkeit des-
sophischen Systems, welches das
enen vereinigt, und ihre Irrthümer
In diesem Sinn kann sie auch recht
chichte der Philosophie heißen.

Da sie aber auf die Entwickelung der Philosopheme sich nicht allein einschränkt, sondern zugleich den Weg zu zeigen sucht, auf welchem die denkende Vernunft zu diesen gelangte; so ist sie von der andern Seite mehr als Geschichte der Philosophie. Denn außerdem, daß sie den im Laufe der Jahrhunderte erworbnen oder angemaaßten Besitz des Verstandes beschreibt, charakterisirt sie noch die Möglichkeit, die Art, und den Grund des Erwerbs oder der Anmaaßung, und stellt so den Verstand in seiner Thätigkeit selbst dar, diese mag nun geglückt oder mislungen seyn.

Ich glaube, daß schon diese Bestimmung der Idee, welche ich durch gegenwärtiges Werk auszuführen entschlossen bin, hinreichend seyn kann, mich vor dem Vorwurfe zu schützen, daß ich eine überflüßige Arbeit unternommen hätte. Man kann den großen Verdiensten einiger neuern Gelehrten um die Geschichte der Philosophie die strengste Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und darf doch nicht fürchten, hiedurch die Behauptung umzustoßen, daß es bisher an einer Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes gefehlt habe. Diese Behauptung verliert selbst dann an Gültigkeit

nicht,

man eingesteht, daß eine solche Ge-
das, was jene vortrefliche Männer
die Kritik und Aufhellung der Phi-
Alterthums gethan haben, kaum

ich hier die Meynung zu äußern wage,
einem Werke gemangelt, wie das
dem vorgesetzten Zwecke seyn sollte,
entfernt, mir einzubilden, als ob ich
h dasselbe die Lücke ausfüllen würde.
bildung zu hegen, bin ich mit dem
und seinen Schwierigkeiten nicht un-
d überhaupt nicht unbescheiden genug.
hn muß einmal gebrochen seyn, und
ch daher hinlänglich belohnt halten,
hiezu etwas beytrage.

rste Theil erzählt die philosophischen
Aegyptier und der Griechen bis auf
der Eleatiker. Ich würde noch
en seyn, wenn die Nähe der Messe
örhigt hätte, hier vorerst stehen zu
as man von den Philosophemen der
erser, Hindus, und Sinesen weiß,
oweit es in meinen Plan gehört,

nicht

nicht vernachläßigen, sondern aus guten Gründen an einem andern Orte einweben. Ich erinnere dieses, damit man sie nicht vor der Zeit vermisse.

Ungeachtet ich eine ziemlich leserliche Handschreibe, haben sich doch viele Druckfehler eingeschlichen, die sogar hin und wieder den Sinn entstellen. Ich hoffe, daß man wegen der Entfernung des Druckorts mir diese nicht zur Last legen werde.

Geschichte

Geschichte

losophirenden menschlichen Verstandes.

Erster Abschnitt.

nge der Philosophie überhaupt. rsuche der Aegyptier.

Erstes Kapitel.

en Keime der Philosophie und ihre Erzeugung.

ißt in einem Zeitalter, wo die nft dem Ziele, das sie von ihrem an zu erreichen strebte, sich über Welt, über die Natur der Dinge, , die Bestimmung, die Hoffnun-

gen, Rechte und Pflichten des Menschen aufzuklären, mehr als jemals nahe gekommen ist. Es hat Jahrhunderte voll Nachdenken, einen mühsamen Weg mit mannigfaltigen Hindernissen besäet, und unzählige Verirrungen gekostet, eh ihr der Versuch einigermaßen gelang, sich über das weite Gefilde menschlicher Kenntnisse, das in jenen Gegenständen vor ihr liegt, die freyere und erwünschtere Aussicht zu eröffnen, deren sie itzt genießt. Hat also überhaupt das Archiv des Menschengeschlechts für den ruhigen Forscher, der ein Vergnügen daran findet, einen Blick in das Vergangne zu thun, um das Gegenwärtige darüber zu vergessen, oder sich daraus zu erklären, hohen anziehenden Reiz, so ist gewiß auch für ihn die Geschichte der philosophirenden Vernunft eine der merkwürdigsten Urkunden darinn. Die Urkunde ist zwar mangelhaft, ein aus Bruchstücken, nur durch Kunst, und doch kaum haltbar, zusammenzusetzendes Ganze; aber das hat sie mit allen Denkmalen von den Erfahrungen der Menschheit gemein; und die Bruchstücke sind doch von der Art, daß sie auch, als solche, eine genauere Betrachtung verdienen. Sie sind schätzbare Documente, welche die Vernunft gegen sich selbst über ihren heutigen Besitz, und den Standpunct, welchen sie nunmehr eingenommen hat, rechtfertigen, und nach denen sie sich für die Bahn, die sie etwa in der Zukunft betreten möchte, immer wird orientiren müssen.

Die

ten Früchte menschlichen Nachdenkens,
ch nicht mehr allein auf Erhaltung des
Befriedigung thierischer Bedürfnisse be-
:loren, und durch die spätere Cultur
heit begraben. Wo die Sage des Al-
ängt, finden wir schon bürgerliche Ge-
Nationen in einer Staatsverfassung,
en, Handwerke, Künste, und frag-
vissenschaftliche Begriffe, wenn auch
, was sie an sich tragen, einen neuer-
ig derselben durch seine Einfalt oder
th. Die Sage zeigt historisch kei-
d, und kann ihn nicht zeigen, eben
sie ein Schauspiel von Menschen auf-
ufzustellen vermag, bey denen zuerst
sich zu dem erhob, was wir Phi-
nennen. Die Mosaische Kosmogo-
e philosophische Tradition, die wir
ine schöne ehrwürdige Dichtung der
lt; aber ihre wirklichen Urheber müs-
sophische Dichter zu Vorgängern ge-
nd wäre dieses auch nicht, so ist sie
rt eines reiferen Kopfes, der in die
öpfung weiter umher geschaut hatte,
Mensch umher geschaut haben mag,
Problem gerieth: Wer bin ich? und
tall um und über mich?
die Geschichte verläßt, wenn wir
aller Philosophie entdecken wollen,

so verläßt sie uns auch in Ansehung der ursprünglichen Veranlassungen dazu. Man kann wohl diejenigen philosophischen Begriffe, die am allgemeinsten unter der Menschheit verbreitet sind, für ebendieselben halten, welche der Verstand auch in der Kindheit des Menschengeschlechts zuerst hervorbrachte. Ideen von höhern mächtigern Wesen, welche auf die Erde und die sie bewohnenden Geschöpfe Einfluß haben, treffen wir bey allen Völkern im entferntesten Alterthume an, so wie noch itzt selbst unter solchen Wilden, die auf der untersten Stufe der Geistesbildung stehn. Allein, wie entstanden diese Begriffe? bey was für einer Gelegenheit? unter welchen Umständen? Das läßt sich schwerlich jemals historisch entwickeln, und es ist eitle Mühe, die man darum hierauf verwendet, weil man sich mit wahrscheinlichen Muthmaßungen, die zwar beym Allgemeinen stehn bleiben, aber doch hier nur allein möglich sind, nicht begnügen will.

Es kommt sehr viel auf die ganze Situation, Lebensweise, und die Verhältnisse roher Menschen an, um zu bestimmen, welche die erste und nächste Ursach gewesen seyn möge, die sie auf die Vorstellung von höhern, über sie waltenden Wesen hinleitete. Der träge Wilde, der Tage lang auf faulem Schilfe in seiner Höle liegt, und den nur der Hunger zur Thätigkeit treibt, genießt animalisch, und freut sich animalisch; seine ganze Geisteskraft scheint

sich

rische Gefühle zu beschränken. Wilde,
der Jagd nähren, haben nur Sinn für
gewisse Art von Instinct ist es, dem
und dessen Befriedigung ihre Glückse-
acht, der aber ihre Seele weiter nicht
r erhebt. Soll Empfindung der Be-
des Vergnügens so lebhaft, mächtig
nd werden, daß sie den Menschen gleich-
heraus treibt, und ihn nach Ursachen
ns und seines Genusses forschen heißt,
eit der Dinge um ihn her liegen, so
von längerer Dauer, öfter wiederholt,
t milder, verfeinerter, und von edle-
eyn. Einer innigern Freude über sein
der Mensch nur dann erst fähig, wenn
r besitzt und genießen kann, als er
edarf, und wenn er sich dieses durch
zu erwerben im Stande ist, die keine
Anstrengung seiner körperlichen Kräfte
n einen solchen Zustand kann man aber
versetzen, die entweder einen Grad
ereits erlangt haben, oder die unter
gütigen Himmel, auf fruchtbarem
von dem Ertrage ihrer Heerden und
ähren. Sorgen, die Quaalen des
tillen, Rauhigkeit der Witterung,
en die Anfälle reißender Thiere, und
selben, ermatten sie nicht, dahinge-
Muße ihre Empfänglichkeit für an-

genehme Eindrücke erhöhen, und selbst die schlummernde Wißbegierde in ihnen aufwecken. Dann ist auch leicht ein Moment herbeygeführt, wo die Freude sich gern mittheilen möchte, und sich einem höhern Wesen mittheilt, dem sie der Verstand etwa am meisten schuldig zu seyn glaubt. Nimmt man also Umstände an, wie sie sich dazu vereinigen müssen, um die Summe von Annehmlichkeiten des Lebens herbeyzuschaffen, die in dem Herzen des Naturmenschen ungewöhnliche Empfindungen der Freude und Dankbarkeit bewirkt, so kann man die letztere mit Grund für eine ergiebige Quelle des Begriffes vom göttlichen Wesen halten, wiewohl es nur Eine Quelle ist, außer der sich noch manche andre denken lassen.

Die Erkenntniß des rohen Menschen hängt mehr an der ersten unmittelbaren Anschauung der Sinne, wie bey dem gebildetern und aufgeklärtern. Jede nicht gemeine Naturerscheinung bewegt und erschüttert ihn gewaltsamer, und sein Staunen oder Schrecken ist um so viel größer, je mehr er in dem Buche der Natur ein Fremdling ist. Die Phänomene des Ungewitters, das Rollen des Donners, der Sturmwind, das Erdbeben, der Hagelschlag, was können sie wohl beym ersten Anblicke anders, als Entsetzen und Furcht, hervorbringen? Der Mensch sah diese große Veränderungen vorgehn, wider seine Erwartung, ohne sein Zuthun; es

mußte

in ihm die Vorstellung eines höhern un-
Wesens emporsteigen, durch dessen Hand
Gefühl der Furcht, das bey großen,
tark rührenden Wirkungen der Natur
nag daher eine andre Ursach gewesen
he die Idee göttlicher Wesen erzeugte.
ung der Freude und Dankbarkeit schon
dingungen voraussetzet, wenn sie stark
söll, um die Vorstellungen von göttli-
zu veranlassen, so glaube ich, daß Er-
auffallende Naturerscheinungen, und
lgende Furcht vor ihrem Urheber weit
ie den Glauben an die Existenz von
ündet haben. Auch die Aehnlichkeit,
innern Charakter der alten Volksre-
hat, sobald man sie, ohne allein an
ille zu hängen, mit einander vergleicht,
e Bemerkung. Die Gottheiten werden
er angebetet, als versöhnt; die
n ihnen zur Ehre anstellt, die heili-
e, die man beobachtet, die Opfer,
darbringt, sind nicht sowohl Aus-
nntlichkeit, der Bewunderung, als der
rem wirklichen oder möglichen Zorne,
rebens, diesen zu besänftigen, und
en. Jene Dankfeyer für empfangene
ätte sich der rohe Mensch gewiß oft
art, wenn ihn nicht sein abergläubi-
ner Sinn vor den Rächern der Un-

dankbarkeit hätte zittern lassen. Wir dürfen uns nur erinnern, wie häufig in den Zeiten der schon blühenden römischen Republik die Römer sich eine erlittene Niederlage, oder irgend einen andern grossen Unfall aus der Vernachläßigung einer ihrer Gottheiten und der Ahndung derselben erklärten. Was von den Römern gilt, kann mit noch weit grösserem Rechte, und in seiner vollesten Ausdehnung auf die Denkart der Menschheit im Naturstande angewandt werden. Ueberdem war dieser Ursprung des Begrifs von Göttern noch insofern von einer andern Seite fruchtbarer, als er mehr und dringender das Bedürfniß religiöser Handlungen erregt zu haben scheint. Der Mensch, der durch eine süße an Entzücken grenzende Stimmung, worinn ihn froher Lebensgenuß und eine heitere Phantasie versetzen, außer sich in die Höhe nach andern über ihn erhabenen Wesen blickt, die er für seine Wohlthäter erkennt, bleibt in dieser Stimmung nicht lange; seine religiöse Empfindung ist ein kurzdauernder vorübereilender Augenblick; zu einem eigentlichen Götterdienste, zur Stiftung und Heiligung von Festen, Söhnungsceremonien und Opfern bewegt sie ihn nicht. Hatte hingegen eine Naturerscheinung für die Situation des Wilden, für die Gegend um ihn her, traurige verwüstende Zerstörung zur Begleitung gehabt; was war natürlicher, als der Wunsch, sie nie wieder ertragen zu dürfen, und die zürnende Macht zu versöhnen, welche sie über

ihn

t? Hier bot er dieser zum Opfer an,
st das Liebste und Kostbarste war, die
ner Heerden und seines Feldes, und,
icht Genüge thaten, sein Weib und
. Die Menschenopfer der ältern Volks-
ben wohl mit allen übrigen Gattungen
nstes in einer ähnlichen Verirrung des
hren gemeinschaftlichen Grund. Es ist
nur von den ersten Anfängen des äu-
der Volksreligionen die Rede, der
durch tausendfach verschiedene einwir-
nde weiter entwickelte, abänderte und
e.

ch ist es eine ganz richtige Behaup-
man Empfindungen der Freude und
, oder der Furcht, als die gewöhnlich-
sten Triebfedern angiebt, wodurch bey
achdenkenden Menschen die Idee von
prungen sey; aber man hat auf die un-
chenden Eindrücke, wofür der mensch-
offen ist, und auf die sich so ungleiche
er den Stoff bearbeitet, welchen ihm
rbieten, nicht genug Rücksicht genom-
man nur diese Triebfedern allein be-
sie für die einzigen hält. Es giebt
n, in denen die Gründe und Gegen-
ogen werden, ob Gefühl der Dank-
ondere, oder bloße Furcht als die Ur-
sten Philosophie über die Götter zu

betrachten sey; diese kündigen schon durch die Wahl des Gegenstandes die Unbekanntschaft ihrer Verfasser mit dem menschlichen Geiste und seinen verschiedenen Richtungen an, worinn er sich zu äussern pflegt, und geäußert hat. Nur eine geringe Aufmerksamkeit auf uns selbst, wie wir in den Tagen der Kindheit über die Natur und ihre Ursachen dachten, und eine Fähigkeit, sich ganz in die Lage roher unwissender Wilden hineinträumen zu können, gehören dazu, um das Einseitige jenes Resultates klar einzusehen, womit man in der Geschichte der Menschheit so oft den Ursprung der Religionen hinlänglich erklärt zu haben meynt. Das letzte Princip, aus welchem die Idee von Göttern floß, und fließen konnte, ist das dem Verstande eigenthümliche Denkgesetz, von dem Bedingten auf das Unbedingte, von jeder Wirkung auf eine Ursach zu schließen. Wie unendlich mannigfaltig aber kann nicht das Gebiet von Wirkungen gewesen seyn, zu denen der Mensch durch die Beschaffenheit seiner Vernunft selbst unaufhörlich getrieben eine höhere Ursach außer sich aufsuchte? Der Mensch fühlte Bewußtseyn, Lebenskraft, Vermögen der willkührlichen Bewegung in sich; er bemerkte zwar dasselbe auch bey den Thieren; doch wegen der Aehnlichkeit der Organisation, welche diese im Ganzen mit dem Menschen haben, mochte es ihn nicht befremden, Thiere fast eben so leben und handeln zu sehn, wie er selbst lebte und handelte. Allein die Sonne

gieng

Morgens auf, brachte ihm den Tag,
n und Wärme auf ihn, seine Heerden
uren herab, und verschwand am Abend
Mond erleuchtete die Nacht; beyde
mäßig ihre Laufbahn an, und vollen-
Ohne daß hier gerade das Feuer der
in seinem Busen aufloderte, ohne daß
ängstigte, weidete vielleicht der Natur-
sein Auge an der prächtigen Scene, die
Mond ihm darstelleten. Für diese
kannte er keinen Urheber, der ihm selbst
ihnlich war; er erhob also Sonne und
zu Göttern. Der Strom in seiner
immer fort, bald ruhig, bald mit
bald innerhalb des Bettes, bald mit
der Ufer; wer bewegt wohl den Strom,
r Wilde; wer lenkt seine Wogen so
h? — Die Phantaſie erschuf ihm auf
inen Flußgott, dem sie die Quelle zum
hnsitze gab. So wurde bald die ganze
öttern bevölkert, wie die älteste My-
Griechen hievon ein so schönes und lehr-
iel ist. Eine unzählige Menge andrer
en, die der Begriff von Göttern ge-
ann, läßt sich noch von den Volks-
sgöttern, Schutzgöttern, Heroen, Ge-
onen des Alterthums, und den Fetisses
ntlehnen, deren religiöse Verehrung in
ng gewiß eben so zufällig, als verschieden

So

So wenig sich der Ursprung des Begriffes von höhern Wesen im Alterthume historisch darthun läßt, so wenig läßt sich auch der Weg genau bezeichnen, auf welchem die Vernunft zu andern gelangte, die man beynahe eben so allgemein in der frühsten Epoche des Menschengeschlechts, nur unter diesen und jenen Modificationen, antrifft. Schwerlich war jemals ein Volk, das nicht dunkle Vorstellungen von einem Zustande nach dem Tode gehabt, das nicht die Verbindlichkeit gewisser Pflichten und Rechte gegen andre anerkannt hätte; bey welchem nicht Begriffe von einer Art Moralität, waren sie auch noch so schief und unvollkommen, herrschend gewesen wären. Es dürfte nicht sehr mühsam seyn, wo nicht antiquarische Facta, doch Zeugnisse von Reisebeschreibern, dieser Meynung entgegenzusetzen, nach denen es ganz brutale Völker giebt und gegeben hat, unter welchen sogar jene rohe Elemente einer philosophischen Erkenntniß vermißt wurden. Indessen ist mir die Stimme der Reisebeschreiber in diesen Puncten nicht so bedeutend und gültig, als man sie gemeiniglich nimmt; denn ihre Beobachtung kann möglicher Weise nicht auf einer irgend vollständigen Induktion beruhen, da sie nur nach einzelnen Datis und Individuen, die noch dazu oft mißverstanden und verkannt wurden, angestellt ist; und ohnehin hab ich auch hier nicht ganz brutale Menschen im Sinne, sondern vielmehr solche, die sich schon aus dem bloß animalischen Leben hervorgearbei-

ben. Bey diesen wird vielleicht nie-
stellung durchaus mangeln, daß mit
tigen Leben das Daseyn des Menschen
endigt sey, und daß eine künftige Exi-
nlichen oder andern Bedingungen auf
o schwankend auch diese Vorstellung,
zur Deutlichkeit aufgehellt sie immer
Der Ursprung der Idee an sich von
en Leben hat wohl seinen zureichenden
n natürlichen Wunsche des Menschen
in der Unmöglichkeit eines anschauli-
vom Nichtseyn; dieser also nicht so-
Räthsel für den Geschichtforscher, als
e die Meynung von der Fortdauer nach
so verschiedenes, so seltsames Colorit
sie in ein so abentheuerliches Gewebe
von

---

uft sich zuweilen auf die alten Hebräer, daß
gstens in den frühern Zeiten keinen Zustand
n Tode geglaubt hätten. Nicht zu gedenken,
weyerley ist, keinen Zustand nach dem Tode
, und keine Vorstellung von einem solchen
e haben, deren Nichtexistenz bey einem alten
iemand beweisen kann, so ist auch das Factum
S. Hrn. Prof. Ständlins schätzbare Ab-
g: Doctrinae de futura corporum exa-
rum instauratione ante Christum historia.
Eine andre neuerlich erschienene Schrift:
den Orcus der alten Hebräer, hab ich noch
sehen.

von Träumen ausartete, dergleichen die Phantasie der Menschen schon im frühesten Alterthume zusammensetzte; hierüber klärt die Geschichte nicht auf. Man findet diese Meynungen nicht in ihrer Entstehung, sondern in den entferntesten Zeiten bereits in einem zusammenhängenden Systeme. Die Begriffe mehrerer der ältesten Völker von der Unverletzlichkeit des Eigenthums, der ehelichen Verpflichtungen, der Heiligkeit gegebner Zusagen, der Rechte der Gastfreundschaft, können wohl ursprünglich aus Gefühlen bald des Eigennutzes, bald diesem entgegenstehender sympathetischen Empfindungen abgeleitet, oder auch auf eine Vernunfteinsicht ihrer Nothwendigkeit zur gegenseitigen Ruhe und Sicherheit vor Beeinträchtigungen zurückgeführt werden; allein unter was für eintretenden Umständen, und durch welche wirkliche Ursachen der erwachende Verstand die Triebe thierischer Sinnlichkeit, die jene Begriffe und die nach und nach aus ihnen sich bildenden Grundsätze verdrängen und ersticken mußten, oder doch mit ihnen im Antagonismus waren, allmälig besiegte, wie er sich selbst zu gleicher Herrschaft mit ihnen, und sogar zur entscheidenden Oberherrschaft emporschwang, so daß vernünftige Maximen des Handelns in der ersten cultivirtern menschlichen Gesellschaft allgemeingeltend wurden, sagt uns kein Blatt der Vorzeit mehr.

Zweytes Kapitel.

lk, welches zuerst Philosophie unter sich
atte, läßt sich nicht bestimmen.

acher Grundsatz, der sich jedem unbefan-
ersucher des Alterthums aufdrängt, so-
lbst Thatsachen von eingebildeten Hypo-
htig abzuscheiden weiß, ist dieser: daß
ffen könne, historische Wahrheit entdeckt zu
o uns keine Data dazu gegeben sind,
olglich auch jede historische Muthmaßung
y und leeres Blendwerk übergehe, sobald
worauf sie beruhen soll, unrichtig ge-
falsch angewandt werden, oder man
ihnen folgert, als in ihnen enthalten ist.
ch dieser Grundsatz schon dem gemeinen
nne in seiner vollen Klarheit erscheint,
s dem Begriffe der Geschichte selbst un-
lich ergiebt, so ist er doch nirgend mehr,
historisch antiquarischen Studium über-
en. Daher stößt man nirgend auf so
rten der verirrten oder schwärmenden
die ein einziger Hauch gründlicher Kri-
Richtigkeit auflößt, auf so viel verschie-
oft einander schnurstracks widersprechen-
sen, deren eine, wie die andre, sich auf
und einseitiges Raisonnement stützt, auf
gereimte und zwecklose, wiewohl manch-

mal

mal mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, der zugleich Bewunderung und Bedauern abnöthigt, angestellte Forschungen, als grade im Gebiete der Alterthumskunde überhaupt genommen. Man hätte erst die Facta sammeln, ordnen, beurtheilen und sichten, und hernach raisonniren sollen; anstatt daß man gemeiniglich raisonnirt hat, und erst hinterdrein Facta zusammentrug, wie sie zu dem Luftgebäude, das man sich geschaffen hatte, passen oder nicht passen mochten. Nur wenige treffliche Männer haben in unsern Tagen einen bessern Gesichtspunct gefaßt, und in dieser Hinsicht durch ihr Beyspiel vorgeleuchtet.

Nicht ohne Grund haben sich mehrere neuere Schriftsteller der Auflösung des Problems unterzogen, welches Volk des Alterthums zuerst Philosophie unter sich gehabt habe, oder, welches das älteste philosophirende Volk gewesen sey? Vielleicht möchte dieses manchem beym ersten Blicke nur ein Gegenstand neugieriger Speculation zu seyn scheinen; denn was interessirt es uns weiter, gegenwärtig zu wissen, was für einem Volke die Ehre der Erfindung der Philosophie gebühre? Es ist genug, wenn wir nur darüber unterrichtet sind, was die philosophischen Erkenntnisse dieser oder jener Nation für Gehalt und Werth hatten, wie und wodurch der Verstand sich bey diesen zur grössern Reife entwickelte, inwiefern er mehr, als vorher geschehn war, vorwärts gieng, oder zurücksank;

zumal

ch ohnehin ereignen dürfte, daß das
irende Volk in Ansehung der Schätze
selbst, die es etwa besessen haben
ergleichung mit den spätern das ärm-
in Beziehung auf uns, und den heu-
ber philosophischen Wissenschaften das
wäre. Gleichwol hat doch die Fra-
n anders die Absicht und den Sinn
versteht, für die ganze Geschichte des
Verstandes Wichtigkeit genug, und
was die etwanige Beantwortung
hrt, ist von so entscheidenden Folgen,
für sich nicht übergangen werden darf.
s erste philosophische Volk nicht isolirt
ine Einsichten innerhalb seiner Sphä-
sondern vielmehr dieselben auf seine
andre Völker, womit es in Ver-
mittelbar oder unmitelbar verpflanzt;
le Erfahrung und Geschichte streitet,
was unter einer Nation angezündet
auch einige Stralen auf andre gewor-
e. Könnte daher ausgemacht wer-
as erste originale Volk gewesen sey,
te philosophische Denker hervortraten,
n den Fortschritten seiner Cultur bis
chen Erkenntniß erhob, so würden
anche Phänomene im Geiste des Al-
nche Eigenthümlichkeiten in den phi-
ystemen später aufgeklärter Völker,

manche Aehnlichkeiten, welche die Ideen verschiedener alter Nationen über einerley Objecte haben, wovon man sonst die Ursach vermißt, besser begreifen lassen, und selbst der ganze Gang des menschlichen Verstandes ließe sich bis zu den ersten Versuchen, die er wagte, zurück verfolgen.

Bey allem Reize aber, den die Frage über das erste philosophirende Volk hat, wird sie doch kaum jemals allgemein genugthuend beantwortet werden können, und es ist nicht überflüssig, die Gründe hievon genauer zu erklären. Erstlich sie schließt sich dicht an eine andre an, die mit noch größern Dunkelheiten verknüpft ist, und dennoch vor ihr hier erörtert seyn muß. Die Existenz philosophischer Ideen unter einer Nation setzt allemal schon einen höhern Grad von Geselligkeit und Cultur bey derselben voraus, ohne welchen sie nicht statt haben kann, zum mindesten nicht in dem Maaße, daß sie Aufmerksamkeit verdiente. Fragt man also, bey welchem Volke wurde die Muse der Philosophie geboren, so fragt man gewissermaßen zugleich, welches Volk zeichnete sich zuerst durch eine vorzüglichere Cultur aus? So lange die Behauptung nicht umgestoßen oder widerlegt werden kann, daß Philosophie nie ein Antheil roher barbarischer Horden war, so kann man auch im Alterthume das erste philosophirende Volk nicht aufsuchen, ohne nicht zugleich das erste cultivirte aufsuchen zu müssen. Man darf immer zugeben, daß eine Nation eine

Art

ltur haben könne, ohne daß diese, grade
phischen Ideen, die tiefere Kenntniß und
s Nachdenken voraussetzen, verbunden
und daß also das erste cultivirte Volk
t auch das erste philosophirende zu seyn
a der Begriff Cultur überdem ein so
und so wandelbarer Begriff ist. Dem-
können wir doch nicht ein Volk in An-
er Geistesbildung für das erste und älte-
so lange wir nicht überzeugt sind,
früheres gab, welches sich bereits eben
er noch mehr hervorthat, oder dessen Cul-
de so, wie bey jenem, und vielleicht
auf Verfeinerung des Verstandes bezog.
er ältesten Philosophie muß also hier ih-
ng von der Geschichte der ältesten Cultur

Nun ist aber der erste Sitz der Cul-
elchem aus sie ihre wohlthätige Hand
Menschengeschlecht weiter erstreckte, sehr
nicht unmöglich zu bestimmen, da unsre
s dahin gar nicht reichen, und die Mey-
Geschichtforscher darüber so sehr im Wi-
nd.

ange die letztern den Monumenten folgen,
Zeit unter den Ruinen der Vorwelt er-
bleiben ihre Muthmaßungen noch er-
nd wenigstens innerhalb den Schranken
hkeit und Wahrscheinlichkeit; aber lei-
Gelehrten, welche sich mit diesen Ge-

genständen beschäfftigt haben, sogar auch oft von aller sichern Spur abgewichen. Indem sie zu anderweitigen Erklärungsgründen ihre Zuflucht nehmen, sind sie auf mancherley Abwege gerathen, die sie zu excentrischen, obgleich für den Unkundigen blendenden, Behauptungen führten. Es liegt außer meinem Zwecke, mich bey den vielen, oft sehr sinnreichen und gelehrten Systemen zu verweilen, die in der Literatur der Urgeschichte prangen, und die mit geringerer Mühe sich niederreißen lassen, als womit sie erbaut wurden. Um wahrzunehmen, wie unbekant der Ursprung der Cultur sey, und wie wenig zuverläßig man eine Nation im Alterthume die erste cultivirte des Erdbodens nennen könne, ist es auch nicht einmal nöthig, die Meynungen des Bailly über den Wohnort des Urvolks in der Nähe des Nordpols, die etymologischen Grillen des Court de Gebelin; die Hypothese von den Uriern oder Celten, als den Stammvätern der Menschen; die gelehrten und scharfsinnigen Träume des Delille über die Geschichte der Atlanten; endlich die Einfälle eines großen Mannes, des Ritters von Linnée über die ehemalige milde und glückliche Temperatur von Sibirien, die dort wildwachsenden Getraidearten, und andre Ueberreste des Anbaus von einem großen Menschenstamme, der vor aller historischen Epoche in diesen Gegenden lebte, von hieraus die übrige Erde bevölkerte, und sich bis in das entfernteste Asien hin verbreitete, zu vergleichen und

Man darf nur an die entgegenstehenden
en, selbst solcher Gelehrten, die frey von
mit gründlicher Alterthumskunde, und
ntersuchten, über die Lage des Para-
den Erdstrich, welchen die ersten Men-
nach jener Ueberschwemmung einnah-
elcher die Mosaische Tradition spricht,
ald läßt man diese vom Caucasus herab
des Kaspischen Meers, oder in den
ie der Euphrat und Tigris bewässern,
; bald hält man Indostan für das
der Menschen, und die erste Pflegerinn
und in beyden Meynungen hat man
und wider sich, ohne eine derselben zur
Evidenz bringen zu können *).

---

illy lettres sur l'origine des sciences p.
- Lettres sur l'Atlantide p. 143. 303. 307.
Platon. Tim. Opp. p. 523, E. ed. Lugd.
Plutarch. Solon. Opp. T. I. p. 96. ed.
— *Court de Gebelin* monde primitif. —
re nouvelle de tous les peuples du monde,
toire des hommes (par l'Abbé *Delille*).
Welt- und Menschengeschichte. Aus dem Fran-
l. Mit Zusätzen und Anmerkungen von Mi-
chißmann. Alte Geschichte. Band 1. — Ori-
es premieres Sociétés, des peuples, des
s, des arts, & des idiomes anciens &
nes. A Amsterdam. 1770. 8. — *Linnaei*
de necessitate promovendae hist. nat. in
Vpsalae 1764. Vergl. *Heyne* opusc.
Vol. I. p. 330 ff. Die Linnaeischen Nachrich-
ten,

Zweytens gesetzt aber auch, daß sich das Land der Erde, wo die frühste Cultur gedeihte, nnd

---

ten, daß das Getraide in Siblrien wild wachse, sind theils berichtigt, theils erklärt von Pallas, in den Nordischen Beyträgen Band II. p. 357. Höchst lehrreich sind für die ganze obige Untersuchung eben dieses Gelehrten: Observations sur la formation des montagnes & les changemens arrivés au globe. A St. Petersbourg 1777. p. 13. Da mir seine Meynung über den Erdstrich, wo sich das erste Menschengeschlecht niederließ, und von wo aus es sich weiter verbreitete, unter allen die annehmlichste scheint, so will ich sie mit seinen eignen Worten hersetzen: Pour trouver la plus grande élevation effective de l'Asie le moien le plus sur est, de remonter le cours des grandes rivieres, qui se jettent dans les mers opposées, & de rechercher leur premieres sources. L'Inde & le Gange, qui vont mêler leurs eaux à l'Océan Indien, & le Ghóango, qui traversent la Chine, se jette dans l'Océan oriental, prennent leurs principales sources dans les effroiables groupes de montagnes au Nord des Indes, dont le Tybet & le royaume de Cachemire sont hériſſés, & qui ont été celebrés par tous les voyageurs. C'est donc là le terrein le plus élevé à l'égard de toute l'Asie meridionale; c'est de là, que tous ces heureux climats penchent vers le tropique, & réçoivent l'influence de la zone torride par les vents du midi. C'est de là, que partent les chaines de montagnes, qui parcourent la Perse vers l'Occident, les deux presqu'isles de l'Inde au Sud & la Chine vers l'Orient. C'est dans les vallées du midi de cet ancien païs, qu'on doit chercher la premiere patrie de nôtre espêce, sur tout

olk, welches sich zuerst derselben rüh-
ach zusammentreffenden historischen Da-
nden mit Wahrscheinlichkeit errathen
dennoch damit für den Hauptpunct,
des Alterthums das erste philoso-
gewesen sey, bey weitem nicht genug
Eine Stufe der Cultur muß eine Na-
s erstiegen haben, wenn auch nur ein
chimmer der Aufklärung unter ihr däm-
s müssen sich alsdenn schon mehr gün-
sse zu einer vorzüglichern Entwickelung
äfte bey ihr vereinigt haben. Doch
ses nicht umkehren, und vom Daseyn
Cultur bey einem Volke auf das Da-

---

e la race des hommes blancs, qui ont été
eupler en foule les heureuses contrées de
e, de la Perse, & surtout de l'Inde, où
eu de tout le monde habitent les nations
s anciennement cultivées de l'univers, &
t-étre l'on doit chercher les raçines des
s primitives de l'Asie & de l'Europe. Le
même, la plus haute contrée de l'Asie,
s habitans se disent issus d'vne race de
aborigines, auxquels d'ailleurs ils por-
elque ressemblance, n'a été (selon leurs
ns) policé, que par des instructeurs ve-
l'Inde, & n'en était peut-être, qu'une
échappée dans les prémiers âges de la
vage, ainsi que la plûpart des peuples de
les colonies de l'Europe & des habitans
d'Isles au midi de l'Asie. S. auch die

seyn philosophischer Meynungen und Vorstellungs-
arten schließen. Denn von diesen sind vielleicht
wenig oder gar keine Spuren bey ihm anzutreffen,
während schon Viehzucht, Ackerbau, Handwerke,
Künste und Gewerbe blühn. Wäre dieses nicht an
und für sich einleuchtend, fände vielmehr selbst das
Gegentheil hievon statt, so würde uns gleichwohl
die Geschichte vieles von Nationen in Asien, deren
Werke und Thaten über die Zeit der zuverläßigen
historischen Kunde hinausgehn, als Sage erzählen,
ohne etwas von ihrer ältesten Philosophie zu erwäh-
nen; sie würde uns sehr alte cultivirte Völker nen-
nen, ohne daß wir dadurch zugleich erführen, ob und
inwiefern sie jemals über Gegenstände der Philoso-
phie gedacht und gemeynt hätten. Es mögen im-
mer unter ihnen einzelne Köpfe der Betrachtung der
Natur nachgehangen haben; sie mögen diese und
jene Lehren darüber ihren Zeitgenossen mitgetheilt,
und auf die Nachkommen vererbt haben; wir wis-
sen doch beydes nicht, und zu Muthmaßungen sind
wir nicht weiter berechtigt. Von den ältesten
morgenländischen Völkern haben wir nur Berichte
der Griechen, und zwar diese sehr mangelhaft, voll
Fabeln, voll Misverständnisse, voll Verschönerun-
gen und Uebertreibungen. Auch betreffen sie nur
einen sehr kleinen Strich Asiens, etwas genauer,
etwa bis zu dem Sitze des Persischen Reichs, und
ungewisser, soweit die spätern Eroberungen Alexan-
ders des Großen sich ausdehnten. Wir haben also

nicht

genug von den ältesten morgenländi-
n, um ihre frühere Geschichte gehö-
n zu können, um den Grad ihrer Cul-
nen, und daraus sowohl, wie aus an-
und Traditionen, ihre Geistesaufklä-
igen. Was die neuern Reisebeschrei-
jenen Gegenden, und unter den heuti-
r Religionen, Meynungen und Sit-
lker gelebt haben, von ihnen, und ih-
und Weisen erfuhren, wird schon da-
htig, und muß es werden, daß es aus
von Factis besteht, die vor mehrern
ren geschehn seyn sollen, aus Rhapso-
senschaftlichen Kentnissen, und religiö-
artikeln, wo der Farbe eines so hohen
als ihnen beygelegt wird, ihr moder-
fremdartiger Inhalt selbst widerspricht.
auch das Volk, dem die Geschichte
ein Etwas von Philosophie beylegt,
Aegyptier, für das erste originale Volk
ckficht halten, so dürfen wir doch die-
ern, als uns die Geschichte nun ein-
ter führt. In jenem Zeitalter, wo
s bekant wird, war es schon zu culti-
ß nicht eine sehr beträchtliche Reihe von
e vorausgegangen seyn müssen, deren
eiten verloren sind. Die Stammvä-
schengeschlechts können die Aegyptier oh-
ewesen seyn; wiewohl sie selbst, oder

vielmehr ihre Priester, sich dieses Vorzugs gegen die Griechen, die nur zu geneigt waren, ihnen ein willliges Ohr zu leihen, rühmten. Gerade die Schwierigkeiten des Locals, womit die ersten Anbauer Aegyptens, die ich hernach zeigen werde, unstreitig haben kämpfen müssen, eh es bewohnbar wurde, bestärken den entgegengesetzten Schluß, daß sie schon einen Grad von Cultur mit hinbrachten; daß sie also nicht als Wilde eingewandert, vielweniger Autochthonen waren, sondern ihre Abkunft und den Anfang ihrer Politur irgend einem ältern Muttervolke verdankten, wenn sich gleich dieses nicht mehr mit Gewißheit nahmhaft machen läßt. Ich bin übrigens weit entfernt, das ehemalige Daseyn eines großen Urvolks, das die Erde ursprünglich bevölkerte, anbaute, und sich dadurch Ansprüche auf die Verehrung der spätesten Nachwelt erwarb, aus dem Grunde anzunehmen, weil man im höchsten Alterthume nicht sowohl Anfänge, als Trümmer ehmaliger Cultur bemerke. Diese Idee ist zwar scheinbar, aber doch auf sehr schwache Beweise gestützt, und es hängt alles von dem Auge ab, das hier sieht, ob es Trümmer oder Elemente sieht.

Drittens, die erste Philosophie eines jeden alten Volks ist in seiner Religion zu suchen. Die Begriffe von Göttern, ihrer Obwaltung, und der daher nothwendigen Verehrung derselben durch Opfer und feyerliche Gebräuche gehn aller übrigen

Phi-

orher. Käme also jemand, um das
irende Volk zu finden, auf den Ein=
e Nation aufzusuchen, welche zuerst
unter sich hatte und dieselbe als hei=
Nationalangelegenheit betrachtete, so
hl auf keine andre Art thunlich, als daß
Religionen mit einander vergliche, und
as in ihnen charakteristisch, aber doch
chaftlich wäre, hervorzuziehen und zu
h benühte. Hiezu ist aber nicht blos
wie es zu einem andern Zwecke seyn
man etwa den Genius der alten Reli=
upt darthun wollte, allgemeine Merk=
nnzeichen anzugeben, worinn alle mit
mmenlaufen; z. B. daß fast keine war,
Sonne und Mond, als Gottheiten,
rden. Denn diese allgemeinen Merk=
, weil der rohe Mensch in seiner Art
und zu denken in noch so verschiedenen
agen und Umständen doch im Ganzen
ihnlich ist, zu gleicher Zeit unter meh=
ander unabhängigen und abgesonderten
anden seyn, so daß alle in diesem Sin=
ginale wären, und keines sie von dem
Mittheilung und Belehrung bekom=
Die Babylonier, und andre Völker
lsiens konten eben so früh oder auch
ienst der Gestirne nach den Eingebun=
Mitglieder von ihnen unter sich auf=
nehmen,

nehmen, als die Aegyptier, und dennoch ihn nich von diesen erhalten, oder umgekehrt, auf diese fort gepflanzt haben. Sollen demnach jene allgemeine Merkmale der ältesten Religionen auf ein Urvol hindeuten, das Richter und Lehrer derselben war, so müssen sie auch charakteristisch, oder von de Beschaffenheit seyn, daß sie nur unter Einem Vol ke, wo sich Clima, Situation, Verfassung, Le bensweise, Schicksale, und andre einwirkende Din ge dazu combinirten, so entstehn konten. Dergle chen wären etwa der Thierdienst der Aegyptier, die Anbetung des Feuers bey den Persern. Fände man Spuren von jenem, oder dieser in allen ältesten Re ligionen, so haben beyde so etwas Besonderes und Eigenthümliches, daß sie für alle, worinn sie In gredienzen wären, Eine Abstammung verrathen würden. Allein solche Kennzeichen, die den ältesten Volksreligionen gemeinschaftlich, und doch daneben an sich charakteristisch wären, giebt es nicht, und folglich geht hier wieder ein Hülfsmittel ab, um das erste philosophirende Volk mit Gewißheit oder hoher Wahrscheinlichkeit zu entdecken.

Viertens, endlich die Abkunft der ältesten Völker von einander läßt sich nicht in einer Stamm tafel verzeichnen, so wenig als sich ihr gegenseitig höheres, oder geringeres Alterthum berechnen läßt. Leiten uns auch die Geschichte, oder Gründe aus der physischen Beschaffenheit des Erdbodens, aus gewissen naturhistorischen Factis entlehnt, zu dem

Erd-

, wo vermutlich die ersten Menschen-
ßen Haufen sich versammelten, so ist
Art und Weise der Bevölkerung der
Länder, und die allmälige Verbrei-
ur über dieselben noch nicht erklärt.
e, welche uns die Mosaische Urkunde
rsprechen scheint, sind zu einzeln, zu
zu unbestimmt, und eben daher zu
ngen fähig, als daß sie für uns hin-
befriedigend seyn könten, und die an-
rklärungsgründe, auf welche man et-
allen kann, haben auch ihre eignen
n. Die Cultur der einzelnen Natio-
in demselben Verhältnisse mit ihrer
m Mutterlande, wie man es allen-
n sollte. Wollen wir uns auch um
, welche sich in das nördliche und öst-
d Europa verloren, und die vielleicht
nnung von dem Urstamme, durch die
fenthalts, ihre Lebensart, und die
ieder verwilderten und ausarteten,
rn, weil wir nichts von ihnen wis-
auch kein Interesse für sie haben, so
st die Verschiedenheit der Grade der
n Völkern, die sich von dem Innern
gen Mittag und Abend wandten, im
ihrer verschiedenen Entfernung von
chen Heimath viel Dunkelheit in die-
terie. Wenn die Aegyptier ursprüng-

lich

lich eine Colonie der Asiaten waren, oder auch falls man ja will, der Aethiopier, so hinderte selb die frühe und vorzügliche Politur, welche sie vo ihren Nachbarn, die dem Muttervolke weit näh lagen, voraus hatten, dieses sowohl, als den er sten Quell ihrer Cultur zu bestimmen*). Daß s

*) Hr. Meiners leitet die Abkunft der alten Aegyptie und Aethiopier von den südlichen und nördlichen In dostanern her. S. Comment. de veterum Aegyp tiorum origine p. 57. in den Commentt. Soc Reg. Scient, Gotting. Vol. X. Er unterscheidet in dem alten Aegypten gewissermaaßen zwey Hauptstämme wovon der eine die gemeinen Aegyptier ausmachte die völlig Negerartig waren; der andre aber sich durc einen edlern, größern und stärkern Körperbau aus zeichnete, daher auch jenen sich unterjochte, und nachdem beyde in eine Nation zusammengeflossen wa ren, den Priester- und Wehrstand bildete. Sein vornehmsten Gründe für diese Ableitung der Aegyptie beruhen auf der Uebereinstimmung, die theils in An sehung der physischen Beschaffenheit der Aegyptier und Indostaner, theils in Ansehung der Eintheilung bey der Völker in gewisse Classen, der religiösen Meynun gen und Gebräuche, der Lebensart der Priester. u. s w. statt findet. So sehr sich auch diese Meynung durch historische Wahrscheinlichkeit empfiehlt, so scheint es mir doch, daß sie das, was in unserem Probleme das Wichtigste ist, nicht auflöst, ob nämlich die Ae gyptier auch den Saamen ihrer Cultur ursprünglich aus Indostan an die Ufer des Nils mitbrachten. Denn der ältere Zustand der Bewohner von Hindostan ist uns unbekannt, und ihre politischen und religiösen Einrichtungen, wie wir sie aus spätern Beschreibungen kennen,

Genie alles verdankten, kann man un:
en; sie mögen in Aegypten, durch
gen, sich mehr entwickelt haben; sie
re besondre Form, ihr ganz einziges
räge, empfangen haben: allein die
Fremdlinge, die von Asien her Ae:
en, waren keine durchaus rohe Bar:
Wäre nun die Cultur der angrenzen:
der Aegyptischen angemessen gewe:
e Geschichte, daß sie bey den entfern:
bis in Asien hinein weiter in einer ähn:
tion fortgegangen sey: so käme man
zt auf einen Endpunct; aber dieß ist
Die Nationen zunächst außerhalb
bst die Aethiopier, waren Nomaden;
ten die Aegyptier wenig oder nichts
, zumal da sie das nomadische Leben
. Welchem ältern Volke sie demnach
die

---

nd die mit den Aegyptischen allerdings auffal-
hnlichkeit haben, können vielleicht auf irgend
selbst aus Aegypten dorthin verpflanzt seyn.
ch doch in den Glaubensartikeln der Hindo-
ie die neuern Reisebeschreiber sie charakteri-
puren von christlichen Dogmen! — Wie
legyptier ihre erste Cultur empfiengen, bleibt
wenn man auch den Resultaten, die Hr.
aus seiner Untersuchung über den Ursprung
Aegyptier gezogen hat, beypflichtet, und
yptier für eine Colonie aus Indostan hält.

die erste Grundlage ihrer nachherigen Bildung schu
dig waren, wird wohl immer ein Gegenstand ve
geblicher Nachforschungen seyn. Daß die Barb
rey der Völker, die zwischen den Aegyptiern un
dem Urvolke wohnten, keinen Grund abgebe, wa
um sie nicht mit jenen zugleich von diesem hätte
ausgegangen seyn können, ist zwar außer Zweifel
die Mittelvölker, um sie zu nennen, konten von de
Cultur wieder zurücksinken, und die Aegyptier kon
ten sich ungewöhnlich erheben; gleichwohl ist ebe
dieß auch wiederum Ursache, daß wir itzt nich
mehr wissen können, ob und inwiefern die Aegyp
tier in ihrer Cultur original sind, oder nicht.

Nicht minder wird das gegenseitige verschied
ne Alterthum der Nationen in der Geschichte mi
undurchdringlicher Dunkelheit umhült bleiben. Jahr
bücher, worinn die Begebenheiten, Thaten un
Schicksale einer Nation dem Andenken der Nachwel
überliefert werden, gab es in den ersten Zeiten ihre
Existenz nicht, wo man die Schreibkunst, und di
Materialen dazu noch nicht kannte; wo die Sprach
arm, ungeordnet, und ohne feste Bedeutung war
und wo die Hauptzüge der Denkwürdigkeiten nu
mündlichen Gesängen und Traditionen anvertraue
wurden, bey denen man, selbst wenn sie sich bis au
uns erhalten haben, die nakte historische Wahrhei
kaum unter dem Gewande, das die aufwallend
Empfindung des Nationalenthusiasmus, und de

Wah

lberglaubens, um sie her geworfen ha:
rschimmern sieht. Die meisten dieser
ren sich in der Folge der Jahrhunderte
tionen selbst, oder wurden verunstal:
eutlich; mit ihnen gieng die erste Ge:
ationen verloren. Es entstanden auch
tionen; ein Volk wurde von dem an:
nem Wohnsitze verdrängt, und suchte
eimath auf; über dieser wurde der er:
welcher es nährte, vergessen. Oder
sich mit einer erobernden Horde, oder
nde wandernde Haufen, einzelne Indi:
en Blutes und Sinnes, unter sich auf,
durch größere Stärke, durch Ueber:
Muth und Kentnissen, unter ihm her:
n, und den Urstamm umschufen. Sol:
se, die es erschweren, dem gegenseiti:
me der Nationen nachzuspüren, lassen
ählige hinzusetzen. Zuletzt kam oft ein
Dünkel jedes Volks dazu, das älteste
densöhnen seyn, und dieses durch lü:
umente, welchen das neuere Auge nicht
an der Stirn ansieht, was sie sind,
ollen.

, dünkt mich also, hinlänglich entschie:
daß es vergeblich ist, ein Volk im
von welchem Cultur, Religion, und
ausgiengen, und das der erste allge:
des Menschengeschlechts war, nach

historischen Datis, die doch alle zu dieser Absicht nicht genug thun, angeben zu wollen. Man kann den Untersuchungen hierüber nur so lange nachhängen, als man Stoff zu historischen Hypothesen mit dem Stoffe zu ächter Geschichte verwechselt. Wenn man sich hingegen bloß an dem letztern hält; und die Geschichte der Philosophie im Alterthume von der Epoche und dem Volke anhebt, wo uns zuerst sicherere und zuverlässigere historische Thatsachen vorkommen, so kann man insofern auch das erste philosophirende Volk bestimmen. Es wird dieses alsdenn nur dasjenige seyn, was sich früher, als andre, durch ein besonderes Religionssystem, eine regelmäßigere Staatsverfassung, und auch durch raisonnirte Meynungen von Gegenständen der Philosophie überhaupt merkwürdig gemacht hat.

Drittes Kapitel.

Philosophische Versuche der Aegyptier.

Sowohl durch eine von vielen Seiten merkwürdige physische, moralische und politische Beschaffenheit, als auch durch ihre erste Versuche im Gebiete der philosophischen Entdeckungen ziehn die Aegyptier vor allen andern Völkern des Alterthums den Blick des

Ge-

chers auf sich. Zu einer Zeit, wo die
asiatischen Nationen Nomaden, und
sterniß der Barbarey umhüllt waren,
rden, die nirgend eine bleibende Stät-
der behaupten wollten, die Inseln des
d das feste Griechenland durchstreiften,
gypten schon ein Reich zusammengesetzter
standen schon große Städte, waren
gelmäßig vertheilt und angebaut, gab
und Handwerke, trotzten schon Pyra-
andre Denkmäler ägyptischen Fleißes,
her Kunst, der Vergänglichkeit. Statt
nader hie und da kaum Götter ahndete,
e Opfer brachte, und den vermeynten
lben Gehorsam leistete, herschte in
e Landesreligion, waren außer beson-
göttern einzelner Districte Nationalgott-
nein anerkannt, und ihr Dienst war
iliges Rituale festgesetzt. Soweit die
icht, war Aegypten überhaupt das
er erste Funken menschlicher Aufklärung
, und wo er lange glimmte, nicht um
eignes glänzendes Licht sich aufzuhel-
, wie es das Schicksal wollte, nur
as Licht anzuzünden, und hernach in
der zu erlöschen. Es wird also hier
diger seyn, den Grad der Aufklärung
u erwägen, welchen die Aegyptier er-
theils weil sie die erste denkende

Nation des Alterthums waren, die sich früher, wi
andre, durch Cultur, durch ein ausgebildetes Re
ligionssystem, und eine geordnete Staatsverfassun
hervorthaten, theils weil ihr Beytrag zur Aufklä
rung andrer Völker, namentlich der Griechen i
den ersten Zeiten, gar nicht abgeleugnet werde
kann.

Daß die Aegyptier in ihrer Cultur durchau
original waren, kann, wie ich in dem vorhergehen
den Kapitel erwähnt habe, nie mit Evidenz darge
than werden, wenn man die Keime der Cultur
welche die ersten Colonisten mit nach Aegypten übe
trugen, von dem nachherigen Wachsthum im Land
selbst richtig unterscheidet. Ich habe schon gesagt
daß das Locale von Aegypten die Erfindung de
Ackerbaus, und die Entstehung der bürgerliche
Gesellschaft fast unmöglich machte, ob es gleich vo
der Art war, daß es die Vervollkommnung beyde
außerordentlich begünstigen mußte. Da ich hier ei
ne Meynung äußere, die einer andern des Hrn
Plessing, des neuesten und eines der gelehrteste
Schriftsteller über diesen Gegenstand, widerspricht
so kann ich nicht umhin, sie durch eine Prüfun
des von ihm vorgebrachten Raisonnements zu befe
stigen *).

Aus

---

*) Plessings Memnonium, Th. I. S. 114.

ldung des Verstandes kann bey rohen
ht vor ihrer anderweitigen Cultur her-
rn beyde halten vielmehr gleichen Schritt,
gegenseitig durch einander bewirkt und
Dies vorausgesetzt, glaubt Hr. Ples-
an vorzüglich auf folgende Ursachen
hmen müsse, welche den Ursprung der
Gesellschaft, und mit ihr der Cultur
t haben. Die Menschen mußten sich
hen Lage befinden, wo die bürgerliche
ntstehen konte, und zwar so, daß mehr
Umständen entspringende Nothwendig-
nsicht des Verstandes daran Theil hat-
ßten also in einem Lande leben, oder
lagen werden, in dessen Grenzen sie zu
ngen waren, wo sie Jahrhunderte
keinem feindlichen Anfalle beunruhigt
dringendes Bedürfniß sie zum Acker-
findung der Hülfsmittel desselben, zur
r hieher gehörigen Kentnisse, insbe-
beiten antrieb, die sich ohne künstli-
h der Metalle nicht verrichten lassen.
dingungen sollen nun auf Aegypten,
en Einwohner desselben passen, und
s die Lehrer des Menschengeschlechts
essen, was bürgerliche Vereinigung,
urch Handwerke, Künste und Wissen-
zu verehren seyn.

Aegypten ist gegen Mitternacht vom mittelländischen Meere; gegen Morgen von der Wüste an der Erdenge zwischen Suez und dem Sirbonischen See, und einer langen Kette steiler Gebirge nach Aethiopien hin bis an den Nil; gegen Abend von den lybischen Gebirgen, hinter denen große Sandwüsten liegen, und die sich bis an die Wasserfälle des Nil hinziehn, und denselben begleiten, endlich gegen Mittag von eben diesen Nilkatarakten und den Wüsten Nubiens umgränzt. Das Land hat eine natürlich feste Lage; es ist ein nicht sehr breites Thal, das gegen Morgen und Abend Bergeinengen, die bey den Wasserfällen des Nil spitz zusammenlaufen. Man kann es sich noch mehr als Inselartig und fast ganz unzugänglich vorstellen, wenn man hinzunimmt, daß anfangs der untere Theil Aegyptens Heptanomis und das Delta vom Meere bedeckt waren, als welche erst Geschenke des Nils sind, und daß also das uralte Aegypten eigentlich bloß in dem Districte bestand, welcher späterhin Thebais hieß. Wenn nun durch irgend einen Zufall einmal Menschen in diese Gegend sich verirrten, so konten sie ihre bisherige nomadische Lebensart wegen der Ueberschwemmungen des Nil dort nicht fortsetzen; sie konten sich eben so wenig von der Jagd ernähren: sondern mußten, während der Nil ausgetreten war, von den mancherley Erdfrüchten, die Aegypten erzeugt, und die zur unmittelbaren Nahrung dienen, am Abhange der Ge-

birg

immerlich Leben fristen. Ohne schreckli
n konten sie Aegypten nicht wieder ver=
Nahrungsmittel mußten also bey dem
Zuwachse der Nation immer geringer,
hinreichend werden, sie zu unterhal=
onte selbst die Noth jene Colonisten bald
en, auf reichern Gewinn der Erdfrüch=
f Einsammlung von Vorräthen für die
sinnen. Hiezu war aber nothwendig,
Nil immer engere Schranken gegeben,
mpfe und Moräste, die der Nil, wenn
er in sein Bette zurückgezogen, hinter=
, abgeleitet, und weiter ausgetrocknet
n mehr Boden für die Erzielung von
erhalten. Natürlich verfiel man an
uf den künstlichen Anbau solcher Früch=
Schooß der Erde ursprünglich wild er=
unter diesen waren auch Getraidearten,
dem Zeugnisse glaubwürdiger alter
ehemals dort wild gewachsen seyn
r Ackerbau wurde demnach selbst durch
n nothwendig, worinn sich die ersten
Aegyptens befanden. Mag er auch in
gen höchst unvollkommen gewesen seyn;
Erfindungen eigen, daß sie nicht gleich
e werden, und daß erst häufigere An=
ngere Erfahrung, vereinigte Talente
ie sich damit beschäftigen, ihnen höhere
und leichtere Brauchbarkeit geben.

Die Beschaffenheit des ägyptischen Bodens mußt
den Ackerbau ungemein befördern. Er war größten
theils fetter fruchtbarer Nilschlamm, und bedurf
der Sorgfalt und Pflege nicht, die er anderswo
nöthig hat. Auch scheint das lockere Erdreich Ä
gyptens selbst die Gelegenheit gegeben zu haben, da
man den Pflug erfand. Der Anbauer bemerkte zu
fällig, was für Wirkung es that, wenn der besä
te Acker von Schweinen zertreten und umgewüh
wurde, und so dachte er auf ein künstliches Mi
tel den Boden umzuwenden, den hölzernen Pflug
dessen Mechanismus in der Folge mehr vervollkom
net wurde.

Aegyptens individuelle Natur hatte demnac
die Nothwendigkeit des künstlichen Ackerbaues er
zeugt, und die Erfindung desselben bewirkt. De
erste Grund zur Cultur war hiemit gelegt. Abe
dies ist allein noch nicht genug, um die Entstehun
einer so policirten bürgerlichen Gesellschaft, wi
schon die ältesten Aegyptier ausmachten, zu erklä
ren. Man muß auch begreifen können, wie dies
darauf geriethen, die Metalle zu bearbeiten, ein
Kunst, welche die Möglichkeit, wo nicht aller, doc
der meisten übrigen Künste und Handwerke in sic
schließt. Wilde Völker leben noch in der erste
Unschuld, so lange ihnen die Gewinnung der Me
talle, ihre Eigenschaften, und ihre Benutzung ver
borgen sind. Sie bleiben dabey unbekannt mit den
Reizen und Bequemlichkeiten des Lebens, obgleich
hiefü

h entschädigt, daß Thorheiten, Laster,
d moralisches Verderbniß sie in gerin-
und weniger furchtbar heimsuchten.
Aegypten die Cultur ursprünglich her-
seyn, so mußten in dem Lande selbst,
hältnissen seiner Einwohner die Ursa-
welche die Aufmerksamkeit dieser auf
, und deren Nutzen erregten, ja ihnen
tung derselben als nothwendiges unum-
rforderniß aufdrangen; und diese Ur-
in Aegypten leicht zu entdecken. Um
ie Ueberschwemmungen des Nil, gegen
ibenden Sümpfe und Seen zu schützen,
e Aegyptier gezwungen, ihren Gebäu-
t und Dauer zu geben. Um Land für
und fruchtbaren Acker zu gewinnen,
me, Canäle, und andre Hydraulische
g. Wie hätten sie diese Zwecke ohne
ichen können? Man muß sich hieben
en, daß Eisen das erste Metall war,
bedienten; im Gegentheil war dieses
uf dessen Gebrauch menschliche Indu-
pt verfiel; sondern sie verfertigten ihre
nen Geräthschaften, wie mehrere der älte-
aus Gold, Kupfer und Silber, deren
geltenden Werth sie vor der Verbrei-
talle weder kannten, noch unterschie-
Gewinnung und Bearbeitung der Me-
überdem um so geringere Schwierigkei-

ten für die Aegyptier haben, da nach glaubwürd
gen Zeugnissen alter Schriftsteller das Gold i
Aegypten in mehrern Gegenden gediegen, und zwa
ziemlich reichlich vormals zu Tage lag.

Auch die letzte noch übrige von den Bedi
gungen, unter welchen bürgerliche Gesellschaft un
Cultur allein gedeihen konten, daß die Nation
bey der sie zuerst statt gehabt haben soll, eine lang
Periode hindurch ruhig in sich selbst bestand, un
vor feindlichen Anfällen gesichert war, scheint gar
auf die Aegyptier zuzutreffen. Es war sehr schwe
und fast unmöglich, nach der Lage des Landes mi
einer Heeresmacht in Aegypten einzudringen, zu
mal für nomadische Völker, deren Züge nicht g
ordnet, und mit den unentbehrlichen Zurüstunge
und Hülfsmitteln versehn waren. Die Geschicht
selbst, meynt Hr. Plessing, erwähne vor der
Angriffe des Kambyses wirklich dergleiche
nicht.

Ich bin gar nicht in Abrede, daß dieses Rai
sonnement, wie ich es dem Wesentlichen nach hie
entwickelt habe, ungemein sinnreich ist, daß einzel
ne Data hier sehr glücklich zusammenstimmen, un
das aus jenem abgeleitete Resultat: „die Aegyptie
seyen die erste originale cultivirte Nation des Erd
bodens und die Lehrer der übrigen Völker gewe
sen," zu begünstigen scheinen. Es sey mir aber er
laubt, ihr einige Gründe entgegenzusetzen; vielleich
sind diese an sich unbedeutender, als sie mir vor
kommen

llein ich bin sie einer Hypothese schuldig,
widersprechen wage, und die von ihrem
h nach einer mühsamen Untersuchung
und durch weitläuftige Belesenheit un-

kann immer einräumen, daß dringendes
die Menschen auf die Erfindung des
führte, aber man kann auf der andern
nicht ableugnen, daß der Zufall ihnen
an die Hand geben können; er sey nun
welcher er will. Selbst um ihnen jenes
Bedürfniß zu leihen, braucht man sich
Menschen in Aegypten zu denken;
ern Ländern Asiens konten sie in eine
gerathen, derjenigen ähnlich, in welche
ing die ersten Colonisten Aegyptens ver-
n findet auch wirklich eben so früh andre
e und Völkerschaften dem Namen nach
ls einen Staat in Aegypten, nirgends
storische Spur: daß jene ihre Bildung,
, ihre Handwerke und Künste von die-
en hätten. Auf den Mythus vom Osi-
nem für die Erde so seegenvollem Zuge,
gerer Wahrscheinlichkeit ganz anders ent-
den kann, und auf die fabelhaften Er-
es Sesostris wird man sich doch nicht
len; so wenig wie man sich auf die ein-
radition der Aegyptier selbst berufen
Osiris und Isis sie den Ackerbau, Hand-

werke

werke und Künste gelehrt hätten, da diese allegorisch zu deuten ist. — Wenn, und wie sind denn in Asien jene großen Menschenhaufen zu bürgerlichen Gesellschaften übergegangen? wie haben sie den Ackerbau kennen gelernt, oder was bewog sie, ihn zu erfinden? — Einzelne Getraidearten wuchsen nicht bloß in Aegypten wild, sondern auch in den Gefilden um den Euphrat und Tigris, und in mehrern Erdgegenden *); also kann hievon insbesondre, und von der Lage der Aegyptier überhaupt kein Grund für die obige Behauptung des Hrn. Plessing entlehnt werden.

Ferner dürfen wir uns nur das Gemälde Aegyptens lebhaft ausmalen, aus der Zeit, als es von den ersten rohen Ankömlingen betreten wurde, und es werden neue Schwierigkeiten gegen dieselbe erwachsen. Sieben Monate hindurch waren die Thäler unter Wasser, und ehe die Kunst zu Hülfe kam, mußte jede jährliche Ueberschwemmung des Nil eine viel größere Menge Sümpfe und Moräste hinter sich lassen, wie sie in der Folge that. Nun denken wir uns Menschen ohne alle Ideen vom Ackerbau! Sollte nicht grade diese Beschaffenheit des Locals die Erfindung des Ackerbaus unendlich erschwert und gewissermaaßen unmöglich gemacht haben? — vereinigte sich nicht dagegen in den schö-

nen

*) Heyne Opusc. acad. Vol. I. p. 330. sq.

Asiens alles, um die ersten glücklichen Be-
lben dazu einzuladen? — Wiederum lasse
inge nach Aegypten kommen, die schon
Verhältnisse eines geselligen Lebens ge-
mit den Anfängen des Ackerbaus be-
; welche die Nothwendigkeit fühlten,
verweilen zu müssen, wo Schicksal
sie hingeworfen hatte, und um alles zu
in ihren Kräften stand, um die Säm-
urbaren Lande umzuschaffen. Hier
ur die Möglichkeit historisch begreiflich,
te Colonie der Aegyptier den Kampf
hen Hindernissen hat bestehen, und sie
den können; sondern auch, wie ihre
tte zur weitern Vervollkommung so rasch,
den Fortgang andrer Nationen so be-
rdig waren. Itzt kann man anneh-
die Umstände, unter welchen sie lebten,
zu Vollendern. Ihr Geist mußte
rastloser Thätigkeit auf Anschläge den-
die Unbequemlichkeiten ihres Aufent-
dern möchten, als dergleichen vorhan-
Ohne alle Begriffe von Künsten und
hingegen müßten die Aegyptier bald
Mangels, des Hungers, und reißen-
hiere geworden seyn. Es hätte doch
ne nicht geringe Zahl von Jahren dazu
sie mit dem Eigenthümlichen Aegyptens
urden, daß es für ihre Niederlassung,

und

und ihren Anbau desselben nicht mehr abschreckend war. Es hätten viele und mannichfaltige Erfahrungen erst zusammen kommen müssen, ehe sie die Mittel zu ersinnen, und anzuwenden vermochten, die ihnen ihre Lage erleichterten. Bevor aber jene Zeit verflossen, und diese Erfahrung gemacht wäre, dürfte die ganze kleine Colonie, die nach Aegypten verschlagen wurde, zu Grunde gegangen seyn.

Was ich gegen die Möglichkeit der Erfindung des Ackerbaus in Aegypten gesagt habe, läßt sich auch, wie ich glaube, dagegen einwerfen, daß die Aegyptier zuerst aus Noth die Bearbeitung und den Gebrauch der Metalle entdeckt hätten. Wie unbedeutend, wie unvollkommen, wie roh mag die Art die Metalle zu gewinnen und zu benutzen in ihrem ersten Ursprunge gewesen seyn! Wie viele Jahre sind wohl verschwunden, ehe man Werkzeuge von Metall zur Behauung von Steinen, und zur Errichtung von Gebäuden gebrauchte! Das Bedürfniß, sich durch Dämme und Mauern gegen die Fluten des Nil zu schützen, feste, der Ueberschwemmung unzerstörbare Wohnhäuser zu gründen, war freylich da; aber wer wird mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Aegyptier, die als halbthierische Barbaren ins Land gekommen, und erst in demselben nach und nach cultivirte Menschen geworden seyn sollen, diesem Bedürfnisse, sey es auch noch so dringend gewesen, auf jene Weise früher hätten

genu

können, ehe das Bedürfniß selbst sie
? Jene Denkmäler der ägyptischen Bau-
Dämme, jene Canäle, sind nicht in den
en der ägyptischen Colonie entstanden;
n streitet die Geschichte offenbar. Re-
es, die jene Werke anlegten, und
in einer Epoche, wo das Volk schon
gelmäßigen Staate geordnet war, und
t der Metallbearbeitung schon eine ge-
mmenheit erreicht hatte. Die Erfin-
kann also aus der Localität und dem
der Aegyptier allein schwerlich erklärt

so wenig kann man mit vollem Rechte
undsatz a priori festsetzen: es sey eine
ge Bedingung, damit die Urnation
erbau und die Künste des geselligen Lebens
de, daß sie Jahrhunderte lang gleich-
selbst eingeschlossen vor feindlichen An-
eunruhigungen gesichert bleibe. Nimmt
daß die Nation stark und mächtig
en Anfällen zu widerstehn, und nicht
ndlichen Horden aufgerieben, oder aus
unaufhörlich verdrängt zu werden, so
Grundsatz schon keine Anwendung. Die
licher Schwärme können die Talente und
ation zu einer ungewöhnlichen Anstren-
, und dadurch selbst ihre Cultur er-
d schneller befördern. Wollte man aber auch

auch den Grundsatz zugestehen, so kann die lan
Ruhe der Aegyptier, ihr ungestörter innerer B
stand, und ihre Sicherheit vor umherstreifenden e
obernden Schaaren nicht einmal mit historisch
Strenge bewiesen werden. Die Erzählungen vo
den Einfällen der Hyksos, von den Kriegen der A
gyptier mit den Israeliten, der Zug des Kamb
ses, und die Eroberungen Alexanders und der R
mer sind schon unwiderlegbare Instanzen dageg
Der Eingang in Aegypten war sehr erschwert, ab
er war nicht unmöglich *).

Indem ich behaupte, daß die Hypothese d
Hrn. Plessing in ihren Fundamenten nicht b
gründet genug ist, so fühle ich mich freylich zugle
außer Stande, eine bessere an ihre Stelle einz
schieben. Bey was für einem Volke, auf welc
Veranlassung, und unter welchen Umständen d
nothdürftigsten Künste des Lebens, der Ackerbau
die Gewinnung und Bearbeitung der Metalle, e
funden worden, und dadurch der erste Saamen z
höhern Veredlung der Menschheit gestreut sey, da
über gestehe ich aufrichtig meine Unkunde. Alle
ich glaube, daß diese, wenn sie das Resultat ein
Art von historischem Skepticismus ist, wohlthät
g

*) S. Meiners Comment. de vet. Aegypt. orig.
den Commentatt. Soc. Reg. Scient. Gottin
Vol. X. p. 59.

n, wie eine steife Anhänglichkeit an
Vermuthungen, und daß sie wenigstens
inseitigen verführerischen Dogmatismus
dessen nachtheilige Folgen, zumal in der
ichte, nur der nicht einsieht, dem er
lich geworden ist.

n nun die Aegyptier einen höhern oder
brad von Cultur, oder gar keine gehabt
sie sich an den Ufern des Nil niederlie-
, sie waren in der Epoche, wo die
enschengeschichte anfängt, größere Wahr-
mmen, das policirteste unter allen be-
ern des Erdbodens. Die neuesten For-
e Religion, Philosophie und Kentnisse
r haben sich fast in zwey Parteyen ge-
he in ihren Meynungen einander schnur-
genstehn. Die eine spricht geradezu über
ab, führt ihre Einsichten auf eine sehr
ürftige Sphäre zurück, beschuldigt sie
igenden Aberglaubens, und eines un-
tterdienstes, und leugnet kühn, daß
griechischen Weltweißheit den Aegyp-
etwas von Belang zu verdanken habe.
mmt sich des verurtheilten Volks mit
rühmt ihre Kunst, schildert fast schwär-
tiefsinnigen, melancholischen, zu den
Speculationen gestimmten Geist, legt
hfindig ergrübeltes metaphysisches Sy-

stem bey, deutet ihre Religion, Feste, und Gebräuche dahin, und erklärt die Aegyptier nicht nur für die Lehrer der größten griechischen Philosophen, sondern auch mittelbar für die Lehrer des ganzen Orients. Beyde Parteyen berufen sich auf Zeugnisse alter Schriftsteller. Die eine beurtheilt diese oft zu rasch entscheidend, und mit zu schneidender Kritik; die andre gebraucht sie nach Willkühr und ohne alle Kritik. Beyde erklären das Locale Aegyptens, seine Denkmäler, und seine Ruinen nach ihren Voraussetzungen.

Unter allen Gelehrten, welche die Religion und Philosopie der Aegyptier ihrer Aufmerksamkeit werth hielten, hat nach meiner Einsicht keiner mehr zu ihrer Enthüllung und Erklärung beygetragen als Gatterer. Vermuthlich ist er durch Jablonsky zuerst auf den Weg geleitet, den er in seiner Untersuchung genommen hat, aber eben die Irrthümer dieses Mannes haben ihm genützt, sich der Wahrheit um desto mehr zu nähern. Die beyden Abhandlungen desselben, die ich auch in den Folgenden zum Grunde gelegt habe, über die Theogonie der Aegyptier, und ihren Begriff von der Metempsychose, sind Meisterwerke, und die darinn entwickelten Meynungen einige einzelne ausgenommen, welche aber mehr Nebendinge angehn, und sich nicht auf die Hauptsache beziehen, sind so an-

schau

gethan, daß ich sie für unwiderlegbar

on jenen Veranlassungen, welche, wie
zeigt habe, bey dem jugendlichen Men=
te Vorstellungen von höhern mächtigen
auf die Erde und ihre Bewohner ein=
eugen konte, war namentlich auch bey
legyptiern, oder ihren Vorfahren ein=
Sie nahmen die Bewegungen der glän=
nelskörper, besonders die wohlthätigen
Sonne und des Mondes wahr, und
r natürliche und leicht erklärbare Täu=
sie bald diesen Einflüssen einen größern
e ihnen hernach genauere Beobachtung
Erfahrung späterer Völker anwiesen.
begann und vollendete ihre Laufbahn
regelmäßigen Abänderungen eine Reihe
indurch. Der Mond that dasselbe.
te den Tag; dieser die Nacht. Jene
schwängerte die Erde, belebte das
nd Gedeihen der Früchte, und war

---

a Commentatt. *de Theog. Aegypt.* ad
i Lib. II. Cap. 145. 43. 82. in den Comm.
. Scient. Gotting. Vol. VII. Ebendes.
mmentat. *de Metempsychosi immortalita-*
orum Symbolo Aegyptio ad Herodoti
122. 123. in den Comm. S. R. Scient.
l. IX. p. 43.

selbst dem sinnlichen Gefühle des Menschen ange-
nehm und erquickend; dieser schien die Witterung
zu regieren, und beynahe das Steigen und Fallen
des Nil zu bestimmen, womit das Interesse der Ae-
gyptier vorzüglich, weil ihr ganzer Unterhalt da-
von abhieng, aufs genaueste verknüpft war. Wi-
leicht war es, daß der rohe Verstand in seiner Un-
schuld wähnte, jene himmlische Wesen würden vo
einer vernünftigen Willkühr regiert! Es war fa
nicht anders zu erwarten, als daß der Mensch si
Sonne und Mond zuerst als lebendige Gottheite
dachte, unter deren Gewalt er wäre, und die Glü
oder Unglück, Seegen oder Schaden über ihn au
spendeten. Wahrscheinlich sind es auch diese be
den Himmelskörper gewesen, die vor allen ande
in Aegypten als Gottheiten erkannt und verehrt wu
den. Nach und nach brachte es eben diese religiö
Meynung, welche sich den Gemüthern einprägt
mit sich, daß man den Lauf der Sonne und d
Mondes sorgfältiger und genauer beobachtete, w
jetzt jedes Phänomen, das sich an ihnen, oder dur
sie verrieth, wichtiger und bedeutender wurde, u
man in ihnen allen die Handlungen oder die Absi
ten an der Menschheit theilnehmender, und d
Schicksal derselben regierender Götter zu entdeck
glaubte. Die physische Beschaffenheit Aegypte
aber, und die Lebensart, welche seinem Volke h
durch nothwendig wurde, mußte das Beobach
außerordentlich erleichtern, und selbst dazu auffode

dig heiterer Himmel ließ sie ihre Wahr-
richtig und ordentlich auffassen, und ih-
samkeit konte anhaltend seyn, ohne durch
törungen und Hindernisse, die in unsern
Gegenden so oft statt haben, unterbro-
den. Fast die Hälfte des Jahres wa-
dem in ihre Wohnungen eingeschlossen,
Nil ausgetreten war; dieß gab ihnen
, und trieb sie unwillkührlich zur Be-
es Himmels an. Aus diesen letztern
ist es nicht nur herzuleiten, warum die
o früh astronomische Kentnisse sich er-
d in diesen es allen Völkern des Alter-
thaten, sondern auch, warum ihre gan-
und Philosophie so zu sagen astrono-
doch auf Astronomie gegründet waren.
wohl jetzt bey uneingenommenen Ken-
ptischen Geschichte und Verfassung au-
eifel, daß diejenigen Deutungen der
mbole der Aegyptier, welche auf astro-
een hinführen, unter den übrigen,
und Scharfsinn älterer und neuerer
ersonnen haben, die passendsten und
endsten sind.

ptische Religion hat sich nicht auf ein-
sondern sie gieng, wie alle Systeme
gewissen Grundmeynungen aus, die
er Zeit weiter ausgesponnen wurden,
y Zusätze erhielten. Wie das älteste

System allmählich sich vollendete, bis zu der Periode
wo es offenbar verfälscht wurde, können wir itz
nicht mehr bestimmen, weil darüber wenig oder ga
keine zuverlässige historische Nachrichten vorhande
sind. Aber auch selbst, wie es eigentlich in seine
Lauterkeit, noch ehe es heterogene Beymischunge
erhalten hatte, beschaffen war, ist schwer anzug
ben. Die Aegyptier blieben nicht lange für sich
sie kamen bald mit mehr andern Nationen in Ve
bindung, und ohngeachtet sie an allem Hergebrac
ten, zumal an ihrem durch Alterthum, Gewohnhe
und Wahn geheiligten Götterdienste, an dem R
tuale, und dem ganzen Inbegriffe der hieher geh
rigen religiösen Vorstellungsarten, mit außerorden
licher Festigkeit, und blinder Hartnäckigkeit hie
gen, so nahmen sie doch auch manches Fremde au
wodurch das Einheimische verdrängt, oder au
verändert und unkenntlich wurde. In den späte
Jahrhunderten, nach der Eroberung Alexande
unter den Ptolemaeern, und unter der Herrsch
der Römer scheinen sogar die ägyptischen Prie
die wahren Beziehungen ihrer Gottheiten, die U
sach und den Zweck vieler ihrer gottesdienstlich
Feste, Opfer und Gebräuche, den Sinn ihrer M
thologie, nicht mehr recht eingesehen, und sich d
her träumerischen und schwärmerischen Deutung
derselben überlassen zu haben, wodurch sie denn
immer größern und abentheuerlichern Irrthümern v
leitet werden mußten. Daß bloße Eitelkeit, Gr

sprec

natürlicher Hang zum Geheimnißvollen
erbaren ihnen alles eingegeben habe, was
on Sicilien, Plutarch, Mane-
rphyr, Jamblich u. a. ihnen nach-
ann kaum unbedingt behauptet werden.
te sich hier zum Theile auch eben das,
n der Religionsgeschichte so mancher Völ-
; man verwechselte nach und nach die
dem Kerne, das Symbol mit der Wahr-
vergaß diese, und nahm jenes für das
, und am Ende verlor sich die richtige
ssen ganz, was das Symbol eigentlich
ollte.

ner Epoche, in welcher Herodot, der
hische Geschichtschreiber, den wir be-
pten besuchte, waren zwar schon sehr
en in diesem Lande zerstreut, und auch
andrer Nationen mit den Eingebornen
aber das ägyptische Religionssystem hat-
n seinem Eigenthümlichen noch wenig
ingebüßt, so wie sich auch in den phi-
Ideenkreis der Aegyptier noch nichts
geschlichen hatte. Herodots Nachrich-
er nicht nur die ergiebigste, sondern
ste und ächteste Quelle unter allen übri-
lchen sich Data zu einer Schilderung
Religion und Philosophie herleiten las-
hat bekantlich über die Glaubwürdigkeit
sehr gestritten, aber ich kenne keinen

Geschichtschreiber, dem man so ohne Ursache Zu-
trauen abgesprochen, und den man so ungerecht ver-
kannt hat. In dem Zeitalter, und unter den Um-
ständen, wo er schrieb, konte er seine historisch
Gewissenhaftigkeit nicht anders bewähren, als in
dem er alles, was er mit eignen Augen sah und
untersuchte, von dem, was er durch die Priester
oder durch die Sage vernahm, gehörig unterschied
und das hat er nur selten versäumt. Er war soga
historischer Kritiker, wie man aus solchen Erzäh-
lungen von Thatsachen sieht, die er selbst für ver-
dächtig, unglaublich, oder fabelhaft hält, und wor-
unter doch einige sind, die man lange nachher, w
andre Beobachtungen und Gründe zu ihrer Bestä-
tigung zusammentrafen, für buchstäblich wahr e
kannt hat. Mit den Zeugnissen des Herodot mü
sen aber freylich die Aussagen andrer späterer Schrif
steller verbunden werden, theils um die Lücken i
jenen zu ergänzen, und sie vollständiger und deutl
cher zu machen, theils auch, um manches zu ch
rakterisiren, was Herodot nicht beschrieben hat, od
beschreiben konte *).

*) Eine Kritik der Schriftsteller, welche die Geschicht
Verfassung, Religion und Philosophie der Aegypti
betreffen, enthält: Meiners Versuch über die R
ligionsgeschichte der ältesten Völker, Göttinq. 1775.
Heyne de fontibus & auctoribus historiaru
Diodo

der ägyptischen Religion wurden drey
n Göttern verehrt, deren die eine aus
n entsprungen seyn sollte. Die erste
ht, die zweyte hingegen zwölf, und
die Isis, den Osiris, und die übrigen

ie Aegyptier einmal angefangen hatten,
r Sonne und des Mondes zu beobach-
ten sie auch die Regelmäßigkeit und Ord-
n Bewegungen der Himmelskörper, die
Gestirnen in einem nähern Verhältnisse
hr bald entdecken. Der Aberglauben
ne und Mond zu Gottheiten erhoben,
er, daß er nun einen Schritt weiter
die Planeten unter die Götter versetzte,
den Zeichen des Thierkreises gleichen
stand? War dieser Schritt geschehen, so
Verstand leicht auch dahin, der gegen-
ellung der Gestirne eine Wirksamkeit auf
und die Schicksale der Menschen einzu-
nd hierin liegt der Grund der Astrolo-
llein aus einer astronomischen Religion,
ptische war, entstehen, und sich bilden

ori & de ejus auctoritate & auctorum, quos
tur fide aestimanda in den Commentat. Soc.
c. Gott. Vol. VI. VII.

werke und Künste gelehrt hätten, da diese allegorisch zu deuten ist. — Wenn, und wie sind denn in Asien jene großen Menschenhaufen zu bürgerlichen Gesellschaften übergegangen? wie haben sie den Ackerbau kennen gelernt, oder was bewog sie, ihn zu erfinden? — Einzelne Getraidearten wuchsen nicht bloß in Aegypten wild, sondern auch in den Gefilden um den Euphrat und Tigris, und in mehrern Erdgegenden *); also kann hievon insbesondre, und von der Lage der Aegyptier überhaupt kein Grund für die obige Behauptung des Hrn. Plessing entlehnt werden.

Ferner dürfen wir uns nur das Gemälde Aegyptens lebhaft ausmalen, aus der Zeit, als es von den ersten rohen Ankömlingen betreten wurde, und es werden neue Schwierigkeiten gegen dieselbe erwachsen. Sieben Monate hindurch waren die Thäler unter Wasser, und ehe die Kunst zu Hülfe kam, mußte jede jährliche Ueberschwemmung des Nil eine viel größere Menge Sümpfe und Moräste hinter sich lassen, wie sie in der Folge that. Nun denken wir uns Menschen ohne alle Ideen vom Ackerbau! Sollte nicht grade diese Beschaffenheit des Locals die Erfindung des Ackerbaus unendlich erschwert und gewissermaaßen unmöglich gemacht haben? — vereinigte sich nicht dagegen in den schö-

nen

*) Heyne Opusc. acad. Vol. I. p. 330. sq.

den Asiens alles, um die ersten glücklichen Be-
erselben dazu einzuladen? — Wiederum lasse
ndlinge nach Aegypten kommen, die schon
e Verhältnisse eines geselligen Lebens ge-
und mit den Anfängen des Ackerbaus be-
ren; welche die Nothwendigkeit fühlten,
mer verweilen zu müssen, wo Schicksal
all sie hingeworfen hatte, und um alles zu
as in ihren Kräften stand, um die Säm-
tem urbaren Lande umzuschaffen. Hier
t nur die Möglichkeit historisch begreiflich,
erste Colonie der Aegyptier den Kampf
nchen Hindernissen hat bestehen, und sie
inden können; sondern auch, wie ihre
ritte zur weitern Vervollkommung so rasch,
den Fortgang andrer Nationen so be-
würdig waren. Itzt kann man anneh-
de die Umstände, unter welchen sie lebten,
e zu Vollendern. Ihr Geist mußte
it rastloser Thätigkeit auf Anschläge den-
sie die Unbequemlichkeiten ihres Aufent-
hindern möchten, als dergleichen vorhan-
. Ohne alle Begriffe von Künsten und
en hingegen müßten die Aegyptier bald
des Mangels, des Hungers, und reißen-
Thiere geworden seyn. Es hätte doch
eine nicht geringe Zahl von Jahren dazu
e sie mit dem Eigenthümlichen Aegyptens
t wurden, daß es für ihre Niederlassung,

und

und ihren Anbau desselben nicht mehr abschreckend war. Es hätten viele und mannichfaltige Erfahrungen erst zusammen kommen müssen, ehe sie die Mittel zu ersinnen, und anzuwenden vermochten, die ihnen ihre Lage erleichterten. Bevor aber jene Zeit verflossen, und diese Erfahrung gemacht wäre, dürfte die ganze kleine Colonie, die nach Aegypten verschlagen wurde, zu Grunde gegangen seyn.

Was ich gegen die Möglichkeit der Erfindung des Ackerbaus in Aegypten gesagt habe, läßt sich auch, wie ich glaube, dagegen einwerfen, daß die Aegyptier zuerst aus Noth die Bearbeitung, und den Gebrauch der Metalle entdeckt hätten. Wie unbedeutend, wie unvollkommen, wie roh mag die Art die Metalle zu gewinnen und zu benutzen in ihrem ersten Ursprunge gewesen seyn! Wie viele Jahre sind wohl verschwunden, ehe man Werkzeuge von Metall zur Behauung von Steinen, und zur Errichtung von Gebäuden gebrauchte! Das Bedürfniß, sich durch Dämme und Mauern gegen die Fluten des Nil zu schützen, feste, der Ueberschwemmung unzerstörbare Wohnhäuser zu gründen, war freylich da; aber wer wird mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Aegyptier, die als halbthierische Barbaren ins Land gekommen, und erst in demselben nach und nach cultivirte Menschen geworden seyn sollen, diesem Bedürfnisse, sey es auch noch so dringend gewesen, auf jene Weise früher hätten genug

n können, ehe das Bedürfniß selbst sie
te? Jene Denkmäler der ägyptischen Bau-
e Dämme, jene Canäle, sind nicht in den
eiten der ägyptischen Colonie entstanden;
gen streitet die Geschichte offenbar. Re-
ren es, die jene Werke anlegten, und
, in einer Epoche, wo das Volk schon
regelmäßigen Staate geordnet war, und
nst der Metallbearbeitung schon eine ge-
lkommenheit erreicht hatte. Die Erfin-
kann also aus der Localität und dem
e der Aegyptier allein schwerlich erklärt

so wenig kann man mit vollem Rechte
rundsatz a priori festsetzen: es sey eine
iche Bedingung, damit die Urnation
ckerbau und die Künste des geselligen Lebens
erde, daß sie Jahrhunderte lang gleich-
selbst eingeschlossen vor feindlichen An-
Beunruhigungen gesichert bleibe. Nimmt
n, daß die Nation stark und mächtig
den Anfällen zu widerstehn, und nicht
eindlichen Horden aufgerieben, oder aus
n unaufhörlich verdrängt zu werden, so
Grundsatz schon keine Anwendung. Die
ndlicher Schwärme können die Talente und
Nation zu einer ungewöhnlichen Anstren-
en, und dadurch selbst ihre Cultur er-
nd schneller befördern. Wollte man aber

auch

auch den Grundsatz zugestehen, so kann die lange Ruhe der Aegyptier, ihr ungestörter innerer Bestand, und ihre Sicherheit vor umherstreifenden erobernden Schaaren nicht einmal mit historischer Strenge bewiesen werden. Die Erzählungen von den Einfällen der Hyksos, von den Kriegen der Aegyptier mit den Israeliten, der Zug des Kambyses, und die Eroberungen Alexanders und der Römer sind schon unwiderlegbare Instanzen dagegen. Der Eingang in Aegypten war sehr erschwert, aber er war nicht unmöglich *).

Indem ich behaupte, daß die Hypothese des Hrn. Plessing in ihren Fundamenten nicht begründet genug ist, so fühle ich mich freylich zugleich außer Stande, eine bessere an ihre Stelle einzuschieben. Bey was für einem Volke, auf welche Veranlassung, und unter welchen Umständen die nothdürftigsten Künste des Lebens, der Ackerbau, die Gewinnung und Bearbeitung der Metalle, erfunden worden, und dadurch der erste Saamen zur höhern Veredlung der Menschheit gestreut sey, darüber gestehe ich aufrichtig meine Unkunde. Allein ich glaube, daß diese, wenn sie das Resultat einer Art von historischem Skepticismus ist, wohlthätiger

*) S. Meiners Comment. de vet. Aegypt. orig. in den Commentatt. Soc. Reg. Scient. Gotting. Vol. X. p. 59.

ann, wie eine steife Anhänglichkeit an
n Vermuthungen, und daß sie wenigstens
einseitigen verführerischen Dogmatismus
, dessen nachtheilige Folgen, zumal in der
chichte, nur der nicht einsieht, dem er
ürlich geworden ist.

gen nun die Aegyptier einen höhern oder
Grad von Cultur, oder gar keine gehabt
ls sie sich an den Ufern des Nil niederlie-
ig, sie waren in der Epoche, wo die
Menschengeschichte anfängt, größere Wahr-
kommen, das policirteste unter allen be-
lkern des Erdbodens. Die neuesten For-
die Religion, Philosophie und Kentnisse
tier haben sich fast in zwey Parteyen ge-
lche in ihren Meynungen einander schnur-
gegenstehn. Die eine spricht geradezu über
ier ab, führt ihre Einsichten auf eine sehr
dürftige Sphäre zurück, beschuldigt sie
drigenden Aberglaubens, und eines un-
Götterdienstes, und leugnet kühn, daß
der griechischen Weltweißheit den Aegyp-
d etwas von Belang zu verdanken habe.
nimmt sich des verurtheilten Volks mit
, rühmt ihre Kunst, schildert fast schwär-
en tiefsinnigen, melancholischen, zu den
Speculationen gestimmten Geist, legt
spitzfindig ergrübeltes metaphysisches Sy-

stem bey, deutet ihre Religion, Feste, und Gebräuche dahin, und erklärt die Aegyptier nicht nur für die Lehrer der größten griechischen Philosophen, sondern auch mittelbar für die Lehrer des ganzen Orients. Beyde Parteyen berufen sich auf Zeugnisse alter Schriftsteller. Die eine beurtheilt diese oft zu rasch entscheidend, und mit zu schneidender Kritik; die andre gebraucht sie nach Willkühr und ohne alle Kritik. Beyde erklären das Locale Aegyptens, seine Denkmäler, und seine Ruinen nach ihren Voraussetzungen.

Unter allen Gelehrten, welche die Religion und Philosopie der Aegyptier ihrer Aufmerksamkeit werth hielten, hat nach meiner Einsicht keiner mehr zu ihrer Enthüllung und Erklärung beygetragen, als Gatterer. Vermuthlich ist er durch Jablonsky zuerst auf den Weg geleitet, den er in seiner Untersuchung genommen hat, aber eben die Irrthümer dieses Mannes haben ihm genützt, sich der Wahrheit um desto mehr zu nähern. Die beyden Abhandlungen desselben, die ich auch in dem Folgenden zum Grunde gelegt habe, über die Theogonie der Aegyptier, und ihren Begriff von der Metempsychose, sind Meisterwerke, und die darinn entwickelten Meynungen, einige einzelne ausgenommen, welche aber mehr Nebendinge angehn, und sich nicht auf die Hauptsache beziehen, sind so an-

schau-

dargethan, daß ich sie für unwiderlegbar

von jenen Veranlassungen, welche, wie gezeigt habe, bey dem jugendlichen Men-chte Vorstellungen von höhern mächtigen ie auf die Erde und ihre Bewohner ein-rzeugen konte, war namentlich auch bey Aegyptiern, oder ihren Vorfahren ein-Sie nahmen die Bewegungen der glän-nmelskörper, besonders die wohlthätigen er Sonne und des Mondes wahr, und sehr natürliche und leicht erklärbare Täu-en sie bald diesen Einflüssen einen größern wie ihnen hernach genauere Beobachtung Erfahrung späterer Völker anwiesen. e begann und vollendete ihre Laufbahn n regelmäßigen Abänderungen eine Reihe hindurch. Der Mond that dasselbe. htete den Tag; dieser die Nacht. Jene e, schwängerte die Erde, belebte das und Gedeihen der Früchte, und war

---

er's Commentatt. *de Theog. Aegypt.* ad loti Lib. II. Cap. 145. 43. 82. in den Comm. Reg. Scient. Gotting. Vol. VII. Ebendes. Commentat. *de Metempsychosi immortalita-imorum Symbolo Aegyptio* ad Herodoti l, 122. 123. in den Comm. S. R. Scient. Vol. IX. p. 43.

selbst dem sinnlichen Gefühle des Menschen ange
nehm und erquickend; dieser schien die Witterun
zu regieren, und beynahe das Steigen und Falle
des Nil zu bestimmen, womit das Interesse der Ae
gyptier vorzüglich, weil ihr ganzer Unterhalt da
von abhieng, aufs genaueste verknüpft war. Wi
leicht war es, daß der rohe Verstand in seiner Un
schuld wähnte, jene himmlische Wesen würden vo
einer vernünftigen Willkühr regiert! Es war fa
nicht anders zu erwarten, als daß der Mensch si
Sonne und Mond zuerst als lebendige Gottheite
dachte, unter deren Gewalt er wäre, und die Glü
oder Unglück, Seegen oder Schaden über ihn au
spendeten. Wahrscheinlich sind es auch diese be
den Himmelskörper gewesen, die vor allen ande
in Aegypten als Gottheiten erkannt und verehrt wu
den. Nach und nach brachte es eben diese religiö
Meynung, welche sich den Gemüthern einprägte
mit sich, daß man den Lauf der Sonne und d
Mondes sorgfältiger und genauer beobachtete, we
jetzt jedes Phänomen, das sich an ihnen, oder dur
sie verrieth, wichtiger und bedeutender wurde, u
man in ihnen allen die Handlungen oder die Absic
ten an der Menschheit theilnehmender, und da
Schicksal derselben regierender Götter zu entdeck
glaubte. Die physische Beschaffenheit Aegypten
aber, und die Lebensart, welche seinem Volke hi
durch nothwendig wurde, mußte das Beobacht
außerordentlich erleichtern, und selbst dazu auffoder

ndig heiterer Himmel ließ sie ihre Wahr-
n richtig und ordentlich auffassen, und ih-
ksamkeit konte anhaltend seyn, ohne durch
Störungen und Hindernisse, die in unsern
Gegenden so oft statt haben, unterbro-
rden. Fast die Hälfte des Jahres wa-
rdem in ihre Wohnungen eingeschlossen,
er Nil ausgetreten war; dieß gab ihnen
ße, und trieb sie unwillkührlich zur Be-
des Himmels an. Aus diesen letztern
ist es nicht nur herzuleiten, warum die
so früh astronomische Kentnisse sich er-
nd in diesen es allen Völkern des Alter-
orthaten, sondern auch, warum ihre gan-
und Philosophie so zu sagen astrono-
er doch auf Astronomie gegründet waren.
wohl jetzt bey uneingenommenen Ken-
gyptischen Geschichte und Verfassung au-
Zweifel, daß diejenigen Deutungen der
Symbole der Aegyptier, welche auf astro-
Ideen hinführen, unter den übrigen,
itz und Scharfsinn älterer und neuerer
er ersonnen haben, die passendsten und
reffendsten sind.

ägyptische Religion hat sich nicht auf ein-
t, sondern sie gieng, wie alle Systeme
on gewissen Grundmeynungen aus, die
ge der Zeit weiter ausgesponnen wurden,
erley Zusätze erhielten. Wie das älteste

System allmählich sich vollendete, bis zu der Periode wo es offenbar verfälscht wurde, können wir itz nicht mehr bestimmen, weil darüber wenig oder ga keine zuverlässige historische Nachrichten vorhande sind. Aber auch selbst, wie es eigentlich in seine Lauterkeit, noch ehe es heterogene Beymischunge erhalten hatte, beschaffen war, ist schwer anzuge ben. Die Aegyptier blieben nicht lange für sich sie kamen bald mit mehr andern Nationen in Ver bindung, und ohngeachtet sie an allem Hergebrach ten, zumal an ihrem durch Alterthum, Gewohnhe und Wahn geheiligten Götterdienste, an dem R tuale, und dem ganzen Inbegriffe der hieher geh rigen religiösen Vorstellungsarten, mit außerorden licher Festigkeit, und blinder Hartnäckigkeit hie gen, so nahmen sie doch auch manches Fremde au wodurch das Einheimische verdrängt, oder auc verändert und unkenntlich wurde. In den späte Jahrhunderten, nach der Eroberung Alexande unter den Ptolemaeern, und unter der Herrscha der Römer scheinen sogar die ägyptischen Prieste die wahren Beziehungen ihrer Gottheiten, die U sach und den Zweck vieler ihrer gottesdienstliche Feste, Opfer und Gebräuche, den Sinn ihrer My thologie, nicht mehr recht eingesehen, und sich de her träumerischen und schwärmerischen Deutunge derselben überlassen zu haben, wodurch sie denn z immer größern und abentheuerlichern Irrthümern ver leitet werden mußten. Daß bloße Eitelkeit, Gro

sprech

, natürlicher Hang zum Geheimnißvollen
nderbaren ihnen alles eingegeben habe, was
von Sicilien, Plutarch, Mane-
orphyr, Jamblich u. a. ihnen nach-
kann kaum unbedingt behauptet werden.
ete sich hier zum Theile auch eben das,
in der Religionsgeschichte so mancher Völ-
t; man verwechselte nach und nach die
dem Kerne, das Symbol mit der Wahr-
n vergaß diese, und nahm jenes für das
e, und am Ende verlor sich die richtige
essen ganz, was das Symbol eigentlich
sollte.

ener Epoche, in welcher Herodot, der
echische Geschichtschreiber, den wir be-
ypten besuchte, waren zwar schon sehr
hen in diesem Lande zerstreut, und auch
andrer Nationen mit den Eingebornen
aber das ägyptische Religionssystem hat-
an seinem Eigenthümlichen noch wenig
eingebüßt, so wie sich auch in den phi-
Ideenkreis der Aegyptier noch nichts
geschlichen hatte. Herodots Nachrich-
her nicht nur die ergiebigste, sondern
nste und ächteste Quelle unter allen übri-
elchen sich Data zu einer Schilderung
Religion und Philosophie herleiten las-
hat bekantlich über die Glaubwürdigkeit
sehr gestritten, aber ich kenne keinen

Geschichtschreiber, dem man so ohne Ursache Zu-
trauen abgesprochen, und den man so ungerecht ver-
kannt hat. In dem Zeitalter, und unter den Um-
ständen, wo er schrieb, konte er seine historische
Gewissenhaftigkeit nicht anders bewähren, als in-
dem er alles, was er mit eignen Augen sah und
untersuchte, von dem, was er durch die Priester
oder durch die Sage vernahm, gehörig unterschied,
und das hat er nur selten versäumt. Er war sogar
historischer Kritiker, wie man aus solchen Erzäh-
lungen von Thatsachen sieht, die er selbst für ver-
dächtig, unglaublich, oder fabelhaft hält, und wor-
unter doch einige sind, die man lange nachher, wo
andre Beobachtungen und Gründe zu ihrer Bestä-
tigung zusammentrafen, für buchstäblich wahr er-
kannt hat. Mit den Zeugnissen des Herodot müs-
sen aber freylich die Aussagen andrer späterer Schrift-
steller verbunden werden, theils um die Lücken in
jenen zu ergänzen, und sie vollständiger und deutli-
cher zu machen, theils auch, um manches zu cha-
rakterisiren, was Herodot nicht beschrieben hat, oder
beschreiben konte *).

In

*) Eine Kritik der Schriftsteller, welche die Geschichte
Verfassung, Religion und Philosophie der Aegyptie
betreffen, enthält: Meiners Versuch über die Re
ligionsgeschichte der ältesten Völker, Götting. 1775. 8
Heyne de fontibus & auctoribus historiarun
Diodor

der ägyptischen Religion wurden drey
n Göttern verehrt, deren die eine aus
n entsprungen seyn sollte. Die erste
ht, die zweyte hingegen zwölf, und
die Isis, den Osiris, und die übrigen

ɔie Aegyptier einmal angefangen hatten,
r Sonne und des Mondes zu beobach-
ten sie auch die Regelmäßigkeit und Ord-
n Bewegungen der Himmelskörper, die
Gestirnen in einem nähern Verhältnisse
hr bald entdecken. Der Aberglauben
ne und Mond zu Gottheiten erhoben,
ɔer, daß er nun einen Schritt weiter
die Planeten unter die Götter versetzte,
den Zeichen des Thierkreises gleichen
stand? War dieser Schritt geschehen, so
Verstand leicht auch dahin, der gegen-
ellung der Gestirne eine Wirksamkeit auf
und die Schicksale der Menschen einzu-
nd hierin liegt der Grund der Astrolo-
lein aus einer astronomischen Religion,
ptische war, entstehen, und sich bilden

ɔri & de ejus auctoritate & auctorum, quos
ur fide aestimanda in den Commentat. Soc.
. Gott. Vol. VI. VII.

Ist man nur von dem Fleiße unterrichtet
welchen die Aegyptier auf die Sternkunde wandten
so bedarf es der ausdrücklichen und allgemeinen Ue
berlieferung des Alterthums nicht einmal, um es be
greiflich zu finden, daß sie zuerst den Lauf der Zei
nach Jahren, Monaten und Tagen bestimmten
und unmittelbar oder mittelbar diese Bestimmun
allen übrigen Völkern mittheilten. Sie brachte
es hierinn schon zu einem Grade von Genauigkeit
der uns Bewunderung abnöthigt, und wobey si
den Neuern wenig mehr zu verbessern, oder zu be
richtigen übrig gelassen haben. Ihre astronomisch
Kentniß bekam aber eben dadurch erst das Inte
resse der bürgerlichen Gesellschaft zum Zwecke,
daß sie bey ihnen die Grundlage ihrer Religion
und Astrologie war. Sonne und Mond, die übri
gen Planeten außer der Erde, die Zeichen des Thier
kreises waren in den Augen der Aegyptier Gottheit
ten, Gegenstände einer öffentlichen heiligen Vereh
rung und Anbetung, die sie nur unter verschiedenen
Attributen und Symbolen, und in verschiedenen
Verhältnissen gegen einander sinnlich darstellten.

Die obersten acht Götter der Aegyptier wa
ren Mendes, der ganze Sternhimmel, den die
Griechen Pan nannten; Rempha oder Rom
pha (Phaenon, Saturnus); Pizeus (Phae
thon); Ertosi oder Moloch (Pyrois, Mars);
Pire (Helios, die Sonne); Surot (Phospho
rus,

, Latona, Venus); Piermes oder
(Hermes oder Stilbon, Mercurius);
ho (Selene, Jo, der Mond). Man
das alte System nicht vergessen, nach
ie Erde in der Mitte, und die Sonne
andern Planeten um diese sich herum be-
bacht wird. Da die Aegyptier acht ver-
Bewegungen von Sternen um die Erde
hrzunehmen glaubten, die eine des ge-
Sternhimmels, und die andere der sieben
so erschuf ihnen ihre Phantasie auch acht
, welche die Urheber jener Bewegungen
r sie regierten. Nach ihren Begriffen
influsse der Gestirne auf die Erde, und
ner derselben, schrieben sie auch der
em Monde, und den Planeten die gröss-
e Herrschaft zu. Daher rührt es zuvör-
sie dieselben als Gottheiten der Wochen-
hmen, und jedem Tage in der Woche ei-
ern Planeten zum Vorsteher und Regen-
n. Sie liessen es aber nicht dabey be-
r jeden Tag einen besondern göttlichen
haben, sondern sie giengen noch wei-
eilten auch unter eben die Planeten die
über die Stunden des Tages, und
der Rangordnung, welche jene am Him-
aben. Die erste Stunde des Tages re-
n; die zweyte Jupiter; die dritte Mars;
Sonne; die fünfte Venus; die sechste
Mercur;

Mercur; die siebente der Mond, und dann fien die Reihe wieder von dem ersten an, die vier un zwanzig Tagesstunden hindurch. Wer die erst Stunde des Tages regierte, war auch der vor nehmste Schutzgott des ganzen Tages, und vo ihm empfieng der Tag seinen Namen. Deswege folgen auch die Planeten, als Schutzgötter de Wochentage, nicht in der Ordnung auf einander wie sie am Himmel stehn, sondern wie die Regie rung der ersten Stunde jedes Tages sie traf.

So wie die Aegyptier für jede Stunde, und für jeden Tag einen göttlichen Aufseher bestell ten, so räumten sie auch den Monaten dergleiche ein, und zwar bestimmten sie diese nach den zwölf Zeichen des Thierkreises, welchen die Sonne durch läuft. Sie sind die zweyte Classe der ägyptischen Götter, die aus zwölfen bestand, und nach der Religionssprache von den acht ersten Göttern ge boren waren: ein Symbol, das sehr leicht zu enthüllen ist, da aus den Tagen Wochen, und aus den Wochen Monate, und aus den Monaten Jahre entstehn. Die Namen der himmlischen Zeichen und Monatsgötter waren bey den Aegyptiern folgende:

Thouth. (Theuth). Schon der Name drückt den Anfang des Zodiacus, und des bürgerlichen sowohl, als des astronomischen Jahres aus. Durch die Hieroglyphe des Krebses, mit dem

Kopfe

egen Morgen, und mit dem Schwanze
lbend gerichtet, wird dasselbe angedeutet.

Sonst Opas genannt, und mit dem
tus (Vulcan) der Griechen verglichen.
em Monate pflegte die Sonnenhitze in
n am stärksten zu seyn, wohin auch
e Hieroglyphe des Löwen zielt *).

Bedeutet nicht die Venus, sondern das
der Jungfrau mit der Aehre in der
denn in diesem Monate erreicht der Nil
ßte Höhe, von deren Maaße die künf-
dte in Aegypten abhängt. Weil die Grie-
Athor mit ihrer Aphrodite vertausch-
haben einige Neuere sie fälschlich für die
genommen, die doch zu der ersten Classe
Götter gehört.

Die Erklärung des Namens ist unge-
Wahrscheinlich bezieht er sich darauf, daß
der

Namen Opas hat man zuweilen mit den Na-
Phtha oder Phthas verwechselt. Phthas be-
et im Aegyptischen einen Gott überhaupt, nicht
inzelne Gottheit insbesondre. Beym Cic. de
D. III, 22. muß daher auch statt *Phthas* gele-
erden *Opas*, wie wirklich die Handschriften
S. Gatterer de Theog. Aegypt.
.

der Nil in diesem Monate in sein Bette zurücktritt, das Land wieder vom Wasser frey wird, und die Grenzen der Aecker von neuem ausgemessen werden können. Auf dieses letztere mag sich denn auch wohl die Hieroglyphe der Waage anwenden lassen.

Tybi (Tobi, Typhon). Mit der Hieroglyphe des Skorpion. Das Bild des Typhon war der Hippopotamus, der sich nach dem abgelaufenen Nilwasser zu zeigen pflegt. Man hielt in Aegypten den Typhon für den Gott des Uebels, welcher den Menschen nichts, als Schaden und Unheil, zufüge. Die Vorstellung scheint daher entstanden zu seyn, daß in dem Monate, wo sich der Nil nach seinen Ufern zurückzog, die hinterbliebnen Seen und Moräste giftige Ausdünstungen von sich gaben, welche Seuchen und andre Landplagen zum gewöhnlichen Gefolge hatten. Dieserhalb wurde Typhon auch als Gott des Meeres gedacht, welches die Aegyptier verabscheueten.

Mechir. Mit der Hieroglyphe des Bogens. Das Wort Mechir bezeichnet eigentlich nicht einen Bogen, sondern vielmehr einen Pflug, oder überhaupt ein Werkzeug zum Ackerbau. Denn in diesem Monate fiengen die Aegyptier an zu pflügen, und das Land zu bestellen.

Phame:

oth. Der Name bedeutet das Unter-
e (Infera). Er kann entweder auf die
wende im Winter gehn, wo die Sonne
ten Theil des Tages unter dem Hori-
, oder auch auf den Saamen der Früch-
n Keime in diesem Monate noch im Schoo-
rgen liegen. Nach dieser vorausgesetz-
nung erklärt man auch die Hieroglyphe
genbocks, dessen unterer Theil sich in
sch endigt.

thi. Mit der Hieroglyphe des Wasser-
Der Monath war der Wässerungs-
y den Aegyptiern, da um diese Zeit
r durch die heissen Südwinde sehr aus-
werden.

Mit der Hieroglyphe der Fische, wo-
luslegung zweifelhaft ist. Chon ist
ules der Aegyptier, welchen Herodot
die zwölf Götter rechnet.

one). Das Wort On, mit Weg-
Artikels Pa, bedeutet die Sonne,
us dem Zeichen des Herkules (der Fi-
s Zeichen des Widders übertritt,
ühlingsnachtgleiche bewirkt. Die rich-
ung dieses Wortes führt auf die Ent-
ägyptischen Jupiter Amun, der

von

von dem Planeten Jupiter noch zu unterscheiden ist. Man sieht hier auch, daß dem Mythus, wo Jupiter dem Herkules mit einem Widderfell bekleidet, erschienen seyn soll, eine astronomische Idee zum Grunde liegt. Bey dem Feste des Jupiter Amun legten die ägyptischen Priester seiner Bildsäule ein Widderfell an, und führten die Bildsäule des Herkules feyerlich zu ihr hin, um die Ankunft des Frühlings damit zu verkündigen.

Epiphi (Epaphus, Apis). Mit der Hieroglyphe des Stieres. In diesem Monate erndteten die Aegyptier, und das Dreschen geschah durch Stiere.

Mesori. Mit der Hieroglyphe der Kinder (der Zwillinge). Es ist der Monat, der zunächst auf die Erndte bey den Aegyptiern folgt, und gegen dessen Ende man das Steigen des Nils von neuem erwartet. Es wurden ihm fünf Schalttage beygefügt, da für die übrigen Monate nur dreyßig Tage gerechnet wurden. An diesen Schalttagen waren auch fünf Götter geboren; am ersten Osiris; am zweyten Orus; am dritten Typhon; am vierten Isis; und am fünften Nephthys. Von diesem Mythus scheint die Hieroglyphe hergeleitet werden zu müssen. Herr Gatterer hat die scharfsinnige

und

hr wahrscheinliche Vermuthung, daß un=
Cabiren, die auch in den griechischen
ien und in der griechischen Volksreligion
bedeutende Rolle spielen, ursprünglich die
annten ägyptischen Gottheiten in ihrer
t und Jugend zu verstehn sind.

Götter der dritten Classe wurden wie=
der mythischen Sprache der Aegyptier
der zwölf Götter erklärt, die in der
asse begriffen sind. Herodot rechnet in
rten Stelle ausdrücklich den Osiris
faßt aber auch andre unter sich, als die
Orus, die Bubastis, die Nei=
Sothis, den Serapis, die Ti=
u. s. w., insofern diese nicht in den
n Classen vorkommen können. Schon
, daß auch diese Gottheiten als Kin=
ölfe betrachtet wurden, kann auf rich=
e von ihnen hinleiten. Osiris, von
ttern (Monaten) erzeugt, bedeutete
ne selbst, sondern den Lauf der Son=
zwölf himlischen Zeichen, oder das
r; so wie Isis, des Osiris Schwe=
hlinn, nicht den Mond selbst, son=
den Lauf des Mondes durch die zwölf
hen, oder den sogenannten Perio=
nat. Orus und Bubastis, der
e Artemis der Griechen, sind Kin=

der des Osiris und der Isis. Man sieht hier leicht, daß jener den Tageslauf der Sonne; diese den Nachtlauf des Mondes bezeichnen sollen. Surot (Latona) war die Gesellschafterinn und Wärterinn des Orus, und der Bubastis. Eine schöne reizende Idee! Latona bezeichnet den Morgen- und Abendstern, und es war ein sehr glücklich gewählstes Bild, sie zur Wärterinn des Orus und der Bubastis zu bestellen. Die Göttinn Neitha, wie aus dem Feste, das ihr zu Ehren in Aegypten gefeyert wurde, und den Gebräuchen dabey hinlänglich erhellt, bezog sich als Symbol auf den Anfang des astronomischen Jahres zur Zeit des Neumondes nach dem Tage, an welchem der Sirius kurz vor der Sonne aufgeht. Die berühmte Inschrift in dem Tempel der Neitha, deren Aechtheit eben so oft bestritten, als ihr Sinn misverstanden ist, scheint bloß eine Charakteristik der Zeit, als eine Person gedacht, auszudrücken. Diese konte ein Dichter wohl von sich sagen lassen: „ich bin alles, was war, was ist, und seyn wird, und meinen Schleyer hat noch Niemand aufgedeckt.“ Sothes war der Hundsstern, der Isis deswegen geheiligt, weil die ganze astronomische Epoche der Mondsumläufe an seinen Aufgang geknüpft war, und von dieser wiederum alle übrigen astronomischen Cirkel und Perioden der Aegyptier abhiengen. Serapis, welchen die Griechen mit ihrem Pluto verglichen, war bey den Aegyptiern die Sonne unterhalb dem Horizonte.

nbo mag wohl ein Symbol des Mond-
gewesen seyn, insofern der Mond bald voll,
Wachsen und Abnehmen ist.
h werden bey Aeltern und Neuern ägyp-
theiten erwähnt, denen aber schwerlich
g gebührt, da ihre Namen andre und
lärungen zulassen. So sind z. B. Cneph,
, oder Agathodämon nicht Namen
lichen Wesens, sondern man verstand dar-
astrologische Idee, die freylich leicht ver-
den konte *).
allen Gottheiten der Aegyptier hatte
chste Achtung, und wurde von ihnen
iner und gleicher Andacht verehrt; da-
r religiöse Eifer, welchen sie den andern
widmeten, sich nicht bey allen und in
ricte des Landes gleich war. Die Ursach
vermuthlich in folgenden Umständen.
haben die Veränderungen des Mondes

---

der Angabe des Diodor hat man lange den
andyas für einen König von Aegypten gehalten.
auch die historischen Fabeln von dem Ringe
ymandyas, und seinem Grabmale. Aber dies
nte Grabmal des Osymandyas war nichts an-
als ein astrologisches Kunstwerk, um astrolo-
Berechnungen und Weissagungen schnell aufzu-
und zu bestimmen. Selbst der Namen
ndyas bedeutet im Aegyptischen die Verbin-
und das Verhältniß der Constellationen.

mehr in die Sinne fallendes, als die Abweichun-
gen im Laufe der Sonne; bey jenem sind die Pe-
rioden des Ab- und Zunehmens kurz, und eben da-
her bemerklicher. Die Regelmäßigkeit des Mond-
umlaufs mußte also früher wahrgenommen werden,
und deswegen haben auch die ältesten Völker, oder
doch zum mindesten die Aegyptier, die Jahrszeiten
anfangs nach dem Mondeslaufe angeordnet und fest
gesetzt. Unstreitig mußte diese Methode bald durch
die Vergleichung des Mondlaufes mit dem Laufe
der Sonne berichtigt werden, und schon das Stei-
gen und Fallen des Nils, das allemal in der be-
stimmten Zeit des Sonnenjahres erfolgte, mußte
die Entdeckung veranlassen, daß die Berechnung
der Zeit nach Mondenjahren binnen einer gewissen
Periode eine gänzliche Verwirrung der Jahrszeiten
nach sich ziehe. Indessen dem sey gewesen, wie
ihm wolle, so gründet doch der Vorrang der Isis
vor dem Osiris und den andern Göttern sich höchst-
wahrscheinlich darauf, daß man zuerst den Mon-
deslauf sorgfältiger beobachtete.

Als die Gestirne einmal in Volksgottheiten
übergegangen waren, und man sich dieselben unter
sinnlichen Attributen, und zwar den natürlichsten,
welche man dazu wählen konte, insofern diese sich
der Phantasie zunächst darböten, nämlich unter
Eigenschaften von Personen vorstellte, so darf
es nicht befremden, daß nach und nach Mythen mit
ihnen verknüpft wurden, deren Inhalt oder Bezie-

hung

immer astronomisch war, sondern zu de-
ung auch oft die sinnlichen Attribute selbst
it gaben, oder Schwärmerey, Aberglau-
zufällige Umstände beytrugen. Gleich-
nt doch in den ächtesten und ältesten ägyp-
then; (denn man muß in der ägyptischen
e ebenfalls ältere und spätere Mythen,
ziöse Sagen, von willkührlichen uud aben-
Fabeldichtungen genau unterscheiden)
mischer oder physikalischer Sinn verbor-
n. Osiris oder die Sonne in ihrem Laufe
eine männliche Figur, mit Zeugungsthei-
dargestellt, weil sie die Erde erwärmt
tet. Nach einem Mythus, der von
Neuern auf eine sehr verschiedene
tert ist, sollen die Zeugungstheile des
en Nil geworfen seyn. Die hierunter
er bildlich ausgedrückte Idee war aber
daß in den Monaten, in welchen das
n Fluthen des Nils überschwemmt war,
nicht auf die Aecker wirken, und folglich
nen erzeugen konte. Auf eine ähnliche
Art können auch die bey dem Feste der
Osiris gewöhnlichen Gebräuche, als
e Herumtragen der Phallus, das Opfern
ne vor den Häusern u. s. w. erklärt
ist hier übrigens der Ort nicht, wo
die Mythologie und Symbolik der Ae-
r einlassen könte.

Hat sich eine Religion unter einer Nation for
mirt, entstehn auch die Ideen von Priestern
als nähern Vertrauten und Verwandten der Götter
und mit ihnen abergläubische Meynungen von de
Heiligkeit derselben. Anfangs ist der Wilde sei
eigner Priester. Nach und nach wird das Ritual
bestimmter, und eine gewisse Pünctlichkeit in de
Beobachtung desselben wird nothwendig. Der ein
theilt hierüber dem andern Vorschriften mit, wi
er sie sich selbst, oder wie der Zufall sie ihm gege
ben, oder auch wie, er sie bey solchen Ereignissen
wo er die Erfüllung seiner Wünsche von den Göt
tern erreicht zu haben wähnte, bewährt glaubt
Die Traditionen über Götter, welche diese oder je
ne Art der Verehrung erheischen, pflanzen sich von
Vater auf den Sohn, von einem Geschlechte au
das andre fort, und so werden bald einzelne Per
sonen durch ihr Alter und ihre Erfahrung, durc
ihre Familienverbindungen, durch das Verhältniß
worinn sie zum Volke stehn, besonders ehrwürdig
Depositare der religiösen Kentnisse, welche eine Na
tion hat. Solche Menschen bekommen denn auch
hiedurch sehr leicht ein entscheidendes Uebergewich
über alle, welche in die religiösen Begriffe weniger
oder gar nicht eingeweiht sind. Von den letztern
geschieht keine Handlung der Andacht, nichts mehr,
was mit der Religion auf irgend eine Weise zusam
menhängt, wobey sie nicht vorher jene um Rath
fragen, und ihrer Stimme folgen. Ist ferner
wi

ch gewöhnlich ist, auch der Wahn verbrei-
die Götter ihren Willen durch sinnliche
en Menschen vorher andeuten, und daß
oder Unglück der Nation nur davon ab-
b und wie diese Zeichen bemerkt und ver-
erden, so darf nur ein Ohngefähr einzelne
und klügere Menschen begünstigen, und
n den Ruf einer untrüglichen Weißheit in
was zur Wahrnehmung und Erklärung
Vorbedeutungen gehört. Sobald näm-
Beobachtung oder Auslegung durch den Er-
ufällig bestätigt, oder auch nur dem blin-
n Glauben und Vertrauen abgewinnt,
ie als außerordentliche, über das gemeine
ne Sterbliche, und das Vorurtheil legt
der göttlichen Rathschläge, welcher sie
n, einem engern Umgange mit jenen
en Wesen, einer höhern Gnade der Gt-
ie ihnen zu Theile wurde. Wenn aber
zelne Mitglieder des Volks sich in den
lben so hoch emporgeschwungen haben,
cht mehr schwer für sie, ihre Herrschaft
hen Gemüther noch immer stärker zu be-
nd diese nach und nach unumschränkt zu
Der alltägliche Mensch, welchen die
nge als ihres Gleichen kannten, wird
Vertrauter der Götter, Bewahrer ih-
nisse, Ausleger ihres Willens, heiliger
r Zukunft. In den Schooß desselben

legen jedes Individuum und die ganze Nation ihre wichtigsten Angelegenheiten, ihre Hoffnungen und Wünsche nieder; er wird ihr Repräsentant bey den Göttern, dem Schutz und allgemeine Ehrfurcht gebühren.

Je mehr die innere Beschaffenheit der Religion selbst angestrengte Aufmerksamkeit, und anhaltendes Studium verlangt, desto natürlicher und schneller bildet sich der Priesterstand. Die einzelnen Individuen, welche sie annehmen, sind oft durch die Umstände verhindert, sich eifriger damit zu befassen, und sich alle die Kentnisse zu verschaffen, welche doch nothwendig sind, um in der Verehrung der Götter nichts zu vernachlässigen, oder zu versehen, um sich dieselben geneigt zu machen, und ihren gefürchteten Zorn abzuwenden. Sonach bleiben diese Kentnisse innerhalb eines kleinen Cirkels von Menschen, die der gemeinschaftliche Besitz zu gleichem Interesse mit einander verknüpft. Grade dieses nun fand vorzüglich bey den Aegyptiern statt. Die ägyptische Religion konte nicht ohne Einsichten in die Astronomie verstanden werden, und auf der andern Seite war es unmöglich, daß sich alle Aegyptier, oder auch nur die meisten, diese erwarben. Die eingeführten Gebräuche und das ganze Ceremonienwesen erfoderte gleichwohl die sorgfältigste Genauigkeit in der Ausübung. Was war also für die Nation hier zu thun übrig, (gesetzt auch, daß die vorher angeführten Ursachen, welche die

Ent:

g des Priesterstandes veranlassen konten,
etreten wären, ohngeachtet sie doch wahr-
zugleich mitgewürkt haben,) als die Reli-
legenheiten überhaupt einer besondern Classe
Mittel zu übertragen, damit diese sich aus-
nit ihnen beschäftigte, und nicht nur der Re-
vollendete Consistenz und Form gäbe, son-
gewissenhaft über dieselbe wachte. Daß
rclasse hernach im Staate sehr wichtig
tend wurde, daß sie den Zügel der welt-
cht an sich riß, und das Volk, wie seine
außer in den Verfassungen, wo der Re-
Priester war,) despotisirte, war hieben
eidlich. Die Staaten des Alterthums,
hme der Republiken in Griechenland, zu
Carthago, hatten etwas Theokratisches,
eokratie ist, sind die Priester die höchste
so daß die Regierung ganz, oder doch
tlichen nach, zumal in kritischen und be-
Zeitmomenten, in ihre Hände geräth.
auch nur mit einem flüchtigen Blicke die
er Menschheit überschauen, und man
n langwierigen, oft blutigen und schreck-
fen der priesterlichen Macht mit der
Gelegenheit haben zu bemerken, daß
er in ihre gerechten Schranken zurück-
, als bis sich der menschliche Geist zu
n Selbstständigkeit erhoben hat, daß
die Vorschriften zur Verwaltung des

Staats von vermeynten Vorbedeutungen, geheimen Orakeln, und Befehlen der Götter, die die Priester verkündigen, zu entlehnen.

Der Ursprung des Priesterstandes ist demnach freylich so wenig bey den Aegyptiern, wie bey irgend einem andern Volke des Alterthums, in den Betrügereyen, Gaukelspielen und Blendwerken einzelner an Talenten und Kentnissen, an Klugheit und List dem großen Haufen überlegner Menschen, sondern vielmehr in dem Bedürfnisse zu suchen, das jeder Nation dringend und unentbehrlich wurde, sobald einmal eine Religion Aufnahme erhielt, die eine beträchtliche Summe theoretischer Begriffe, und ein bestimmtes durch Aberglauben geheiligtes Rituale in sich schloß. Ist aber der Stand vorhanden, so schafft er sich auch bald individuelle Zwecke, die nicht sowohl die Verehrung der Götter, als vielmehr sein besonderes Interesse angehn. Die Aussicht, sich höher emporschwingen zu können, ist für eine Privatgesellschaft, die an sich auf den Staat einen natürlichen und erlaubten Einfluß hat, so verführerisch, daß sie den Anreizungen dazu, welche ihr die Lage, worinn sie ist, unaufhörlich geben, nicht leicht lange widersteht, und in ihren Schranken bleibt. Sie fängt also nach und nach an zur Erreichung ihrer eigennützigen Absichten Mittel zu gebrauchen, welche ihr nur für das allgemeine Beste zu gebrauchen vergönnt war, und sucht selbst außerdem noch neue Mittel zu erfinden,

wenden. Es muß ihr dabey um ſo leich-
n, alle ihre Anſchläge durchzuſetzen, je
chtung, und je unbedingteres Vertrauen
y der Nation erworben hat. Bald heben
Betrügerey und Täuſchung ihr Spiel an.
d benutzt, was dienen kann, das Volk
lauben zu beſtärken, und immer tiefer in
hineinzuſtürzen, bis die Prieſter auszu-
rmögen, was Stolz und Herſchſucht nur
Um der Beute ſicher zu ſeyn, und Ränke
e jeder Art ausführen zu können, muß
eſellſchaft am Ende auch elende und nie-
e Künſte erlauben. So iſt es wohl mit
terſtande bey den Aegyptiern, wie bey al-
n Nationen, der Fall geweſen. Die
deſſelben war anfangs Nationalbedürfniß,
dahin ab, die wichtigſten und heiligſten
der Nation in ihrer Reinigkeit aufzubewah-
religiöſen Angelegenheiten zu beſorgen,
ermeynten Willen der Götter kund zu
lernte aber früh ſeine Macht fühlen,
ſtſüchtig ſie zu erweitern, und, wenn
ne Mitglieder ihrer urſprünglichen und
eſtimmung getreu blieben, ſo artete doch
Theil in eine Schaar tyranniſcher Des-
feiler Gaukler aus.

der erſten Entſtehung der Religion in
at man ſich vermuthlich vor den großen
Himmelskörpern ſelbſt niedergeworfen,

und

und diese Ehrfurcht und religiöse Empfindungen ausgedrückt. Allmählig haben sich denn auch wohl die Aegyptier in diesen selbst befindliche, lebende, willkührlich handelnde, und mächtige Wesen gedacht. Der Hang zum Versinnlichen stellte diese Wesen bald anschaulich dar, um die dunkeln Vorstellungen des Verstandes den Sinnen gegenwärtigen, und sie gleichsam handgreiflich zu machen. Hieraus scheint im Allgemeinen das Abbilden der Gottheiten unter mannichfaltigen Figuren mit eigenthümlichen Kennzeichen entsprungen zu seyn. Hat die Phantasie aber einmal freyen Spielraum gewonnen, so ist sie hernach im Erfinden von Bildern und Merkmalen eben so kühn, als unerschöpflich.

Eines der seltsamsten Phänomene in der Geschichte der Religionen, und des menschlichen Verstandes überhaupt ist allerdings der berufene Thierdienst der Aegyptier. Es gab gewisse Thiere, die in ganz Aegypten verehrt und angebetet wurden, denen die Nation Tempel errichtete, und Priester weihte, deren Benehmen und Zustände sie aufs ängstlichste beobachten ließ, und durch deren Tod endlich sie in tiefe Trauer versetzt wurde. Allgemein war der Aberglaube den Gemüthern eingeprägt, daß die bevorstehenden Schicksale des Volks und der Individuen sich in diesen heiligen Thieren ankündigten. Daher waren sie auch unverletzlich, und es durfte sich niemand unterstehn, sie zu entehren, zu mishandeln, zu schlachten, oder zu tödten.

atte jemand das Unglück, ohne Vorsatz und
ger Weise sich an dem religiösen Wahne zu
en, so hatte er außer dem vermeynten
beleidigten Thiergottheiten, auch gewiß
mste Rache des ägyptischen Fanatismus
n. Manche Thierarten wurden nur in
Districten Aegyptens verehrt, und in an-
. In dem einen betete man sogar zuwei-
an, die man in einem andern mit dem
Hasse verfolgte, und die Geschichte erzählt
eyspiele, wo ein District mit dem andern
hiergottheiten, welche von den Einwoh-
jeden insbesondre anerkannt wurden, in
bistigkeiten gerieth. Auch die Art der
ebenderselben Thiere, und die Gebräu-
waren sich nicht überall gleich. Im
der Zeit erhielt der ganze Thierdienst so-
die immer zunehmende Menge der heili-
als auch durch das immer weitläufti-
e Ceremoniel dabey einen unglaublichen
nd wenn der spottenden Satire des Ju-
uen ist, so verfielen die Aegyptier darinn
ß sie auch Pflanzen und Zwiebeln an-

Aegyptier, zumal der große rohe Hau-
, haben schwerlich den wahren Sinn
s Thierdienstes eingesehen. Sie schei-
en so getäuscht gewesen zu seyn, wie
en Katholiken bey der Verehrung und
Anbe-

Anbetung ihrer Heiligen. Sie nahmen die Thiere nicht als Symbole für anbetenswürdig an; nicht in ihren Beziehungen zu den wirklich autorisirten Gottheiten; sondern sie erhoben die thierischen Individuen an und für sich zu Göttern, und die Politik der ägyptischen Priester, deren Vortheil so sehr mit dem religiösen Glauben der Aegyptier zusammenhieng, hat jene Schwärmerey vermuthlich auf alle mögliche Art begünstigt; denn diese waren allein im Besitze der Kenntniß von der wahren Beschaffenheit ihrer Religion, und von dem innern Sinne ihrer Gebräuche. Grade deswegen aber, da die gemeinen Aegyptier hierinn so blind waren, muß der Thierdienst jedem Fremden im Alterthume, welcher Aegypten besuchte, äußerst merkwürdig und auffallend gewesen seyn, und weil doch niemand außer den Priestern recht davon unterrichtet war, so sind daher die mannichfaltigen, zum Theile höchst sonderbaren Träume und Muthmaßungen entstanden, welche schon bey den alten Schriftstellern darüber vorkommen.

Herr Hofrath Meiners*) in Göttingen hat in einer besondern Abhandlung den Thierdienst der Aegyptier sehr genau beschrieben, und die verschiedenen Erklärungsarten scharfsinnig beurtheilt, wel-

*) Meiners vermischte phil. Schriften. Th. I. S. 247.

n vor ihm davon hatte. Seine eigene Er-
die er beygefügt hat, empfiehlt sich vor
hohe Wahrscheinlichkeit, und ich trete
völlig bey. Sobald zugegeben werden
der Thierdienst in der engesten Verbin-
er übrigen ägyptischen Religion war, so
ch mit dieser aus einer gemeinschaftlichen
eleitet werden. Hr. Meiners nimmt
daß die Aegyptier in einer Periode, die
nehr bestimmen läßt, angefangen haben,
ten zwischen ihren Nationalgöttern, vor-
Isis und dem Osiris, und zwischen ih-
schen Thieren zu finden, und die letztern
n ihnen entdeckten Spuren der Gottheit
Der eingeführte Gebrauch der hiero-
Schriftzeichen konte die Aegyptier zur
und Entdeckung solcher Aehnlichkeiten
en Göttern, und den Thieren mehr
dre Volk vorbereitet haben. Auf diese
sich wenigstens der Ursprung des Thier-
allen seinen Seltsamkeiten am natür-
en, obgleich späterhin bey der Erweite-
n manche andre itzt nicht mehr zu erra-
tände darauf Einfluß gehabt haben

Religion der Aegyptier, wie ich sie
ldert habe, ist auch wohl ihre Phi-
ber die Ursach der Welt gewesen. Nach
gesetzten Meynungen dieses Volk betref-
fend,

fend, die von den Geschichtforschern aufgestellt sind, haben ihnen zwar einige eine bessere Kentniß von der Gottheit beymessen wollen, als jene Religion sie verräth; aber diese Behauptung kann nicht historisch dargethan werden. Die ägyptischen Priester hatten freylich gewisse Mysterien unter sich, in welche das Volk nicht eingeweiht wurde, und zu denen auch ein Fremder nicht anders, als durch mächtige Verbindungen und große Aufopferungen, gelangen konte. Glaubwürdigen Nachrichten gemäß beschränkten sich indessen diese Mysterien ein: entweder auf geheime Religionsgebräuche, Weihungen, Casteyungen, Opfer u. d. gl.; oder auf die Auslegung der Volksreligion, und der religiösen Mythen, oder endlich auf gewisse scientifische Kentnisse, welche sie aus Eigennutz dem Volke vorenthalten zu müssen glaubten. Hingegen wurde wohl in diesen Mysterien nichts weniger, als eine reinere natürliche Religion, oder eine tiefsinnige Metaphysik gelehrt, wie diese bey den Griechen der forschende Geist eines Pythagoras und Plato ersann. Wo Herodot von ägyptischen Geheimnissen, von heiligen Legenden, die ihm durch die Priester mitgetheilt seyen, spricht, haben diese immer Beziehung auf die Volksreligion, und er gibt keinen einzigen Wink, daß sie ein anderes höheres Interesse gehabt hätten. So erzählt er zwar, daß über den Gottesdienst des Bacchus heilige Sagen vorhanden seyn, die kein Profaner erfahren dürfe; aber wird hieraus mit

Recht

ern können, daß diese heilige Sagen me:
Lehren enthalten hätten? Vielmehr ist
, daß ihre Gegenstände nichts weiter,
n über den Bacchus waren, Symbole
Begriffe von einem erzeugenden und be:
Wesen, das auf die Erde einwirke.
enig läßt sich das Daseyn einer metaphy:
losophie in Aegypten, die in den My:
hrt worden sey, daraus herleiten, daß
Weltweisen der Griechen nach Aegyp:
, um die Merkwürdigkeiten des Landes
lernen, und ihre Einsichten zu erwei:
hagoras, Eudoxus, Plato konnten die
egen ihrer übrigen Künste und Wissen:
utzen. Ihre Staatsverfassung, zumal
klich angelegte, und mit den übrigen
ältnissen so künstlich verwebte Hierar:
ester, ihre Gebäude und Kunstwerke,
u, ihre Naturseltenheiten, ihre mathe:
und vorzüglich ihre astronomischen Kent:
schon an sich für die Griechen anziehend
Das Theoretische oder das Wissen:
on allem diesem blieb freylich für die
ufbehalten, und deswegen mußten auch
nn sie damit bekannt werden wollten,
Geheimnisse der Priester einweihen las:
durch diese Aufnahme wurden sie nicht
einer Methaphysik hineingeführt. Alle
Alten, die von den Reisen der griechi:

schen Philosophen nach Aegypten reden, sagen daher auch eigentlich nichts weiter aus, als daß Wißbegierde diese Männer nach Aegypten getrieben habe, und daß sie sich von den Priestern in der Kunst der Gesetzgebung, in der Geometrie, Arithmetik und Astronomie hätten unterrichten lassen *). Das Wort Philosophie war im höheren Alterthume sehr vieldeutig, und wurde bald im weiteren, bald im engeren Sinne genommen; die ausschließende Bedeutung aber, die es nachher bekam, hatte es gar nicht. Ursprünglich bezeichnete es einen Inbegriff von gelehrten Kentnissen überhaupt, und so ist es zu verstehen, wenn die alte Tradition sagt, daß die Philosophie in Aegypten einheimisch gewesen sey, und von dort aus sich über andre Völker verbreitet habe. Man begriff hier bloß unter Philo-

sophie

---

*) Ich kann mich hier selbst auf alle die Zeugnisse berufen, die Hr. Plessing mit gelehrtem Fleiße gesammelt hat. S. Versuche über die Philosophie des ältesten Alterthums B. II. Th. II. S. 966. ff. Memnonium, B. II. S. 155-170. 643-663. Alle sagen eigentlich nicht mehr, als das obige, ohngeachtet Hr. Plessing seiner Hypothese zu Gefallen, daß eine metaphysische Philosophie die in den Werken des Plato am deutlichsten vor Augen liege, ursprünglich in Aegypten entstanden, und nachher von andern Völkern, namentlich den Griechen, nur mit mancherley Abänderungen und Verstellungen adoptirt sey, mehr darinn gefunden hat.

gewisse Summe scientifischer Kentnisse,
ypten zuerst erfunden; und in Umlauf
aren. Es ist möglich, und auch nicht
einlich, daß Pythagoras durch das Stu-
Arithmetik und Astronomie der Aegyptier
metaphysischen Systeme veranlaßt sey;
r Vorstellung, welche sich die Aegyp-
n Weltalle gebildet hatten, scheint etwas
was einen tiefer denkenden Kopf darauf
e; aber daß er sein System schon in
llendet gefunden habe, etwa so, wie er
ung des Priesterordens fand, die er bey
schaft nachahmte, ist mir aus mehrern
elche ich in der Folge noch erörtern wer-
ublich. Von Plato hingegen läßt sich
nehmen, wie selbst die Geschichte der
nes philosophischen Geistes unwider-
rthut, daß er die Hauptstücke seiner
on den Aegyptiern entlehnt habe.
ngeachtet ist es entschieden, daß die
bst, wie auch ihre Beschaffenheit, ihr
ihr Zweck gewesen seyn mögen, zu-
pten aus nach Griechenland verpflanzt
Von den Mysterien des Osiris, des
Griechen, bezeugt dieses Herodot aus-
ach ihm wurden sie vom Melampus *),

. II, 49.

der sich durch Wahrsagen, durch die Kentniß gewisser Arzneymittel, und vielleicht auch durch andre Jongleurkünste Ansehen erwarb, so wie mehrere ägyptische Religionsgebräuche, unter den Griechen eingeführt. Vermuthlich haben auch die Eleusinischen Geheimnisse, die der Ceres und Proserpina zu Ehren gestiftet wurden, und in denen man die Leiden und Schicksale beyder Göttinnen dramatisch vorstellte, dieselbe Abkunft. Diodor leitet sie gradezu aus Aegypten her *), und die Ableitung wird durch anderweitige historische Umstände bestätigt. Die Religion der Aegyptier, und die mit ihr verknüpften Feste und Gebräuche waren schon bestimmt und angeordnet, ehe die Griechen Aegypten betraten, ja sogar zu einer Zeit, wo diese noch im Zustande roher Wildheit sich befanden, und nach unleugbaren Zeugnissen der glaubwürdigsten Schriftsteller verdankten die Griechen den Aegyptern nicht nur die Anfänge des Ackerbaus, verschiedener Künste des gemeinen Lebens, und der gesellschaftlichen Cultur überhaupt, sondern auch Ueberlieferungen von Göttern, die nachher eigne Glaubensartikel für sie wurden. Aus der Religionsgeschichte der Grie-

*) Diodor. I, 29. 96. Vergl. Hrn. Hofr. Meiners vortreffliche Abhandlung: Ueber die Mysterien der Alten, besonders über die eleusinischen Geheimnisse. Verm. philos. Schriften, Th. III. p. 164.

erhellt, daß die Mythen vom Bacchus, Ceres und Proserpina, und die Verehrung ötter, nicht von den ältesten Zeiten her bey heimisch waren, sondern ihnen von außen theilt worden sind. Die Mysterien des waren aber eben so mit den Mysterien der bunden, wie in Aegypten die Mysterien die in Sais gefeyert wurden *), mit de- siris, und auch in den Hauptgebräuchen, beobachtet wurden, z. B. in dem Her- der Phallus, dem Opfern der Schweine, ägyptischen und griechischen Mysterien Die Meynung, daß die Griechen ihre von den Aegyptiern erborgten, hat also ir sich. Man nehme noch hinzu, daß die hre eigenthümliche Volksreligion, und die n selbst vorhandenen Mythen mit den Traditionen verbanden, daß sie manches , (was nach dem Herodot schon Melam- ubte), und ihrem Nationalgenius näher und man wird sich das Unterscheidende tischen und griechischen Mysterien leicht nen. Eines andern Hauptgrundes wer- noch für die obige Behauptung erwäh- st muß ich hier noch erinnern, daß diese chischen Mysterien nur in Rücksicht auf

ot. II, 59. sq.

ihre Entstehung, und diejenige Einrichtung derselben gilt, wie sie anfangs war, denn mit der zunehmenden Aufklärung in Griechenland sowohl, als in Aegypten, durch die immer genauer werdende Verbindung zwischen diesen Ländern, und durch die erfolgten Staatenrevolutionen haben sich auch die Mysterien beyder Völker sehr geändert, und sind nicht geblieben, was sie waren. Darf man aber der Geschichte nach annehmen, daß die griechischen Mysterien ägyptischen Ursprungs sind, und lassen sich beyde griechische und ägyptische Mysterien in Ansehung ihres Inhalts mit einander vergleichen, so ergiebt sich sehr bald, inwiefern Philosophie der Gegenstand der ägyptischen Mysterien gewesen seyn kann. Schon die Natur der Sache lehrt, daß, soweit das Volk an den Mysterien Theil nahm, dieses unmöglich habe in Geheimnisse eingeweiht werden können, die weitläuftigen Unterricht erfoderten, und von Seiten der Einzuweihenden größere Fassungskraft und Anstrengung derselben erheischten, als man bey ihnen voraussetzen konnte. Wirkliche Geheimnisse, dem ganzen Volke anvertraut, würden auch bey aller gebrauchten Vorsicht nicht lange Geheimnisse geblieben seyn. Für das Volk waren daher, wie bey den Griechen, die Mysterien nichts anders, als große feyerliche Feste, die von heiligen Opfern, und von Reinigungs- oder Söhnungsceremonien begleitet waren, durch welche das Volk von den Schulden rein gewaschen

zu

glaubte, die es auf sein Haupt geladen
Die Thaten und Schicksale der Götter, zu
enken die Mysterien gehalten wurden, wa:
zugleich symbolisch und dramatisch vor:
m die Erinnerung daran desto lebhafter
rn, und auf das Gemüth wirksamer zu
Nach und nach hat man auch wohl den
er Mysterien selbst für das Volk weiter
t, und noch manches darinn aufgenom:
s auf das Volk einen der Religion vor:
n Einfluß haben konte. Allerdings gab es
höhere Mysterien, zu welchen nur die Prie:
d auserlesene durch ihre Verhältnisse im
oder durch ihre Aufklärung, und ihren
dazu fähige Mitglieder der Nation zuge:
den. Hierauf gründet sich der im Alter:
berühmte Unterschied zwischen exoteri:
d esoterischer Religion. Denn da
n Mysterien der Priester gewiß mit der
ion in der innigsten Verknüpfung waren,
sie der Hauptsache nach nichts anders ent:
en, als was den geheimen Sinn betraf,
iester selbst ihren Symbolen, ihren Fe:
Gebräuchen unterlegten, vielleicht auch,
Maschinerie angieng, die zur Begehung
zur Blendung und Täuschung des Vol:
var. In diesen höhern Mysterien lehr:
, wie es wirklich um die Götter stand,
n Volke blindlings angebetet wurden;

man erklärte darinn die gebräuchlichen Symbole, den Ursprung und die Absicht der Feste und Ceremonien, die wahre Bedeutung der religiösen Ueberlieferungen und Mythen, und nur Kentnisse dieser Art waren es vorzüglich, welche den in die höhern Mysterien Eingeweihten über den gemeinen Haufen erhoben. Weil aber der Besitz dieser Kentnisse für den Priesterorden, und überhaupt für die regierende Classe im Staat höchst wichtig war, so mußte man bey der Mittheilung derselben schon vorsichtiger zu Werke gehn. Es durfte also Niemand darinn unterwiesen werden, der nicht entweder selbst zum Priesterorden gehörte, oder nicht mit demselben gemeinschaftliche Zwecke verfolgte, oder auf dessen Verschwiegenheit und Bedachtsamkeit die Priester nicht sicher bauen konten. Daher waren harte langdauernde Prüfungen vor der Aufnahme nothwendig, um sich des Charakters des Mannes zu vergewissern, der Mitbewahrer von Geheimnissen werden sollte, an denen die Wohlfarth, und die ganze Achtung des ersten Standes der Nation hieng. Die Religion der Aegyptier überhaupt konte, wie ich schon gesagt habe, ohne manche andre wissenschaftliche, besonders mathematische und astronomische Kentnisse nicht verstanden werden, und deswegen ist es begreiflich, warum auch diese mit zu den Mysterien gerechnet wurden, und ein Eigenthum des Priesterordens blieben, so daß man sie von keinem andern, außer von den Priestern erlernen

konte,

d daraus folgte denn ganz natürlich, daß
Monopol aller Gelehrsamkeit in die Hän-
n gerieth. Demnach, dünkt mich, ist es
, daß nicht sowohl tiefsinnige metaphy-
culationen, als vielmehr die esoterische
ion, und die dazu nothwendige, oder
enschaftliche Kentnisse, vornemlich ma-
e und astronomische, in den höhern My-
Einzuweihenden offenbart wurden. In-
ganze Staatsverfassung Aegyptens gröss-
ierarchisch war, mögen auch Angelegen-
e hierauf sich bezogen, den Mysterien zu
)en gedient haben. Als in den spätern
Aufklärung zu einem höhern Grade em-
ınd die bessern Köpfe das Lächerliche und
, oder doch wenigstens das Unwahrschein-
Volksreligion einsahen, als selbst die Cul-
Wissenschaften den Gang der Vernunft
festet gemacht hatte, als endlich der
Umgang der Aegyptier mit den Grie-
gegenseitigen Tausch von Meynungen und
irkte, mag auch in den innern Hallen
chen Tempel sich eine Philosophie
)en, welche über die Gottheit und über
ng der Dinge Lehrsätze befaßte, die der
um eben so vieles näher kamen, als sie
r Volksreligion entfernten. Allein bey
en, was wir von dieser ägyptischen
hie mit Zuverlässigkeit wissen, läßt

sich doch nicht angeben, inwiefern sie Product des ägyptischen, oder des griechischen Geistes war.

Eine Meynung, welche die Alten einstimmig den Aegyptiern beylegen, die auch von ihnen zu den Griechen übertragen worden seyn soll, ist die von der Unsterblichkeit der Seele, und der sogenannten Seelenwanderung (Metempsychose). Wenn man über den möglichen Weg nachdenkt, auf welchem der Mensch zuerst zu der Idee von einer Seele, die den Körper belebe, und von ihm verschieden sey, gelangt seyn mag, so wird es wahrscheinlich, daß die innern mit Bewußtseyn verknüpften Veränderungen ihn dahin gebracht haben, ein Wesen in sich anzunehmen, das zwar im Körper, aber doch von diesem abgesondert existire. Der Mensch merkte, daß die körperlichen Verrichtungen ganz etwas anders waren, als das Empfinden, das Denken; daß, wenn der Körper sich auch in Ruhe, in tiefem Schlafe, befand, noch ein Etwas in ihm rege war, was für sich zu wirken schien; daß, wenn jemand starb, sein Körper unversehrt seyn konte, und er lebte nicht mehr, bewegte sich nicht mehr, empfand nicht mehr. Was war natürlicher, als der Schluß: Der Körper, den ich fühle und sinnlich erkenne, macht noch nicht mein ganzes Wesen aus, sondern es ist noch ein von ihm verschiedenes Princip in mir; es mag dieses nun seyn, was es will, und seinen Sitz haben, wo es will? So entstand die Lehre, der Mensch besteht aus

zwey

ien, dem Körper und der Seele. Nun
orschende Verstand um einen Schritt wei-
emerkte auch, daß das Etwas, was
hen im Leben beseelt, ihn im Tode ver-
doch zeigte sich der sinnlichen Anschauung
es davon floh, oder wo es blieb. Durch
ibeln hierüber konte sich der Begriff von
ier der Seele nach dem Tode sehr leicht
Man findet deswegen auch bey allen alten
Völkern, daß, sobald sie einmal Ver-
der Seele vom Körper erkannt haben,
sdenn an die Unsterblichkeit derselben
Ueberdem vereinigen sich hiemit in der
von einem Zustande der Vergeltung
Tode, wo der Gute für seine Tugenden
den, und der Bösewicht für seine Ver-
en wird, welche jene Vorstellung noch
nachen. Selbst in der Natur des Men-
noch manche andre Gründe, welche die
r Unsterblichkeit erwecken, und diese so-
alischen Gewißheit erheben. Die ani-
rcht vor dem Tode, die Unmöglichkeit
ulichen Bildes von Nichtseyn, der sehn-
h, der in der Brust auch eines rohen
eklärten Menschen emporsteigen muß,
aseyn mit diesem Leben nicht beendigt
alles dieses trift dahin zusammen.
hat es keine Schwierigkeit einzusehen,
yptier bey der Ausbildung des Verstan-

des,

des, welche sie erreicht hatten, mit so fester un
allgemeiner Ueberzeugung an die Unsterblichkeit d
Seele glauben konten. Nur die Art der Fortdaue
welche sie sich dachten, die Seelenwanderung; i
verschiedener Auslegungen fähig. Die Aegypti
waren die ersten, erzählt Herodot*), welche leh
ten, daß die Seele des Menschen unsterblich se
Wenn der Tod den Körper zerstöhre, so gehe d
Seele in ein anderes Thier, und aus diesem wi
derum in ein anderes über, und nachdem sie alle Land
und Seethiere, und die Geflügel durchwandert se
kehre sie wieder in einen menschlichen Körper zurück
diese Wanderung aber werde alle dreytausend Jal
re vollendet. Herodot fügt noch einen ägyptische
Mythus hinzu, der für die Erklärung der Me
tempsychose zu wichtig ist, als daß ich ihn hie
übergehn dürfte. Die Aegyptier räumten die Herr
schaft der Unterwelt, des Hades der Griechen, den
Osiris (Dionysus), und der Isis (Ceres) ein. Nac
einer Legende unter ihnen stieg Rhampsinitus, ei
ner ihrer Könige, in die Unterwelt hinab, uni
spielte mit der Isis im Würfeln, wobey er zuwei
len gewann, und zuweilen verlor. Als er sie ver
ließ, machte ihm Isis ein Geschenk mit einem Tu
che. Seit der Rückkehr des Rhampsinit feyerten
die Aegyptier noch bis auf die Zeiten des Herodo
ein

*) Herodot II, 122.

as mit folgendem sonderbaren Gebrauche
ar. Man gab einem der Priester ein
s Gewand in die Hände, verband ihm
führte ihn auf den Weg zum Tempel
nd ließ ihn daselbst stehn. Dieser Prie-
nach der Sage, von zwey Wölfen zum
Isis geführt, der zwanzig Stadien von
wo man ihn allein gelassen hatte, ent-
und eben dieselben Wölfe brachten ihn
mpel nach demselben Ort zurück.

ot hat, wie man offenbar sieht, die
ehre von der Seelenwanderung in ihrer
talt aufbehalten, und es ist daher am
, sie so für ächt zu nehmen, wie er
denn unter den Griechen wurde sie her-
verändert, und mit so vielen andern
en Träumen verbrämt, daß sie an sich
ch, und ihre wahre Bedeutung um desto
errathen geworden ist. In jener Form
n sie beym Herodot erscheint, leidet sie
efache Auslegung. Entweder man ver-
örtlichen Sinne, daß die Aegyptier
ten, die Seele des Menschen gienge
de des Leibes in dieses oder jenes Thier
e dieses von neuem, und wandre so
ierischen Körper in den andern. Oder
sie für eine Hieroglyphe, für ein Sym-
end einem Zustande der Abgeschiednen
de, der dadurch habe bezeichnet werden
sollen.

sollen. Im ersten Sinne scheinen die Aegypti
die Seelenwanderung nicht gemeynt zu haben, ob
gleich die Griechen ihr diese Erklärung unterscho
ben. Denn ich glaube, daß die Platonischen My
then von einem ehmaligen seeligen Zustande de
menschlichen Seelen vor diesem Leben, wo sie un
ter den Dämonen sich befanden, und im Anschaue
der göttlichen Urbilder, des Wirklichen, Wahren
Guten, und Schönen die reinsten und erhabenste
Freuden genossen, aus dem sie aber zur Strafe fü
gewisse Verbrechen, und zur Läuterung von den
selben in die sterblichen Leiber, und wenn sie darin
durch Weißheit und Tugend ihren entweihten Ade
nicht wiederherstellten, oder gar durch Laster und
Thorheiten sich noch mehr erniedrigten, zur fernern
Wanderung durch andre thierische Körper verbann
wurden, aus einem absichtlichen oder zufälligen
Misverständnisse der ägyptischen Metempsychose ent
sprungen sind. Selbst die vorher angeführte Er
zählung des Herodot streitet dagegen, daß die Ae
gyptier eine Seelenwanderung das Thierreich hin
durch im buchstäblichen Verstande sich eingebilde
hätten. Wozu hätten sie sonst noch der Meynung
von einem Orkus bedurft, wenn die Abgeschiednen
gar nicht in diesen hinabkamen? Warum bestimm
ten sie gerade einen Zeitraum von 3000 Jahren,
worinn die Wanderung der Seele nach dem Tode
vollendet werde, und nach welchem sich allemal
wiederum eine neue Lebensepoche in einem mensch
lichen

per anfienge*)? Ueberdem war es zwar
ypothese von der Metempsychose eine noth-
Voraussetzung, daß die Seele vor dem ge-
en Leben bereits in andern menschlichen
ristirt habe, aber von der Präexistenz,
sie schilderte, findet sich doch in den Tra-
ber ägyptische Religion und Philosophie
sichere Spur. Das sorgfältige Einbal-
r Leichname, und die ängstliche Aufbe-
derselben, reimt sich auch nicht gut mit
ne, daß die Seele des Verstorbnen in
ndere. Endlich ist es ganz unerklärbar,
nschliche Verstand auf eine solche Grille
yn sollte, und noch unerklärlicher, wie
elbe habe anschaulich machen können;
es in die Augen fällt, wie die Seelen-
, zuerst als Symbol gebraucht, hernach
t werden mochte. Hält man also die
hieroglyphisch, so können die Aegyptier
Wanderungen der Seele durch verschie-
körper Abwechselungen ihres Zustandes
Tode, angenehmer und peinlicher Art,

je

---

dot. l. c. ἐπεὰν δὲ περιέλθῃ (ἡ ψυχὴ)
ρσαῖα καὶ τὰ θαλάσσια καὶ τὰ πετει-
κῦτις ἐς ἀνθρώπεϊ σῶμα γινόμενον ἐσ-
τὴν περιήλυσιν δὲ αὐτῇ γίνεσθαι ἐν
λίοισι ἔτεσι.

je nachdem der Mensch durch seinen Lebenswandel die einen oder die andern verdient hatte, ausdrücken wollen. Allein nicht zu gedenken, daß das Symbol in diesem Sinne zu raffinirt sey *), als daß man Grund hätte, die Erfindung desselben jenem Zeitalter zuzutrauen, so hat auch die Auslegung gar keinen historischen Beweis, worauf sie beruhte. Ferner, war die Meynung nicht, daß die Seele des einen Menschen in dieses, die andre in jenes Thier übergienge, sondern daß alle auf gleiche Weise in einem gleichen Zeitraume das Thierreich durchwanderten. Ebensowenig ist die Ursache des Einbalsamirens und Aufbewahrens der Leichname hiebey einzusehn. Die richtigste symbolische Erklärung, die durch den Zusammenhang der Lehre von der Metempsychose mit der ägyptischen Religion

*) Vielleicht könte jemand sich auf das Todtengericht berufen, das nach dem Diodor (I, 92.) bey den Aegyptiern vor der Bestattung der Leichname gehalten seyn soll, und daraus folgern, daß die Aegyptier nach dem Tode Bestrafung oder Vergeltung der Handlungen im Leben, wenigstens einen denselben angemessenen höhern oder geringern Grad glücklicher Existenz angenommen hätten. Diese Folgerung mag gelten, so bleibt doch die Seelenwanderung als Symbol dieser Ideen, zu raffinirt. Auch hat wol Diodor das Todtengericht entweder selbst erdichtet, oder nach einem moralischen Romane eines ägyptischen Priesters copirt, wie Hr. Hofr. Heyne muthmaßt. S. Heyne opusc. Vol. I. p. 145. 152.

g bestätigt wird, hat meines Bedünkens
ör. Hofrath Gatterer gegeben *). Man
rinnern, daß nach den Erörterungen die-
und scharfsinnigen Mannes über die
der Aegyptier unter dem Osiris der Jah-
Sonne, und unter der Isis der Jah-
Mondes zu verstehn sind; der Hades
er war die der unsrigen entgegengesetzte
und daher waren auch Osiris und Isis
n der Unterwelt. Wenn nun die Ae-
upteten, daß die Seele unsterblich sey,
ach dem Tode einen Cyclus von dreytau-
hindurch in eine Reihe thierischer Kör-
d nach einwandre, dann eine neue Le-
in einem menschlichen Körper beginne,
leicht, daß die Metempsychose nichts
ein von den astronomischen Cyklen ent-
nbol für die ewige Fortdauer der Seele
; ein Symbol, das darum nur vom
t vollständig und deutlich genug aus-
weil er selbst es nicht verstanden hat.
dne Seele lebte fort in der Zeit. Dies
ie Hieroglyphe mit einer Wanderung
durch

---

attereri Commentatio de metempsychosi,
talitatis animorum symbolo aegyptio ad
ti Lib. II, Cap. 122. 123. Commentatt.
eg. Scient. Gotting. Tom. IX.

Bayerische Staatsbibliothek München

durch den ganzen Umfang des Thierkreises. Der Cyclus von dreytausend Jahren aber, in welchem die Metempsychose jedesmal vollendet wurde, kann auf eine doppelte Weise erklärt werden. Entweder man begreift darunter dreytausend jährliche Sonnenumläufe, eigentliche Sonnenjahre, oder eben soviel jährliche Mondumläufe, periodische Monate (= 224 Jahren, 23 St., 35 Min.) Nach jener Erklärung gleicht der Cyclus der Metempsychose dem großen Einschaltungencyclus, wodurch die verschiedenen Jahreszeiten immer in ihre alte Ordnung wiederhergestellt werden. Nach dieser gleicht er dem Cyclus der Sonnen- und Mondfinsternisse, und von diesem haben ihn die Aegyptier vermuthlich erborgt, weil jene Finsternisse ein passendes Bild der Abwechselungen des Lebens und Todes, die zu bestimmten Zeiten wiederkehren, ihnen abzugeben schienen. Hr. Gatterer hat auch noch einige andre Gründe beygebracht, um diese Muthmaßung zu bestärken. Isis und Osiris haben beyde gemeinschaftlich die Herrschaft, und in astronomischem Betrachte müssen beyde sich vereinigen, um Sonnen- oder Mondfinsternisse zu bewirken. Was unsre Astronomen die Conjunctionen des Mondes und der Sonne nennen, war den Aegyptiern die Vermählung der Isis mit dem Osiris. Endlich die Rede ist vom Hades, dem Sitze der Finsterniß, und nach dem oben erzählten Mythus spielt Rhampsinit allein mit der Isis, als der Göttinn der Finsterniß. Da

die

tier in den astronomischen Cyklen eine stete
leibende Wiederkehr derselben Erscheinun-
ehmen, so scheint dies sie veranlaßt zu
Regeneration der lebenden und beseelten
ben diese Cyklen zurück zu führen. Nach
Jahren, meynten sie, erschiene dieselbe
auf dem Schauplatze wieder, die ihn
, gerade so, wie die astronomische Epo-
nfange, die itzt ende. Das Spielen
des Rhampsinit mit der Isis, worinn
ld sie, gewann, oder verlor, war viel-
ymbol der abwechselnden Zunahme und
r Menge der Schatten in der Unterwelt;
wand, welches er von der Isis zum
ielt, war gleichfalls vielleicht ein Bild
perlichen Hülle, welche die Schatten
hmen müssen, wenn sie auf die Ober-
mmen. Ist der hier aufgestellte Be-
ägyptischen Metempsychose richtig, so
der Zweck des Einbalsamirens und
s der Leichname ein. Ein Volk, das
dreytausend Jahre fange eine neue
an, und die Schöpfung daure so im
Kreislaufe fort, mußte auf die Idee
Leichname so lange unversehrt zu er-
s möglich war, und zu dieser Absicht
suche zu wagen; denn der Leichnam
dem Ablaufe der Seelenwanderungs-
euem belebt. Wenigstens scheint so

das Einbalsamiren, als religiöser Gebrauch, mit ihrer übrigen Religion, und ihren anderweitigen Meynungen zusammengehangen zu haben *). Da die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und ihren Schicksalen nach dem Tode in der Unterwelt in den griechischen Mysterien bildlich und dramatisch vorgestellt wurde, und die Griechen wohl hierinn, zum mindesten der Hauptsache nach, den Aegyptiern nachgeahmt haben, so ist auch wahrscheinlich die Metempsychose ein Gegenstand der ägyptischen Mysterien gewesen, insoweit nämlich, daß man in diesen den wahren Sinn derselben den Eingeweihten enthüllte, der vielleicht dem gemeinen Volke nicht deutlich vor Augen lag, und auch schwerlich bey der Unkunde desselben in der Astronomie ganz deutlich gemacht werden konte.

Aegypten

---

*) Auch das Labyrinth der Aegyptier muß aus ihrer Lehre von der Seelenwanderung erläutert werden. Nach dem Diodor soll Mendes das Labyrinth zu seinem Grabmale erbaut haben. Diodor hält diesen Mendes für einen König; aber im Aegyptischen bezeichnet der Name nicht einen König, sondern den ersten Gott der ersten Classe, oder den ganzen Sternhimmel. Strabo erzählt, daß in der Pyramide bey dem Labyrinthe der Erbauer dieses, mit Namen Imandes oder Ismandes, begraben liege. Ismandes ist das verdorbene Wort Osymandyas, welches ein Kunstwerk zu astrologischen Berechnungen war. S. Gatterer l. c.

ypten hatte schon im frühesten Alterthume
näßige Staatsverfassung, und diese läßt
che Einsichten von Gesetzgebern schließen,
y wirksam waren. Der Geschichtschrei-
ilosophie könte also auch nach der Theorie
ion und der Politik fragen, welche die
efolgten. Denjenigen, welchem Aegyp-
ste Staatseinrichtung verdankt, kennen
ehr, wenn wir nicht auf die fabelhaf-
von Hermes oder Thaut rechnen wollen.
uch die Form des ägyptischen Staats-
verschiedenen Zeitperioden wohl unter-
d nicht ein allgemeines Urtheil darüber
b sie sich immer in allen Stücken voll-
h gewesen und geblieben wäre. Sie
n den ältern Zeiten unter Moses und
litt beträchtliche Abänderungen durch
dung Aegyptens von den Persern unter
nd eine gänzliche Umwälzung erfolgte
Alexander Aegypten erobert hatte, und
unter den Ptolemäern die herrschende
en. Daß die ägyptische Verfassung
immten und deutlichen Theorie zuerst
, ist nicht glaublich; sie bildete sich,
atsverfassungen des Alterthums, zu-
ch die Umstände; hernach mag man
ene Gesetze sie gesichert haben: aber,
h ehmals wirklich vorhanden waren,
für uns verloren, oder unter den

Hieroglyphen versteckt. Billig kann man sich darüber wundern, daß die Griechen uns so wenig Nachrichten von den Rechten des Königs, seinem Verhältnisse zu der Nation und den Ständen derselben hinterlassen haben, da sie doch die Aegyptier so früh, so lange, und so genau kanten, und ihre Verfassung so sorgfältig studirten. Gewiß würden wir darüber besser belehrt seyn, wenn sich die πολιτεία des Aristoteles, worinn er die Staatsverfassungen der alten Welt, soweit sich seine Kunde davon erstreckte, beschrieb, und wo auch dem Staate der Aegyptier ein eigener Abschnitt gewidmet war, erhalten hätten. Allein auch diese sind ein Raub der Zeit geworden, und das, was uns andre griechische Schriftsteller von den Gesetzen der ägyptischen Nation melden, ist größtentheils verdächtig *), und

über-

*) Hieher gehört insbesondre, was Diodor (I, 47.) von der Wahl, Lebensweise, und Diät der Könige berichtet, die nach ihm durch die strengsten und weisesten Gesetze bestimmt war. Auch die Gesetzbücher für die Könige, die dem Hermes beygelegt werden, und deren Clemens Alexandrinus erwähnt (Strom. VI, p. 633.), sind unächt. Umständlicher handelt von der ägyptischen Königswahl Synesius (de provid. p. 94), aber dieser ist viel zu jung, als daß man seinen Angaben trauen könte. Selbst die Namen und die Rangordnung der Priester, welche beym Synesius vorkommen, sind in einem viel spätern Zeitalter erfunden. Nach ihm war die Thronfolge zwar erblich; indessen hieng es doch noch von den Priestern ab, ob

sie

nge nicht hinreichend, uns ihr politisches
liches System vollständig zu charakteri-
fangs war die Regierungsform des alten
eingeschränkt monarchisch. Der Wille
wurde gar sehr durch den Einfluß des
ns bestimmt. Er durfte also nicht so
spotisch handeln, wie die Könige andrer
ischen Völker. Die Geschichte aber be-
daß die Aegyptier sich hierin nicht nach
Gesetze richteten. Denn hätten sie
rundsatz gehabt, zwey herrschende Kräf-
e einander entgegenzustellen, damit diese
as Gleichgewicht hielten, und die Will-

nächsten Thronerben anerkennen wollten, oder
und im letztern Falle kam es auf sie an, was
er an seiner Stelle erwählt werden sollte. Ne-
m Könige war ein Justizcollegium, das aus
Mitgliedern des Priesterordens bestand, nnd
enen sollte, dem Könige sich zu widersetzen,
eine Unternehmungen auf Ungerechtigkeit oder
ey abzielten. Hier sieht man schon moderni-
Begriffe der Staatskunst, wie sie den Aegyp-
werlich eigen gewesen sind. Die Bemerkung,
Synesius bey dieser Gelegenheit macht, ist eher
daß, wenn eine neue Familie den Thron
sie den Namen von dem Districte oder der
rhielt, aus welchen ihr Stifter abstammte.
es eine Dynastie der elephantinischen Kö-
den ältern Zeiten, die nicht über die kleine
Elephantine, sondern über ganz Aegypten

kühr keiner Parthey in Despotismus ausartete, so hätte der Priesterstand immer von der königlichen Würde ausgeschlossen bleiben müssen, und die königliche und Hohepriesterwürde hätten nie vereinigt seyn dürfen. Allein man findet, daß auch Priester zu dem Throne gelangt sind, und daß alsdenn alle Gewalt in den Händen der Priester war, und wiederum stößt man auf Beyspiele, wo Könige sich ganz von der Macht der Priester befreyten, und selbst gegen den Orden Tyranneyen verübten. Aus allem diesem erhellt, daß die gegenseitigen Rechte des Königs, der Priester, und der Nation, nicht sowohl durch heilige Gesetze, als vielmehr durch das Herkommen bestimmt worden sind, und zum Theil von der List und Gewalt der Priester, oder dem Genie des Königs modificirt wurden. Was man sonst noch von Staatseinrichtungen und Gesetzen der Aegyptier kennt, läuft entweder auf Polizeyverordnungen hinaus, wie z. B. das bekante Gesetz den Diebstahl betreffend, nach welchem der Dieb aufgefodert wurde, sich zu melden, und, wenn er sich meldete, den vierten Theil des geraubten Werthes behalten durfte, und keine weitere Strafe litt; oder es sind Sitten und Gebräuche, die mehr in die Geschichte der Menschheit, als in die Geschichte der Philosophie gehören, wie die Eintheilung der Aegyptier in Casten, und das Erbliche der Lebensarten, daß der Sohn in derselben Caste blieb, worinn der Vater war, und dieselbe Kunst oder

Hand-

ng erlernte, welche dieser getrieben

muß ich die wichtige Frage hier be=
ich die Aegyptier verlasse, inwiefern
n der Hebräer in der ägyptischen ihre
? Die Hebräer, bevor sie nach Aegyp=
und während sie in diesem Lande wohn=
n einem höhern Wesen, das sie Jeho=
, und als ihren besondern Schutzgott
Diesen Jehovah hielten sie aus An=
an seinen Dienst, und aus National=
für den höchsten und mächtigsten un=
rigen Göttern. Als Moses sie aus
hrte, und vierzig Jahre hindurch in
ufhielt, wurde er Schöpfer eines neuen
es für sie, setzte die Begriffe der In=
n ihrem Schutzgotte fest, und formte
zu verehren, in ein regelmäßiges Reli=
um. Moses war in Aegypten geboh=
am Hofe auf eine liberale Art erzo=
uthlich also durch Priester gebildet,
Kenntnisse eingeweiht, welche ih=
eigenthümlich waren. Die heilige
selbst, er sey in aller Weisheit der
terrichtet, und man weiß auch sonst
n Weg zu nennen, auf welchem er
für sein Zeitalter bewundernswürdige
erworben haben könnte. Ueberdem
den Fragmenten der ägyptischen Ge=

schichte, die in den Mosaischen Büchern enthalten sind, daß die ägyptischen Priester meistens eben die Kenntnisse besaßen, die Moses hatte, und welche er sich rühmte vom Jehovah empfangen zu haben. Als er am Hofe des neuen Königs, um diesen zu überreden, er sey ein göttlicher Gesandte, und dadurch zu bewirken, daß derselbe ihn mit seinem Volke aus Aegypten abziehen ließe, die bekannten Wunder verrichtete, so ließ der ägyptische König seine Zauberer und Zeichendeuter, wie es Luther übersetzt hat, oder eigentlich seine Priester kommen, und diese verrichteten vor den Augen des Moses ähnliche Jongleurkünste, ein paar Wunder ausgenommen, welche sie nicht nachmachen konten, und welche sie für Beweise erklärten, daß ein höherer Gott mit dem Moses seyn, und daß dieser es in den geheimen Wissenschaften ihres Ordens weiter gebracht haben müsse, als sie. Moses hatte die Idee, seine Stammnation von dem Joche der Aegyptier zu erlösen, und sie so viel als möglich zu einem polizirten, geordneten, und selbstständigen Volke umzuschaffen. Die Theokratie, so wie er ihre zauberische Macht in Aegypten kennen gelernt hatte, schien ihm hiezu das beste und sicherste Vehikel zu seyn. Er hatte lange genug unter seinem Volke gelebt, und selbst seine Familienverbindung war ihm dazu behülflich gewesen, um die historischen Lieder, Documente, Sagen und die religiösen Meynungen der Hebräer zu erforschen. Diese hat-

ten

) einzelnen Generationen erhalten, wenn
rößte Theil der Hebräer den ägyptischen
und Meynungen, insbesondre dem
Götterdienste bereits ergeben haben moch-
daß dieses geschehen sey, läßt sich schon
stern Empörungen der Hebräer in der
hmen, wo sie mit ihrem Heerführer und
euen Religion unzufrieden sich auf die
Religionsfestlichkeiten beriefen, und den
Apis wiederherstellen wollten. Was
ten religiösen Glauben der Hebräer bey-
war, das entriß Moses seiner Nation
Er stellte also den Jehovah als den
Götter, als den besondern Schutzgott
dar, der sich dieselben zu seinem Lieb-
rkohren habe, der sie in den Eroberun-
e sie vorhatten, mit seiner Allmacht be-
und ihnen den Sieg über andre Völker
ürde, der aber auch dafür verlange, daß
allein opfern, und keinem andern Gö-
nehrern neben ihm dienen sollten. Mo-
gte im Namen des Jehovah gewisse Ge-
Erfüllung zu den ersten und nothwen-
ürfnissen eines Staats gehörte, und die
noch itzt jeder bürgerlichen Gesellschaft
nüssen. Bis soweit scheint er also ganz
en und dem Genius der Nation gefolgt
d es ist eine unrichtige Meynung, wenn
, daß er die Lehre von der Einheit
Got-

Gottes in einer würdigern Form gekannt, und aus der esoterischen Religion der Aegyptier auf sein Volk verpflanzt, oder gar dieselbe aus den ägyptischen Mysterien entlehnt habe. Die Religionsbegriffe der Hebräer, so wie die alten historischen Stammsagen, die in der Genesis an einander gereiht sind, waren unstreitig den Hebräern selbst eigen *). Die Aegyptier hatten den Polytheismus. Fast in jeder Stadt wurde außer den großen Nationalgöttern auch noch irgend eine besondre Gottheit vorzüglich verehrt; das Volk hieng fest an diesen Gebräuchen, und die Hebräer wurden sogar deswegen gehaßt und verfolgt, weil sie sich nicht zu ähnlichen bequemen wollten, und den Jehovah als ihren einzigen Schutzgott anerkannten. Die Mosaische Urgeschichte aber steht durchaus mit den ägyptischen Traditionen darüber im Widerspruch. Moses läßt die Erde etwa zweytausend Jahr alt seyn, wo die historische Epoche seines Stammvolkes anfängt; hingegen die Aegyptier zählten viele Jahrtausende, und wußten eine große Menge Dynastieen von Königen zu nennen, die schon einen ungeheuern Zeitraum hindurch regiert hätten. Die esoterische Religion der Aegyptier betraf den geheimen Sinn der Volksreligion, und ihrer Symbole; hätte also auch Mo-

*) Wäre dem Berosus und Sanchuniathon zu trauen, so müßte freylich die Mosaische Urgeschichte sich auf eine alte im ganzen Oriente verbreitete Sage gründen. Aber die Fragmente beyder Schriftsteller sind höchst verdächtig.

: seinem Volke mitgetheilt, so müßte
n der Hebräer doch einen ganz andern
gehabt haben, als sie wirklich an sich
s den Mysterien kann diese noch weniger
yn; denn die Beschaffenheit der ägyp-
terien zu Mosis Zeit ist uns unbekannt;
uch geneigt bin, die Hypothese, Mo-
ne Nation in der Wüste zu Eingeweih-
wollen, und den großen Haufen in den
id, die Leviten aber in die höhern
enommen, für einen Traum zu erklä-
man nur durch die sinnreiche Darstel-
en vom Bruder Decius*) einigen
abgewinnen kann. Alles, was Moses
n erborgte, möchte ich vielmehr ledig-
Einrichtung, welche er dem Staate
gab, auf die ganze Polizeyverfassung,
Religionsrituale einschränken. Denn
oviel offenbar Aegyptisches, daß man
gar nicht verkennen kann. Moses al-
s weiter, als daß er die Religion sei-
öllig autorisirte, die Begriffe dersel-
, und zu ihrer Ausübung ägyptische
opirte**).

---

ber die Hebräischen Mysterien. Von Bru-
cius.

n Meynungen der Hebräer über den Zustand
geschiednen nach dem Tode habe ich oben be-
s Nöthige erwähnt.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Ueber die Philosophie der Griechen.

Erstes Kapitel.

Mythische Philosophie.

Die Griechen gewähren uns das Schauspiel einer Nation, die sich von den ersten Stufen der Cultur an nach und nach emporhebt, sich immer weiter, selbst durch manche an sich fehlgeschlagne Versuche, ausbildet, und endlich das Ideal der Kunst, und einen bewundernswürdigen Grad von Wissenschaft und Aufklärung erreicht, hernach allmählig von jener Höhe wieder herabsinkt, und zuletzt in Verfall und Vergessenheit geräth. Wir lernen die Griechen zuerst ganz roh kennen, wo sie in wilden regellosen Horden von einer Stätte zur andern herumziehn, und ein wandernder Schwarm den andern verdrängt. Bald formen sich kleine Dynastieen; diese werden wieder durch mancherley

Revo-

n und Umstände zertrümmert, und an
entstehn Republiken, welche der Geist
t und Vaterlandsliebe zur Tapferkeit,
nd Kunst belebt. Unter den Einflüssen
Clima's, eines gewissen Wohlstandes,
e Verbindung mit einigen benachbarten
rten Nationen, wird die anfangs arme
Sprache der Griechen reich an Begrif-
drücken. Die erste Naturphilosophie,
Philosophie des Lebens keimen hervor,
In sich fast bis zur Vollendung. Was
Griechen am interessantesten macht, ist
n Originalität, den sie vor allen ältern
Völkern des Erdbodens voraus haben.
ch zu viel behauptet, wenn man sagt,
einen Beytrag zur Cultur von den Aus-
fangen hätten. Sie verdanken diesen
e ersten Anfänge des Ackerbaus, und
ung; sie haben von ihnen manche re-
ffe, und gottesdienstliche Gebräuche
; die Bestimmung der Zeitrechnung,
nente astronomischer Kentnisse sind nicht
ihnen selbst angestellter Beobachtung,
achdenkens; den Gebrauch der Schrift
Fremde mit u. s. w. Aber dies ist
t uns die zuverläßige Geschichte führt,
anz, welchen auswärtige Nationen an
haben. Jene Systeme tiefgedachter
jene Ideale der Kunst, worauf die

Muse

Muse Griechenlands stolz ist, haben die Ausländer nicht auf die Griechen übertragen; das sind Werke ihres schöpferischen Genies, dessen Kraft nur ein fremder Antrieb in Bewegung gesetzt hatte. Wie konten sie von Völkern Weißheit und Kunst entlehnen, welche diese selbst nicht besaßen? Weil man also bey den Griechen den Gang des Verstandes gewissermaaßen von seiner Wiege bis zur männlichen Reife, und von dieser bis zum kindischen Alter verfolgen kann, so lehren sie, wie es gewöhnlich mit Nationen geht, wenn sie beynahe den Gipfel der Aufklärung und Verfeinerung, dessen sie fähig sind, erklimmt haben, und der Menschenbeobachter kann von ihrem Loose manche Bemerkungen abstrahiren, die sich auf den Zustand andrer Völker, oder auf das gegenwärtige Zeitalter anwenden lassen. Schon hierinn liegt eine Ursache, warum gerade die Philosophie der Griechen die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher immer am meisten an sich gezogen hat, außer denen, daß die Griechen die Lehrer der Neuern waren, daß sie zuerst ein philosophisches System gründeten, was nachher die Grundlage aller übrigen geworden ist, daß sie die Terminologieen größtentheils erfanden und bestimmten, und daß wir also, indem wir der Entstehung und dem Fortgange der griechischen Philosophie nachspüren, im Grunde die Geschichte unsrer eignen untersuchen.

Gemei:

einiglich pflegt man die erste Epoche der Philosophie mit dem Zeitalter der soge-ben Weisen anzusetzen, und man hat ht Unrecht, wenn man unter Philosophie vernünftiger Begriffe über Welt und der Sprache des gemeinen Lebens aus-steht. Auch kann für unsere heutigen hen Systeme, und die Beurtheilung der-eschichte der griechischen Philosophie erst eit an wichtig werden, weil die frühern s griechischen Forschungsgeistes zwar samkeit des Philosophen nicht unwerth, r ihn nicht weiter unterrichtend sind. s ist der Fall, wenn uns daran gelegen sprung alles philosophischen Denkens chen, die ersten Anlagen ihrer spätern en Systeme, und überhaupt die Re-ersten Geisteserhebungen kennen zu ler-dürfen wir die Epoche der sogenannten nicht als den Grenzpunct betrachten, alle Geschichte griechischer Philosophie nd woben alles weitere Verfolgen ins hum aufhören müsse. Das Zeitalter eisen war schon zu cultivirt, als daß ewisse Ursachen vorhanden gewesen wä-Erklärung dieser Cultur verdienten werden. So lange wir mit denselben d, erscheinen uns die Weisen, wie Dii und wir können nicht begreifen, wie

sie im Stande waren, sich ihre für die damaligen Umstände sehr achtungswerthen Kentnisse und Einsichten zu erwerben. Hieraus ergiebt sich also die Nothwendigkeit für den Geschichtforscher, noch über jene Epoche hinauszugehn, und in den ältesten Ueberresten des griechischen Genius Spuren zu sammeln, wonach sich die ersten Keime griechischer Philosophie entdecken und charakterisiren lassen. Diese ältesten sind in der griechischen Mythologie, besonders des Homer und Hesiodus, enthalten.

Es hat viele historische Untersuchungen, und manche fehlgeschlagne Bemühung gekostet, bevor man den rechten Gesichtspunct wahrgenommen hat, woraus die alte Mythologie sowohl im Ganzen, als im Einzelnen anzusehen ist. Anfangs betrachtete man sie mit modernen Augen, um mich so auszudrücken, und erklärte die Mythen der ältesten Sänger Griechenlands theils für Spiele einer dichterischen Phantasie, die für uns keinen andern Nutzen mehr haben könten, als höchstens dem Künstler Stoff zur Darstellung anziehender Handlungen oder einzelner Figuren mit auszeichnenden Attributen, und dem neuern Dichter eine Fülle von Bildern zu liefern; theils für Documente über die wahren Meynungen der Alten von ihren Göttern, Göttinnen, und den Thaten derselben. Als man hernach die Schriften des Plato, der Stoiker, der alexandrinischen Grammatiker und Neuplatoniker studirte,

so

gte man sich mit allegorischer Auslegung
n. Die spätern Griechen und Römer,
die Stoiker, glaubten, daß die Mythen
örtlichen Sinne zu nehmen seyen, son-
nter ihnen die geheime Philosophie des
verborgen wäre, die nur entweder we-
der Sprache, oder um sie dadurch vor
en Volke zu verheelen, und dieses in
gläubischen Wahne zu erhalten und zu
n Symbole gehüllt sey. Auf diese Hy-
en sie um so leichter gerathen, da die
ihnen in den Mysterien der Zeit einge-
, wo sie wirkliche philosophische Lehren
orgestellt erblickten; denn hiedurch wur-
laßt, alle ältere mythische Sagen auf
zu erklären, wie sie die ihnen in den
öffneten Symbole zu erklären angewie-
zumal da Orpheus selbst für den ural-
er Mysterien galt. Ueberdem schien
n Werken der Dichter, in welche sie
eingewebt fanden, soviel Vernunft,
Lebensweißheit, Genie und Kunst her-
, daß sie nicht einzusehn vermochten,
liche Köpfe, als Orpheus nach den
n Gedichten, Homer und Hesiodus
, so abentheuerliche Erzählungen von
und den Begebenheiten derselben hät-
für wahr nehmen, und als solche
sänge verewigen können. Sie meyn-

ten daher dieselben am besten zu rechtfertigen, wenn sie den Göttermythen einen geheimen philosophischen Sinn unterschoben, er mochte nun wirklich darinn versteckt seyn, oder nicht. Ganz irrten die Stoiker hiebey wohl nicht; allein sie dehnten ihren Erklärungsgrundsatz zu weit aus, und waren in ihren Auslegungen selbst gewöhnlich zu spitzfindig, und daher unglücklich *. Wenn die ältesten Barden des griechischen Alterthums so philosophirt hätten, wie die spätern Ausleger sie zuweilen philosophiren lassen, so würden jene ihrer Philosophie wegen noch mehr Verwunderung verdienen, wie die neuern griechischen Weltweisen selbst; denn die Platoniker und Stoiker bringen in die Mythen oft ein Gewebe der abstractesten Speculationen hinein, und man muß über den Scharfsinn erstaunen, womit sie die allegorischen Beziehungen, welche zwischen den Bildern und dramatischen Vorstellungen in den Mythen,

*) Um hiezu Beweise zu finden, darf man nur den Heraklides Ponticus de allegoria Homerica lesen. Noch eifriger in subtilen Deutungen der Mythen waren die Grammatiker in ihren Commentaren zu den Dichtern, oder die sogenannten Scholiasten; ob dieselben gleich auch manche ihrer Auslegungen aus den Schriften der Stoiker entlehnt haben. Die Scholiasten stellen oft mehr Erklärungen von einem und demselben Mythus zusammen, und darunter sind gewöhnlich die schlechtesten diejenigen, welche von ihrer eignen Erfindung herrühren.

den philosophischen Ideen, welche nach
ung dadurch hätten bezeichnet werden
uspüren gewußt haben. Lange haben
euern die Mythen entweder als bloße
chen betrachtet, welche die Alten selbst
nerley Weise erzählt, worüber sie nicht
nit einander gedacht hätten, die man
nnen müsse, um alte und neuere Dich-
riftsteller zu verstehn, und Werke der
ihrem Sinne und Zwecke zu fassen, zu
zu beurtheilen; zu welcher Absicht sie
ie Mythen bloß nach den verschiedenen
Göttinnen, Heroen und Heroinnen,
neten, und die Nachrichten davon an-
ne sich weiter um ihre Bedeutung zu
Oder sie bekanten sich zu den philoso-
legungen der Platoniker, Stoiker und
, künstelten oft noch mehr daran, ver-
d verfälschten sie auch, bemühten sich
ne zu bringen, oder in ein gewisses
n einzupassen, und so wurde am Ende
ie zu einem sonderbaren Chaos, aus
Niemand recht finden konte. In die-
bert schlug man nun zur Erklärung der
nen andern Weg ein, den besonders
anier, Goguet, u. a. betreten
n bemerkte offenbar, daß sehr viele
n allegorischphilosophischen Sinn ha-
ondern vielmehr auf die älteste Ge-

schichte Griechenlands, einzelner Gegenden, Volksstämme und Dynastieen gedeutet werden müßten; daß ferner zwischen mehrern mythischen Sagen und historischen Datis in den Büchern des Alten Testaments eine auffallende Aehnlichkeit sey z. B. zwischen der Sündfluth des Deukalion, und der, welche Moses erzählt; zwischen der Pandora mit ihrer Büchse, und der Eva mit ihrem Apfel; zwischen dem Bacchus und dem Noah. Hiedurch gerieth man auf die entgegengesetzte Idee, die allegorische Erklärungsart überhaupt aus der Mythologie zu verbannen, und sie für eine poetische romantische Darstellung der ältesten Völker und Weltgeschichte anzusehen. Hiezu kann noch die unter gewissen Gelehrten im Anfange dieses Jahrhunderts gemein gewordne Sucht, die heilige Geschichte, vorzüglich die älteste, mit der Profangeschichte zu vereinigen, und selbst das Beyspiel einiger Kirchenväter, namentlich des Augustin, die schon Versuche gewagt hatten, den Mythen eine historische Deutung zu geben. Banier's Werk über die Götterlehre ist lange das einzige mythologische Orakel geblieben, so willkührlich und gezwungen auch nicht selten seine Hypothesen waren, und soviel sich gegen seinen Erklärungsgrundsatz einwenden ließ, sobald er auf alle Mythen ohne Unterschied ausgedehnt wurde. Erst den neuesten Zeiten ist ein besseres mythologisches System, eine richtigere Anordnung und treffendere Erklärung der einzelnen Mythen,

weckmäßigere Theorie von der Benutzung
rbehalten gewesen. Man erkannte näm-
um sich einen wahren Begriff von der
ologie zu machen, man vorher die Quel-
unterscheiden müsse, aus welchen sie ge-
den könne. Hier ergab sich denn bald,
ie Werke des Homer und Hesiodus als
ächtesten und unverdorbensten Quellen
ythologie zu betrachten seyen. Wenn
then aus diesen Dichtern gesammelt wer-
an die Form, worinn sie von ihnen
ind, mit derjenigen vergleicht, welche
Händen der spätern griechischen Dich-
ker und Tragiker, erhalten haben, so
ey jener und dieser große Abweichun-
Gesänge des Homer und Hesiodus wa-
s auch für die tragischen Dichter Quel-
hen; allein die Art, wie jene sie dar-
n, mochte nicht immer die angemessen-
mste für die Bühne seyn, und um sie
ortheil dramatisiren zu können, sahen
die Tragiker genöthigt sie zu verän-
zuschmelzen. Je weiter hernach das
rückte, je länger die Mythen durch
berlieferung von einer Generation zur
epflanzt wurden, je mehr sich die ver-
beln und Sagen andrer Stämme da-
n; desto mehr verlor sie ihre alte ur-
stalt; sie wurde ein Chaos von Wider-

sprüchen, in dem sich die originale Form kaum noch verrieth. Als man daher das ganze Chaos der Mythologie zusammennahm, war es sehr natürlich, daß man es fast unmöglich fand, jemals Licht darüber zu verbreiten und Ordnung hineinbringen zu können, und daß jede Hypothese, welche ersonnen wurde, zwar wohl auf einzelne Theile, und in gewisser Rücksicht, aber nicht auf das Ganze, und im Allgemeinen anwendbar schien. Hingegen, nachdem man erst angefangen hatte, die Quellen derselben zu unterscheiden, zu sichten, und zu läutern, so wurde auch der Uebergang zu bessern Ideen sehr leicht *. Wenn die Gesänge des Homer und Hesiodus die ältesten Quellen sind, und in ihnen der Inbegriff der ältesten Mythen allein zu suchen ist, so darf man nur aus diesen das alte mythologische System schöpfen, weil die späten Abweichungen wohl zur Geschichte der Mythologie gehören und für diese interessant seyn können, aber nicht zu jenem selbst. Daher läßt sich auch in Ansehung der Geschichte der ältesten Philosophie der Griechen der Canon festsetzen: Die älteste Philosophie der Griechen ist in ihrer Mythologie enthalten, worunter aber

*) S. vortreffliche Bemerkungen hierüber in den Vorreden des Herrn Hofrath Heyne zu Hermanns Handbuche der Mythologie, Berlin und Stettin 1790. Zwey Bände.

„der ganze Inbegriff der Mythen zu ver-
den wir von ältern und spätern griechi-
htern und Weltweisen besitzen, sondern
igen, welche in den Werken des Homer
dus angetroffen werden, und größtentheils
ältern Verfassern herrühren.“

ht alle Homerische und Hesiodische Mythen
n auf philosophische Ideen zurück-
erden; vielmehr giebt es darunter zwey
ten, die sorgfältig abgesondert werden
Zu der ersten gehören alle diejenigen, wel-
aus der alten poetischen Sprache
n, und durch dieselbe entstanden sind.
ben keinen andern Zweck, als gemeine
der gewöhnliche Facta, durch den bildli-
uck mehr zu versinnlichen, und der Phan-
liger zu machen. Dergleichen sind die
n Erscheinungen der Götter, um Sterbli-
e Entschlüsse einzuflößen, und sie zu die-
ner Unternehmung aufzumuntern; von der
e der Götter an den Gastmälern und Lust-
der Menschen, an ihren Handlungen,
en und Gefechten; die Personificationen
Begriffe und Raisonnements. Die
uptclasse der Mythen besteht in histori-
ammsagen, welche sich auf die Ge-
nzelner Stämme, merkwürdiger Helden
n, und der Dynastieen beziehn, wodurch
wurden. Diese haben ein mythisches An-

sehn bekommen, weil sie ins Wunderbare erhöht sind, und die Götter oft daran Theil nehmen, da es den rohen und ungebildeten Griechen eigen war, wie es mehr wilden Völkern eigen ist, die Götter selbst für Verwandte von sich anzusehn, und zu glauben, daß sie an ihren Angelegenheiten das lebhafteste Interesse hätten. Beyde Classen von Mythen kommen hier weiter nicht in Erwägung, als insofern nach ihnen ein Gemählde von dem ältesten Zustande Griechenlandes überhaupt entworfen werden kann; insofern sie die Sprache, Denkart und den Charakter der Griechen auf der ersten Stufe der Cultur bezeichnen, und Beyträge zur Urgeschichte derselben liefern.

Nur diejenigen Homerischen und Hesiodischen Mythen können also für den Forscher der Geschichte der Philosophie anziehend seyn, bey denen wirklich sogenannte Philosopheme zum Grunde liegen. Man kann bey diesen mythischen Philosophemen wiederum mehrere Gattungen unterscheiden. Erstlich religiöse Mythen, wo die Naturerscheinungen und ihre Ursachen vergöttert sind, und unter persönlichen Symbolen und Attributen dargestellt werden, oder welche auf Begriffe und Meynungen gehn, die mit der Religion genau zusammenhängen, wie z. B. die Mythen vom Tartarus, von den Strafen der Verbrecher in demselben, von den Inseln der Seeligen, von dem Zustande der Schatten der Abgeschiednen in der Unterwelt; zweytens moralische

Mythen, in denen eine gewisse Erfah-
sophie, gewisse Lehren für das Verhal-
meinen Leben, sinnbildlich ausgedrückt
tens endlich politische Mythen, durch
s Volk oder seine Führer auf gewisse
e in der Leitung und Verwaltung des
über Krieg und Frieden aufmerksam ge-
d erhalten wurden.

man aber auch aus diesen Mythen die
ie der ältesten Griechen entwickelt, muß
Frage untersucht werden, was sie für ei-
ung haben? Wir treffen sie zuerst beym
, und hieraus könte man den nächsten
ehen: Homer habe sie als Dichter erfun-
durch ihn hätten sie sich nachher sowohl
Dichter, als auf das Volk, welches
nge kante und liebte, fortgepflanzt. Nimmt
en dieses an, so verlieren dadurch die My-
rem Ansehn, und ihrer Würde außeror-
el. Alsdenn sind sie nicht Volksideen,
ungen, oder gründen sich auf dieselben,
sind eigentlich Geburten der Homerischen
, und Homer erscheint als der Stifter
n Volksreligion. Es sind aber dieser
, wenn man sie etwas näher beleuchtet,
ünde entgegen, daß man ihr nicht wohl
kann. Erstlich streitet dawider die er-
Mannichfaltigkeit der Mythen. Homer
ls Dichter, und wenn er auch alle seine

Mate-

Materialien bereits vor sich gefunden hätte, bewundernswürdig; aber welch' ein unermeßliches Genie würde es bey ihm voraussetzen, welch eine unglaubliche Kunst müßte man ihm beylegen, wenn man ihm die Erfindung aller der Mythen zutrauen wollte, die in seine Gedichte verflochten sind? Dagegen würden die größten und originalsten Dichtergenies der neuern Zeiten, Ossian, Dante, Milton, Shakspeare, welche man als andre Homere ihrer Nationen betrachten kann, höchst mittelmäßige Köpfe gewesen seyn! Auch bliebe es denn unerklärlich, warum Homer sich seinen Weg so vorsätzlich erschwert, und eine so weitläuftige Maschinerie ersonnen hätte, von der er für seinen nächsten Zweck vielleicht den größten Theil hätte entbehren können. Zweytens die mythischhistorischen Sagen muste Homer schon unter seinen Zeitgenossen verbreitet angetroffen haben; denn bey einigen derselben ist ihre Beziehung auf das Locale noch gegenwärtig sichtbar. Ist aber dieses der Fall, und will man es für eine wahre Bemerkung gelten lassen, daß die älteste Geschichte eines rohen Volks allemal Poesie ist, warum sollten nicht auch Mythen anderer Art schon vor ihm im Umlaufe gewesen seyn? Drittens Homer nennt selbst ältere Dichter, den Phänius, Demodocus, u. a., und selbst aus der Art, wie er manche Mythen erzählt, erhellt offenbar, daß er ältere Dichterwerke, und zwar verschiedene im Gedächtniß hatte, die er für seinen Stoff benutzte.

Man-

Mythen kommen sogar bey ihm mehrmal
zwar auf verschiedene Weise, so daß er,
ie erdacht hätte, sich selbst wiedersprochen
ßte. Manche wiederum berührt er bloß
elt nur auf sie an; was er unbeschadet
ändlichkeit sich nicht hätte erlauben dürfen,
t seine Landsleute mit diesen Mythen aus
gen älterer Barden schon vertraut gewe-
. Endlich sieht man aus mehrern See-
lias und Odyssee, daß Gesänge von den
r Götter und Heroen, oder Gesänge my-
nhalts, die von der Cithar begleitet wur-
den Belustigungen des Homerischen und
ischen Zeitalters gehörten, und daß die
öst es ihrer nicht unwürdig hielten, sich
beschäfftigen, woraus nothwendig folgt,
lange vor Homer schon Dichter gegeben
se, die ihren Stoff mythisch einkleideten.
te diese Gesänge der Vorzeit, er war in
n eingeweiht, und behandelte sie nicht
wahren Gehalte, nicht nach der Ab-
welcher sie wohl ursprünglich erdichtet
ndern verband sie als wirkliche historische
Data mit seinem Gegenstande *). Daß
nicht

---

ne Comment. de origine & causis Fabula-
Homericarum, in den Commentatt. Soc.
Scient. Gotting. Tom. XIII. Ebendesselben
c. acad. Vol. I. 184.

nicht manche dichterische Ausdrücke, manche Bilder und Wendungen der poetischen Sprache, manche Allegorieen und philosophische Mythen von der eignen Erfindung des Dichters herrühren und herrühren können, braucht man darum nicht zu leugnen; nur muß man sie nicht alle oder größtentheils dem Homer zuschreiben wollen. Aus was für ältern Dichtern Homer wirklich geschöpft habe, läßt sich itzt nicht mehr bestimmen, da diese verloren gegangen sind, so wie wir auch wohl von den Gedichten Homers selbst nichts wissen würden, wenn nicht Lykurg die einzelnen Rhapsodieen gesammlet, und aus Kleinasien nach dem europäischen Griechenlande gebracht hätte.

Wie beym Homer, so muß auch beym Hesiodus der Gesichtspunct, woraus die in seinen Werken enthaltenen Mythen zu beurtheilen sind, festgestellt werden. Seine Theogonie ist nicht vollständig auf uns gekommen; am Ende wird noch eine Herogonie versprochen, worinn die Abkunft und Geschichte der Heroen erzählt werden sollte, die von sterblichen Weibern geboren waren, von welcher wahrscheinlich das sogenannte Schild des Herkules, welches wir noch unter dem Namen des Hesiodus besitzen, ein Fragament ist. Auch in der Gestalt, in welcher wir die Theogonie haben, ist sie nicht mehr rein und unverfälscht; sie wurde durch die spätern Rhapsoden und Grammatiker sehr interpolirt, und daher finden sich nicht nur Mythen

aus

spätern Zeitalter darinn, sondern auch
Widersprüche, die man nicht reimen kann.
e Gedicht hat daher in seiner gegenwärti-
nicht einerley Inhalt, sondern ist aus
ogenen Theilen zusammengesetzt, die ver-
Verfasser haben müssen. Hesiodus selbst
ich bey seinem Werke nicht die Absicht ge-
aben, die vor ihm vorhandenen Fabeln
natürlichen Zusammenhange an einander
; sondern sein Zweck war wohl vielmehr,
, wie er sie vorfand, zu erzählen, etwa
Snorre Sturleson, der Verfasser der
Edda, gemacht hat. Es verräth sich
n Stellen deutlich genug, daß der Dich-
nn vieler Mythen gar nicht gefaßt, und
t ihrer Entstehung nicht einmal gedacht
il Hesiodus also bloß compilirte, muß
uch nicht wundern, wenn einige Mythen
er und poetischer erzählt sind, als andre,
ein und derselbe Mythe in der Theogonie
s in den Ἔργοις, dargestellt ist *). Die
Haupt-

---

yne Commentat. de Theogonia Hesiodi in
ommentatt. Soc. Gotting. Diese Abhandlung
r Prof Wolf in seiner Ausgabe der Theogonie
esiodus ebenfalls benutzt. Außerdem sind aber
selben sowol von ihm, als von Hrn. Hofr.
noch andere schätzbare Erläuterungen und Hülfs-
zum Verständniß jenes ehrwürdigen Ueberrestes
m griechischen Alterthume beygebracht worden.

Hauptverschiedenheiten der Mythen beym Hesiodus sind übrigens dieselben, wie beym Homer. Einige sind Symbole von den Begriffen der ältesten Zeit von dem Ursprunge der Dinge, der Natur, und der Vereinigung oder Scheidung der Elemente; andere betreffen große ungewöhnliche Revolutionen der Erde, der Luft und des Meeres; wieder andere schienen zum Gewande für physische und moralische Ideen, und endlich giebt es auch hier eine Classe von solchen, welche die Geschichte der ältesten Stämme Griechenlands, und der herschenden Dynastieen angehn.

Wenn es aus mehrern Gründen historisch-glaubwürdig ist, daß ältere Dichter vor dem Homer und Hesiodus gelebt haben, so kann man auch die allgemeine Sage des Alterthums von einem Linus, Musaeus, Amphion, und Orpheus, nicht geradehin als fabelhaft verwerfen. Die Züge, welche uns von den drey ersten aufbehalten sind, laufen darauf hinaus, daß sie durch Poesie, Gesang, und Saitenspiel die Herzen der rohen wilden Menschen bezähmten, und sie durch Erweckung von Gefühlen der Humanität zum geselligen Leben führten oder doch vorbereiteten. Den Orpheus aber stellt die Urgeschichte Griechenlands nicht bloß als Barden, sondern als vorzüglichen Urheber der phylosophischen Cultur auf. Daß die Gedichte, welche dem Orpheus schon von den Alten beygelegt wurden, nicht eben dieselben sind, wel-

enwärtig seinen Namen führen, ist unter
ern wohl ausgemacht. Indessen zeigen
in und wieder in ihnen, zumal in den
Spuren ächtorphischer Ideen, wenn
entstellt, und mit vielen spätern Zusä-
hren eigentlichen Verfassern, die vom
nismus angesteckt waren, vermischt sind *).
phische Vorstellungsarten kann man theils
halten, die für sich selbst das Gepräge ei-
Alterthums an sich tragen, und doch
erisch sind, denn Homer hat die Orphi-
nge wahrscheinlich nicht gekannt; theils
welche Plato und Aristoteles dafür aus-
geben.

---

neider de dubia Orphicorum carminum
ritate atque vetustate Traj. ad. Viadr. 1777.
Schneider hat sich Ruhnkenius (Epist. crit.
hr lebhaft erklärt; allein seine Gründe beweisen
nehr, als daß es wirklich im frühen griechischen
hume ächte orphische Hymnen gab, die auch bey
ysterien und andern gottesdienstlichen Feyerlich-
gesungen wurden, und daß aus diesen Spuren
eberreste in den Orphischen Hymnen, welche
genwärtig haben, erhalten sind, die Titel von
Werken, welche dem Orpheus beygelegt werden,
ie Fragmente derselben, und die hieher gehöri-
ellen aus den Werken des Plato und Aristo-
d sehr vollständig gesammelt und mit großem
n Scharfsinn beurtheilt von Hrn. Tiedemann.
te Philosophen Griechenlands S. 34. 64.
Meiners hist. doctr. de vero Deo. P. I.
ff.

geben. Zwar sind auch in den Schriften der spätern Pythagoreer, der sogenannten Alexandrinischen Philosophen, und der Kirchenväter viele orphische Lehren anzutreffen; allein die erstern sind in Ansehung ihrer historischen Treue, Wahrheitsliebe und Kritik verdächtig, da sie das Vorurtheil selbst nährten, oder doch begünstigten, daß die Meynungen, welche sie für Pythagorisch erklärten, schon zum Theil in den Geheimnissen der orphischen Philosophie enthalten gewesen seyn; und den Zeugnissen der andern kann man eben so wenig Glauben beymessen, da sie gar keine Rücksicht auf den Unterschied der Zeitalter nahmen, die Meynungen der ältern Weisen bloß zusammenrafften, und sie denjenigen Verfassern ohne Bedenken und Argwohn zuschrieben, welche die Sage ihnen nannte. Plato und Aristoteles reden auch nicht immer ausdrücklich von Lehren des Orpheus, sondern nur von den Lehren der ältesten Theologen, oder von alten philosophischen Sagen. Allein unter den ältesten Theologen werden von ihnen doch die ältesten Philosophen, und namentlich Orpheus, gemeynt, als welcher über die Natur der Dinge, ihre Entstehung, und letzten Ursachen philosophirt haben soll. Man hat also folgenden Canon festgesetzt; diejenigen Lehren, welche den ältesten Theologen zugeschrieben werden, sind für ächtorphisch anzusehn; zum mindesten darf man sie dem Orphischen Zeitalter zueignen, sobald sie vermöge ihrer

chaffenheit in kein anderes, als das des Dichters, gehören können. Ob dieser z richtig ist, und strenge Anwendung lei: ich freylich sehr bezweifeln; allein, wenn l zu einem festen Puncte gelangen wol: leibt auf der andern Seite keine bessere g, als ihn zu befolgen.

ch bisher im Allgemeinen gezeigt habe, ie ältesten Philosopheme der Griechen in hologie verborgen sind, und nach was wir sie aus dieser entwickeln können, so e selbst etwas genauer charakterisiren. lassung zu den Begriffen von Göttern m rohen Griechen, wie gewöhnlich dem r natürliche Schluß von Wirkungen auf Zu der philosophischen Idee von orga: ten, die nach physischen Gesetzen ihrer der Körperwelt den Lauf und die Ab: er Erscheinung bewirken, ohne selbst d Willkühr zu haben, konte sich sein Geist nicht erheben. Wo er also le: tigkeit, und zweckmäßige Wirkungen da dachte er sich ein menschenähnliches ches die geheime Ursach davon sey. Je ewegungen und Veränderungen waren, ie mächtiger und auffallender sie sich sei: arstellten, desto erhabener, stärker und lte er sich das Wesen vor, welches sie Von den Nymphen in Bäumen,

Flüssen und Seen gerieth seine Phantasie auf eine Gottheit des Meeres, und des Wassers überhaupt; von dem Fetisch eines kleinen Landstriches gieng er zur Idee von der Gottheit der Mutter Erde fort, und von dieser erhob er sich zu einer Gottheit des Himmels. Am hehrsten aber mußten ihm die Bewegungen der Luft, und die Erscheinungen der Gewitter, des Blitzes und Donners seyn. Daher haben sich auch vermuthlich die Vorhomerischen Griechen dies Element der Luft als die höchste Gottheit gedacht; denn daß sie durch den Zeus die obere Luft bezeichnen wollten, erhellt selbst aus den Attributen, welche sie ihm beylegen. Zeus ist der Donnerer, er versammelt die Wolken, er schleudert die Blitze, und es kann ohne ihn keine Revolution in der obern Luft entstehen, außer, wenn ihn seine Gemahlin etwa eingeschläfert hat, und ohne sein Wissen einen Nebel über die Gefilde verbreitet. Here ist die untere Luft, und als mit der obern nahe verwandt, und mit ihr vermischt, ist sie seine Schwester und Gemahlinn, obgleich Zeus über sie erhaben ist und Gewalt ausübt, weil die obere Luft die untere beherrscht. Bey dem Zeus muß man hier nicht vergessen, daß nur vom Homerischen Zeus die Rede ist. Späterhin erlitt der Begriff große Metamorphosen, wo Zeus bald für die Gottheit überhaupt genommen, bald symbolisch gebraucht, bald mit den Gottheiten anderer Völker, mit dem Ammon der Aethiopier, dem Osiris der

Aegyp-

verwechselt, bald endlich die originalen
n Zeus mit den Fabeln einzelner griechi=
nme verwirrt wurden. Nach dem Ho=
Zeus nicht immer handeln, wie er woll=
n er hatte eine gewisse fatale Noth=
über sich, welche ihn fesselte, und
gegenzustreben nicht in seiner Macht stand.
e Götter oder Göttinnen ein Anliegen
d dringend ihn um Erfüllung desselben
wendet er oft vor, er könne es ihnen
ören; der Schluß des Schicksals sey ein=
, und diesem dürfe er nicht widerstrei=
die Menschen schon frühe auf die Idee
endigen Schicksals, das alles beherrsche,
m Gange unabänderlich sey, kommen
t leicht in die Augen. Es geschieht vie=
n Monde, ohne des Menschen Zuthun
en; süße, und, wie es dem kurzsich=
schien, höchstgegründete Hoffnungen
hmerzlich getäuscht; der Ausgang der
neiniglich ein andrer, als welchen man
der Schauplatz der Welt um uns her
ch, ohne daß wir die geheim wirken=
ern bemerken; alles dieses bestimmt
gar den aufgeklärten Kopf, sich ein fa=
er Nothwendigkeit zu träumen, wonach
all regiert; wie vielmehr sollte es nicht
n Wilden so etwas ahnden lassen?
lemente der Luft war der Hauptgegen=

stand göttlicher Verehrung bey den Griechen das Element des Wassers. Dieses dachten sie sich bald als Wasser überhaupt, bald als den die Erde umgürtenden Meeresstrom. In jenem Sinne war Oceanus ihr Hauptgott, dessen Familie sich denn in einzelnen Seen, Flüssen und Bächen durch die ganze Erde verbreitete. In diesem Sinne war es Poseidaon oder Neptun. Nach den verschiedenen Vorstellungen gaben sie auch ihren Wassergottheiten verschiedene Attribute. Auf sie folgten die Sonne und der Mond. Die Sonne war der Phoebus, unter dessen Namen das helle heitre Licht des Tages überhaupt mit begriffen wurde. Die Attribute des Phoebus waren ganz von den scheinbaren Wirkungen der Sonne entlehnt. Die ältesten, wie die neuern Griechen, glaubten, daß die Sonne sich um die Erde bewege; sie gaben ihr daher einen Wagen und muthige Rosse, denen am Morgen Aurora die Thore öffne, und welche am Abend der Ocean, oder Thetys, in den Schooß aufnähme, um sie wieder abzukühlen. Die Strahlen der Sonne verglichen sie mit Pfeilen, und hieraus entstand der Mythus von dem erzürnten Phoebus, der, um seinen beleidigten und entehrten Priester zu rächen, Pfeile in das Lager der Griechen abschoß, welche die Pest nach sich zogen. Der Mond (Artenus) wurde die nächtliche Königinn und die Göttinn der Jagd; sie bekam ähnliche Attribute, wie die Sonne, auch Bogen und Pfeile, was gewisser-

gen auch aus der nomadischen Lebensart
en, und der Art, wie damals die Jagd
wurde, herzuleiten ist. Die übrigen Ge-
t man im Homerischen Zeitalter noch nicht
t. Homer erwähnt derselben oft, aber
ch, soviel ich weiß, kein Mythus bey
der irgend eine damit verbundene Reli-
deutete. Wahrscheinlich hatte man da-
egelmäßige Bewegung der Gestirne noch
nau beobachtet. Dahingegen haben auf
Berge, Wälder, Bäume, Seen, Flüsse
ihre Gottheiten.

ältesten Griechen dachten sich ihre Götter
zwar als unter einander selbst am Ran-
walt und Macht verschieden, aber doch
er die Menschen erhaben, wiewohl mit
thümlichkeiten, Tugenden, Leidenschaf-
bächen und Fehlern derselben begabt.
ge der Götter bestanden nur in einem
rn aus ätherischem Stoffe gebildeten Kör-
allblendenden Glanz das Auge eines ge-
Sterblichen nicht zu ertragen vermochte,
ht vorher besonders dazu gestärkt war;
einer größern Schnelligkeit körperlicher
; denn die Götter konten vom Olympe
n mit ein paar Schritten auf das
bey Troja kommen; endlich in einer
unvergänglichen Dauer des Körpers,
n feinern Genusse olympischer Speisen.

Uebrigens war der göttliche Körper sogut zerbrechlich, als der menschliche. Mars und Venus werden beyde von griechischen Helden verwundet, und von dem erstern erzählt sogar ein Mythus, daß er gestorben seyn würde, wenn er nicht durch den Hermes aus der Gefangenschaft der Alciden befreyt worden wäre. So wie sich in Ansehung des Körpers zwischen den Homerischen Göttern und den Menschen Aehnlichkeiten wahrnehmen lassen, eben so auch in Ansehung des Charakters. Die Götter werden zornig, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt werden, oder wenn sie sich von Menschen vernachläßigt, und verachtet sehn; sie sind oft ängstlich und unruhig über die Angelegenheiten ihrer Lieblinge; sie nehmen Partey, befehden sich unter einander, und verfolgen ihre Gegner mit Bitterkeit und Rachsucht; sie werden von der Leidenschaft sinnlicher Liebe beherrscht, beynahe in höherem Grade wie die Menschen, und es ist kein Gott und keine Göttinn unter ihnen, die nicht durch offenbare und geheime verstohlne Liebeshändel schon in der ältesten Mythologie berüchtigt wäre *).

Indessen muß man bey den Homerischen Mythen, welche das Persönliche der Götter und Göttinnen

---

*) S. Hermanns Abhandlung über die Homerischen Götter, im ersten Bande seines Handbuchs der Mythologie.

ehn, sehr vieles abziehen, und nicht in
bringen, insofern es nicht ursprünglich
gionsbegriffen gehörte, sondern ein Spiel
ng war, das durch die Symbole und
er Götter selbst, oder durch andre locale
sche Umstände, oder auch durch die poe-
ache erzeugt wurde. Für die Idee des
es von Ursache und Wirkung hatte die
che des entferntern Alterthums keinen
man versinnlichte sie also durch das Bild
ng, und hierinn liegt auch wohl ein
, warum man die Götter ebenfalls nach
hen und weiblichen Geschlechte unterschied.
nbaum der Götter ist deswegen fast der-
der rohe Verstand sich die Entwickelung
und ihrer Theile, eines aus dem an-
e.

heokosmogonische System des Mäoni-
ers war nur eines von mehrern, welche
Griechenland kante; aber alle stimmen
chen ihres Charakters mit einander über-
auch eines aus dem andern entsprun-
des nur durch seine Verpflanzung Ab-
und Zusätze erhalten zu haben scheint.
noch mehr in die Augen, wenn man
: ersten Naturphilosophie, der in der
s Hesiodus bestimmter gegeben ist, und
ict, bey welchem sich die drey berühm-
mogonischen Systeme außer dem Or-

phischen

phischen von einander scheiden, sorgfältiger in Erwägung nimmt. Das erste, was existirte, war das Chaos (ὕλη), ein unbestimmtes Etwas, und aus diesem gieng die Welt hervor*). Das Problem, woher denn das Chaos sey, muß den ältern Weisen noch gar keine Schwierigkeit gemacht haben, da sie in ihren Speculationen über den Ursprung der Dinge immer vom Chaos anheben. Nächst dem Chaos entstanden die Erde, der feste Wohnsitz der Unsterblichen, der Tartarus, und der Eros. Der letzte, oder die Liebe, soll die schöpferische Kraft ausdrücken, welche die Elemente, die sich zusammengesellten, harmonisch verband; ein Symbol, welches dem Plato Gelegenheit zu einem seiner schönsten Mythen gegeben, und das unter den Neuern auch Wieland in seinem Lehrgedichte über die Natur so vortreflich benutzt hat. Das Chaos gebahr noch den Erebus und die Nacht; aus welchen beyden der Aether und der Tag hervorstiegen. Die Erde gebahr den Himmel. Weil an den Grenzen des Horizonts der Himmel auf der Erde zu ruhen scheint, konte man leicht auf die Meynung gerathen, er sey ganz aus der Erde hervorgegangen. Sie brachte ferner das Meer, die Gebirge, die Himmelsbewohner oder die Uraniden hervor. Mit der Erwähnung der

*) Hesiod. Theogon. vs. 116. sq.

)en fangen die drey verschiedenen Götter-
3 Hesiodus an. Das erste begreift die
des Uranus, oder die Titanen, Ti-
Cyklopen und Centimenen. Das zweyte
System des Kronus, ist eigentlich
was beym Homer zum Grunde liegt.
zeugte mit der Rhea die Vesta, Ceres,
n Pluto, Neptun, und Zeus. Das
des Zeus oder das dritte ist durch die
en Stammsagen besonders entstellt, und
nach dem Zeitalter des Hesiodus so aus-
wie wir es gegenwärtig kennen. Es
zu weit führen, wenn ich alle die ein-
)ologischen Symbole zergliedern und ent-
te, zumal da diese mit Recht Gegen-
eigenen Wissenschaft abgeben, und die
nach welcher die Himmelskörper, die
einungen, und die lebendigen und thäti-
)er Natur überhaupt personificirt werden,
)tbar ist.

hnliches, wiewohl doch in mancher Rück-
s Gepräge, haben auch die theokosmo-
ehren des Orpheus, soviele man deren
lten kann, weil sie von glaubwürdigen
ännern angeführt werden. Sie sind alle
ter Mythen und Symbolen verhüllt, da
e damals keinen andern, als bildlichen,
atte. Die ersten vorhandenen Wesen wa-
us und Thetys, die sich verheyra-

theten,

theten, und von welchen ursprünglich alle übrigen Dinge abstammten, oder der Urstoff aller Dinge war das Wasser. Auch in den übrigen Theokosmogonieen, selbst in der Mosaischen, war der Ocean das Aelteste und Ehrwürdigste. Aus dem Wasser giengen zunächst die übrigen Elemente und Principien hervor. Diese waren Götter, und wurden unter thierischen und menschlichen Gestalten gedacht. Vor dem Oceanus existirten die Nacht, der Uranus, und das Chaos, die nach einander zu verschiedenen Zeiten herrschten. Dies ist Alles, was Plato und Aristoteles für wirkliche Orphische, oder doch für Philosophie der ältesten Theologen unter den Griechen erklären.

Eine andere Darstellung des Orphischen Systems bringt Hr. Tiedemann aus dem Athenagoras bey, von welchem ich mit ihm glaube, daß es Spuren der Aechtheit an sich trage *). Das Wasser ist hier, grade wie bey jener, das Grundwesen der Dinge. Aus ihm entsteht ein Schlamm, und durch dessen Vermischung mit dem Wasser selbst ein Drache, der außer seinem eigenen noch einen Löwen:

*) S. Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands S. 45. ff. Ich bin in der Schilderung der Orphischen Philosophie ganz diesem Gelehrten gefolgt, dessen Fleiß und Kritik einem neuern Untersucher nichts mehr zu thun übrig gelassen hat.

, und zwischen beyden ein göttliches Ge-
und Herkules und die Zeit heißt.
wiederum ein großes Ey hervor, wel-
dem es zeitig geworden war, durch die
nes Vaters in zween Theile zerborst, von
berste der Himmel, und der unterste die
. Der Himmel erzeugte mit der Erde
Lachesis und Atropos; die Männer mit
nden, Kothys, Gyges, und Briareus;
Cyklopen, Brontes, Steropes und Ar-
Himmel, aus Furcht durch seine Kinder
rschaft zu verlieren, fesselte sie, und
n den Tartarus, worauf die hierüber
e die Titanen gebahr*). Hier sind
ne Bilder der alten Dichtersprache, um
pfung zu bezeichnen. Mächtige Kraft
it bildeten das große Ganze im Fort-
eit aus dem Chaos, und die Herrlich-
ber strahlte auf denselben. Das Schick-
ter der Zeitbestimmungen, des Wech-
seyn und Aufhören, wurde zugleich
und Erde geboren; organische furcht-
würkten bey jenen ersten Kämpfen und
der Elemente unter einander, bis sie
sich

---

g. Legat. pro Christian. p. 144. ed. Re-
Cf. Damasc. de Principiis, in Anecdot.
T. III. p. 253.

Außer den Ideen des mythischen Zeitalters über die Naturerscheinungen, und die Ursachen derselben sind für die Geschichte des menschlichen Verstandes auch besonders die Vorstellungsarten merkwürdig, welche man von der Seele, und von ihrem Zustande nach dem Tode hatte. Die Seele hielten die Homerischen Griechen für eine luftartige Substanz, gleich dem Schatten eines Körpers, und hierauf hat sie vermuthlich die Bemerkung geleitet, daß das thierische Leben vom Athemholen abhängt, und mit der Unterbrechung desselben auch selbst unterbrochen wird. Nach dem Tode des Menschen gieng sein Schatten in die Unterwelt fort, welche wiederum aus lauter Schattenwerk bestand. Diese dachten sie sich unter der Erde, und zwar theils als einen Wohnplatz der Seeligen, theils als einen Ort der Quaal für Verdammte. Die anschauliche Vorstellung derselben stimmt zwar, zumal nach der Beschreibung, welche die Dichter davon gemacht haben, mit gewissen Gegenden im Westen von Europa, in Italien, Sicilien, Aegypten, selbst in Griechenland überein; es mag auch seyn, daß die erste Zeichnung des Locals der Unterwelt von diesen entlehnt ist; aber der Homerische Grieche hatte bey seiner Unterwelt diese Gegenden gewiß nicht im Sinne. Die Beschäftigungen der Schatten waren im Orkus dieselben, an welchen sie vormals während dem Leben auf der Oberwelt Vergnügen fanden. Der Held ergötzte sich auch noch im Reiche

des

an Kampfspielen und Uebungen körper:
rke und Geschicklichkeit; der Gesetzgeber
er entschied auch wiederum in der Unter:
Recht und Unrecht; der Barde entzückte
eser die Schatten mit den Tönen seiner
o seinen Gesängen; kurz die Verhältnisse
ärtigen Lebens waren ganz auf das künf:
tragen. Da man einen Zustand der Be:
er Belohnung nach dem Tode für die
erübten Handlungen annahm, so waren
erwelt ehrwürdige strenge unpartheyische
ellt, welche das Loos der Schatten nach
ienste bestimmten. Es wurden zu die:
selbst Sterbliche erhoben, und zwar
welche sich durch ihre weise Gerechtig:
uf der Oberwelt vorzüglich ausgezeich:
rühmt gemacht hatten, als Minos,
hadamanth, und auch andre. Die ei:
afwürdige Verbrechen, wegen welcher
u Quaalen des Tartarus verdammt wur:
n bloß in persönlichen Frevelthaten ge:
ter bestanden zu haben; doch gehörten
eyneid und die Vernachlässigung oder
der öffentlichen Religionsgebräuche da:
t einleuchtend, daß die ältesten Weisen
deen der Art dem rohen Haufen einflöß:
dadurch gleichsam als durch mächtigere
ne gewisse Sittlichkeit und Religiösität
nd in der That konten sie kein besseres

und wirksameres Mittel zur Erreichung dieses ihres Zweckes anwenden. Sterbliche konten unter Begünstigung der Götter, oder mittelst geheimer magischer Ceremonien und Opfer in die Unterwelt hinabsteigen, und sich daselbst mit den Schatten ihrer Anverwandten, Freunde und Bekanten unterhalten. So läßt Homer den Ulysses sich in die Unterwelt begeben, um dort von dem großen thebanischen Propheten Tiresias die Zeit und die Mittel der Rückkehr in seine Heimath zu erforschen. Ehe Tiresias und die übrigen Schatten, mit welchen Ulysses sprechen wollte, sich mit ihm unterreden durften und konten, mußten sie von dem Blute der Opferthiere, die Ulysses geschlachtet hatte, getrunken haben. Als Schatten hatten sie alles Körperliche und Sinnliche verloren; eine Gemeinschaft und Mittheilung konte also zwischen ihnen, und einem noch lebenden Menschen gegenseitig nicht anders statt finden, als wenn sie wiederum irgend etwas Körperliches bekamen, und dieses erhielten sie durch den Genuß des Blutes. Hier ist schon eine Scheidung des Wesens der Seele und des Körpers, die der Aufmerksamkeit werth ist; eine Anlage des Begriffes vom Geiste, der sich nachher unter den Griechen, wie bey allen übrigen Völkern so gleich geblieben ist, und selbst bis auf des Cartes hinunter nicht mit völliger Schärfe und Reinigkeit gefaßt wurde. Auf eben die Art, wie die Schatten in der Unterwelt lebenden Menschen, welche sie in derselben besuchten, sichtbar

werden

onten, konten sie auch auf der Oberwelt
scheinen; doch geschah dieses nicht ohne
ung oder Veranlassung der Götter. Sie
lsdenn ebenfalls die körperliche Hülle und
, welche sie im Leben getragen hatten,
ne dieselbe nicht würden kentlich gewesen
ie Meynung, daß Verstorbene sich den
nter gewissen Umständen sehen lassen, ist
sehr alt, und ihre Entstehung ist auch
rlich. Es fällt schwer, sich einzubilden,
, welchen man genau kante, mit dem
getheilt hatte, und zärtlich umgegangen
einmal aus unserm Cirkel verschwunden
seiner Theilnahme an unsern Angelegen-
entsagt haben sollte. Die Phantasie
s Andenken des Verstorbenen oft und
ergegenwärtigt sein Bild, und man
persönlich vor sich zu sehen; eine Täu-
urch Träume, Umstände, das Locale, den
Zustand des Körpers und des Gemü-
leicht zur Thatsache erhoben wird, und
Glauben an Wiedererscheinung der
autorisirt.

denen, die ich bisher angeführt habe,
ch noch einige andre interessante Züge
elche die Geistescultur jenes rohen Zeit-
s Homer und Hesiodus geschildert ha-
s ins Licht stellen. Man hatte damals
ewisse Erfahrungsphilosophie, eine

Philosophie des Lebens, die zwar der heutige Philosoph zu den Elementen der Weißheit rechnet wegen ihrer Einfachheit und Naivetät, die aber eben darum auch von dem Denker hervorgehoben zu werden verdient, weil sie die Frucht des unverdorbenen gesunden praktischen Menschenverstandes ist, überdem im alltäglichen Leben leider zu oft vergessen, und in Ansehung ihrer Wichtigkeit verkannt wird. Rühmliche Tugenden waren damals muthige Tapferkeit, verbunden mit Stärke und Gewandtheit des Körpers, Gleichgültigkeit gegen den Tod, ein gerader ehrlicher biederer Sinn, der Lügen so wie Krümmen und Winkelzüge im Handeln verabscheuet, treue unverbrüchliche Freundschaft, heilige Beobachtung der Rechte der Hospitalität, Großmuth und Mitleiden gegen den Unglücklichen und Elenden, der um Gnade oder Hülfe flehte, endlich hohe Religiösität, und tiefe Ehrerbietung gegen die Diener der Götter. Laster, die Schande brachten, oder verdiente Strafen von Göttern und Menschen nach sich zogen, waren Feigherzigkeit und Schwäche des Körpers, Trug und Gleißnerey, wenn sie nicht etwa den Charakter der Klugheit oder List gegen einen Feind hatten, Neyneid, Wankelmuth und Verrätherey in der Freundschaft, Beeinträchtigung oder Beleidigung des Gastfreundes, Härte und Grausamkeit gegen Unglückliche, endlich Verspottung der Götter und ihres Dienstes. Dies war ohngefähr die ganze praktische Moral der ältesten

; sie war es bey allen Völkern, welche
lichen Grad der Cultur erreicht hatten, wie
B. bey den alten Teutschen, und sie ist
y manchen Stämmen der heutigen Wil-
e Griechen verliehen selbst ihren Göttern
über Tugend und Laster zu wachen, je-
hnen, und diese zu bestrafen, und ihre
hufen sogar eigne göttliche Wesen, als
, die zürnend dem Verbrecher auf dem
folgten, zwar oft langsam und hinkend,
uletzt gewiß ergriffen, und den begange-
an ihm rächten. So viele Beweise von
id Wildheit daher auch die älteste Ge-
Griechen, und insbesondere das Ho-
emählde ihrer Sitten und Thaten auf-
erweilt man doch gerne bey ihnen, bey
art und Lebensweise, weil sich hierinn
des Menschen in ihrer angebornen him-
t, Gutmüthigkeit, und in ihren thieri-
ungezähmten Trieben zugleich ausdrückt.
der aufgeklärten Völker ist mannichfal-
er, und erscheint in einem gefälligern
aber sie ist auch oft bloß eine Tochter
, der Gewohnheit, und des gesetzlichen
nicht eines freyen Strebens, den Gebo-
tischen Vernunft zu gehorchen. Oft
as Laster die Larve der Tugend an, und
um desto giftiger und gefährlicher.
Aufklärung wirklich die Mutter höherer,

edlerer, und vernunftmäßigerer Tugend, wie sie dieses nach ihrem Zwecke seyn sollte, so hat sie dagegen der Erfahrung nach, ein Heer von Lastern im Gefolge, welche die Kunst des Raffinements erzeugte, und die der einfältige Naturmensch nicht kent. Es könte daher noch sehr problematisch scheinen, welch ein Volk die Würde der Menschheit mehr respectirte, ob die Homerischen Menschen in und um Troja, oder die aufgeklärteste europäische Nation in und um Paris?

Zweytes Kapitel.

Zeitalter der Gnomiker und ersten Gesetzgeber Griechenlands.

So lange philosophische Begriffe wegen Armuth der Sprache bildlich und mythisch ausgedrückt wurden, konte die Philosophie überhaupt nicht leicht beträchtliche Fortschritte machen; denn sie blieb ein Werk der Dichterphantasie *). Die Bereicherung der

*) Ein solches waren auch die mythischen Philosopheme des Pherecydes aus Syros, deren ich absichtlich nicht weiter

che selbst aber erfoderte schon einen hö-
o von Cultur; es mußten sich dazu mehr
nde Umstände in der Situation, und dem
en Verhältnisse der grichischen Völkerschaf-
nander vereinigen. Diese konten wie-
t eher statt finden, als bis die griechi-
mme ihre unstete wandernde Lebensart,
or und nach unmittelbar nach dem tro-
Kriege geführt hatten, mit einer ruhigern
ichern vertauschten; bis sie anfiengen
Wohnplätze, und durch Gesetze bestimmte
en zu gründen. Ein solcher Zeitpunct
ischen für die Nation nothwendig bald
a die Regellosigkeit der Lebensart und
ung ihrer Natur nach so große Uebel
hat, daß in den Individuen dadurch der
das Bestreben unwiderstehlich erweckt
auf irgend eine Art abzuhelfen. Um
früher dahin zu bringen, trugen die
üttungen in den einzelnen Staaten nach
der Fürsten vom Trojanischen Kriege

---

rwähne, theils, weil wir sie nur aus Bruch-
kennen, theils, weil sie an sich zu dunkel sind,
sich ihre Bedeutung mit Zuverlässigkeit erra-
ße. S. Diog. Laert. I. p. 8. 15. Menag.
tt. ad h. l. p. 25. 69. Salmas. ad Solin.
843. Heyne ad Apollod. Bibl. not. P.
992. Tiedemanns erste Philosophen Grie-
B. S. 172.

phischen von einander scheiden, sorgfältiger in Erwägung nimmt. Das erste, was existirte, war das Chaos (ὕλη), ein unbestimmtes Etwas, und aus diesem gieng die Welt hervor*). Das Problem, woher denn das Chaos sey, muß den ältern Weisen noch gar keine Schwierigkeit gemacht haben, da sie in ihren Speculationen über den Ursprung der Dinge immer vom Chaos anheben. Nächst dem Chaos entstanden die Erde, der feste Wohnsitz der Unsterblichen, der Tartarus, und der Eros. Der letzte, oder die Liebe, soll die schöpferische Kraft ausdrücken, welche die Elemente, die sich zusammengesellten, harmonisch verband; ein Symbol, welches dem Plato Gelegenheit zu einem seiner schönsten Mythen gegeben, und das unter den Neuern auch Wieland in seinem Lehrgedichte über die Natur so vortreflich benutzt hat. Das Chaos gebahr noch den Erebus und die Nacht; aus welchen beyden der Aether und der Tag hervorstiegen. Die Erde gebahr den Himmel. Weil an den Grenzen des Horizonts der Himmel auf der Erde zu ruhen scheint, konte man leicht auf die Meynung gerathen, er sey ganz aus der Erde hervorgegangen. Sie brachte ferner das Meer, die Gebirge, die Himmelsbewohner oder die Uraniden hervor. Mit der Erwähnung der

*) Hesiod. Theogon. vs. 116. sq.

den fangen die drey verschiedenen Götter-
s Hesiodus an. Das erste begreift die
des Uranus, oder die Titanen, Ti-
Cyklopen und Centimenen. Das zweyte
System des Kronus, ist eigentlich
was beym Homer zum Grunde liegt.
zeugte mit der Rhea die Vesta, Ceres,
n Pluto, Neptun, und Zeus. Das
des Zeus oder das dritte ist durch die
n Stammsagen besonders entstellt, und
nach dem Zeitalter des Hesiodus so aus-
wie wir es gegenwärtig kennen. Es
zu weit führen, wenn ich alle die ein-
ologischen Symbole zergliedern und ent-
e, zumal da diese mit Recht Gegen-
eigenen Wissenschaft abgeben, und die
nach welcher die Himmelskörper, die
inungen, und die lebendigen und thäti-
er Natur überhaupt personificirt werden,
tbar ist.

hnliches, wiewohl doch in mancher Rück-
Gepräge, haben auch die theokosmo-
hren des Orpheus, soviele man deren
ten kann, weil sie von glaubwürdigen
nnern angeführt werden. Sie sind alle
ter Mythen und Symbolen verhüllt, da
damals keinen andern, als bildlichen,
tte. Die ersten vorhandenen Wesen wa-
us und Thetys, die sich verheyra-

theten,

theten, und von welchen ursprünglich alle übrigen Dinge abstammten, oder der Urstoff aller Dinge war das Wasser. Auch in den übrigen Theokosmogonieen, selbst in der Mosaischen, war der Ocean das Aelteste und Ehrwürdigste. Aus dem Wasser giengen zunächst die übrigen Elemente und Principien hervor. Diese waren Götter, und wurden unter thierischen und menschlichen Gestalten gedacht. Vor dem Oceanus existirten die Nacht, der Uranus, und das Chaos, die nach einander zu verschiedenen Zeiten herrschten. Dies ist Alles, was Plato und Aristoteles für wirkliche Orphische, oder doch für Philosophie der ältesten Theologen unter den Griechen erklären.

Eine andere Darstellung des Orphischen Systems bringt Hr. Tiedemann aus dem Athenagoras bey, von welchem ich mit ihm glaube, daß es Spuren der Aechtheit an sich trage *). Das Wasser ist hier, grade wie bey jener, das Grundwesen der Dinge. Aus ihm entsteht ein Schlamm, und durch dessen Vermischung mit dem Wasser selbst ein Drache, der außer seinem eigenen noch einen Löwen:

*) S. Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands S. 45. ff. Ich bin in der Schilderung der Orphischen Philosophie ganz diesem Gelehrten gefolgt, dessen Fleiß und Kritik einem neuern Untersucher nichts mehr zu thun übrig gelassen hat.

und zwischen beyden ein göttliches Ge-
und Herkules und die Zeit heißt.
wiederum ein großes Ey hervor, wel-
dem es zeitig geworden war, durch die
es Vaters in zween Theile zerborst, von
berste der Himmel, und der unterste die
. Der Himmel erzeugte mit der Erde
Lachesis und Atropos; die Männer mit
den, Kothys, Gyges, und Briareus;
Cyklopen, Brontes, Steropes und Ar-
Himmel, aus Furcht durch seine Kinder
schaft zu verlieren, fesselte sie, und
den Tartarus, worauf die hierüber
e die Titanen gebahr*). Hier sind
ie Bilder der alten Dichtersprache, um
pfung zu bezeichnen. Mächtige Kraft
t bildeten das große Ganze im Fort-
it aus dem Chaos, und die Herrlich-
er strahlte auf denselben. Das Schick-
ter der Zeitbestimmungen, des Wech-
seyn und Aufhören, wurde zugleich
und Erde geboren; organische furcht-
bürkten bey jenen ersten Kämpfen und
der Elemente unter einander, bis sie
sich

. Legat. pro Christian. p. 144. ed. Re-
Cf. Damasc. de Principiis, in Anecdot.
T. III. p. 253.

sich schieden, und friedlicher neben einander im Raume zu wohnen lernten, und endlich durch den Eros verbunden sich zusammen gesellten.

Orpheus, ein Thracier von Geburt, verbreitete diese Lehren unter seinen Landsleuten, und von diesen erhielten sie die Hellenen uud Pelasger, welche sie nachher mit nach Griechenland übertrugen. Er ist also als einer der ältesten Stifter der griechischen Volksreligion anzusehn, da man ohnehin fast mit Gewißheit behaupten kann, daß die übrigen Theokosmogonieen von den Orphischen ausgegangen sind, oder wenigstens aus derselben durch Tradition manches aufgenommen haben. Ob seine Philosophie ein Product seines eigenen Geistes gewesen sey, ob sie überhaupt nur Thracien erzeugt habe, daran kann man zwar zweifeln; aber es ist doch wegen einer gewissen Originalität, welche sie hat, nicht unwahrscheinlich. Gesang und Saitenspiel liebten weder die Aegyptier, noch die Phönicier, die früher cultivirten Nationen; und es mögen also auch wohl eigne Gedanken gewesen seyn, die der thrazische Sänger zuerst durch die Töne seiner Leyer seinem rauhen Bruder ans Herz legte. Ob dagegen der Gottesdienst des Bacchus, und die damit verbundenen Mysterien, welche aus Thracien nach Griechenland verpflanzt wurden, eine Erfindung des Orpheus selbst waren, ist wiedrum eine andre Frage. Der Begriff von der Gottheit des Bacchus hat zwar im Alterthume soviele Modificationen erlitten,

o ist auf so mannichfaltige Weise zusam-
und mit andern heterogenen Begriffen
worden, daß es schwer ist, seine uran-
Beschaffenheit zu bestimmen. Aber der
ff, der bey der Verehrung desselben in
nd dem festen Griechenlande, bey den Or-
den geheimen symbolischen Gebräuchen
war, deutet doch auf ein Princip der
it der Erde, den Erfinder des Wein-
den Urheber geselliger Freude und Cul-
her auch die Mysterien des Bacchus
sinischen Mysterien der Ceres vereinigt
Eben diese Begriffe, oder wenigstens
rwandte knüpften die Aegyptier an ihren
hatten bey seiner Verehrung ähnliche
d Gebräuche, und es scheint also, daß
Zweig der orphischen Religion ägypti-
t sey, ob sich gleich dieses niemals bis
hen Evidenz wird erheben lassen, so
auf was für einem Wege, und durch
l Orpheus selbst seine Bildung und
ngt haben möge *).

Außer

---

mann muthmaaßt (Handb. der Mythologie
S 267), daß Orpheus die Sacra des Bac-
Syrien bekommen, und zwar über Lydien
ygien, da eine Menge bacchischer Fabeln an
le von Phrygien geheftet sind. Seine Grün-
nir aber nicht befriedigend.

Außer den Ideen des mythischen Zeitalters über die Naturerscheinungen, und die Ursachen derselben sind für die Geschichte des menschlichen Verstandes auch besonders die Vorstellungsarten merkwürdig, welche man von der Seele, und von ihrem Zustande nach dem Tode hatte. Die Seele hielten die Homerischen Griechen für eine luftartige Substanz, gleich dem Schatten eines Körpers, und hierauf hat sie vermuthlich die Bemerkung geleitet, daß das thierische Leben vom Athemholen abhängt, und mit der Unterbrechung desselben auch selbst unterbrochen wird. Nach dem Tode des Menschen gieng sein Schatten in die Unterwelt fort, welche wiederum aus lauter Schattenwerk bestand. Diese dachten sie sich unter der Erde, und zwar theils als einen Wohnplatz der Seeligen, theils als einen Ort der Quaal für Verdammte. Die anschauliche Vorstellung derselben stimmt zwar, zumal nach der Beschreibung, welche die Dichter davon gemacht haben, mit gewissen Gegenden im Westen von Europa, in Italien, Sicilien, Aegypten, selbst in Griechenland überein; es mag auch seyn, daß die erste Zeichnung des Locals der Unterwelt von diesen entlehnt ist; aber der Homerische Grieche hatte bey seiner Unterwelt diese Gegenden gewiß nicht im Sinne. Die Beschäftigungen der Schatten waren im Orkus dieselben, an welchen sie vormals während dem Leben auf der Oberwelt Vergnügen fanden. Der Held ergötzte sich auch noch im Reiche

des

an Kampfspielen und Uebungen körper:
rke und Geschicklichkeit; der Gesetzgeber
r entschied auch wiederum in der Unter:
Recht und Unrecht; der Barde entzückte
ser die Schatten mit den Tönen seiner
seinen Gesängen; kurz die Verhältnisse
ärtigen Lebens waren ganz auf das künf:
tragen. Da man einen Zustand der Be:
er Belohnung nach dem Tode für die
erübten Handlungen annahm, so waren
erwelt ehrwürdige strenge unpartheyische
ellt, welche das Loos der Schatten nach
ienste bestimmten. Es wurden zu die:
selbst Sterbliche erhoben, und zwar
welche sich durch ihre weise Gerechtig:
uf der Oberwelt vorzüglich ausgezeich:
rühmt gemacht hatten, als Minos,
hadamanth, und auch andre. Die ei:
afwürdige Verbrechen, wegen welcher
u Quaalen des Tartarus verdammt wur:
n bloß in persönlichen Frevelthaten ge:
ter bestanden zu haben; doch gehörten
eyneid und die Vernachlässigung oder
der öffentlichen Religionsgebräuche da:
t einleuchtend, daß die ältesten Weisen
deen der Art dem rohen Haufen einflöß:
n dadurch gleichsam als durch mächtigere
ine gewisse Sittlichkeit und Religiösität
und in der That konten sie kein besseres

und wirksameres Mittel zur Erreichung dieses ihres Zweckes anwenden. Sterbliche konten unter Begünstigung der Götter, oder mittelst geheimer magischer Ceremonien und Opfer in die Unterwelt hinabsteigen, und sich daselbst mit den Schatten ihrer Anverwandten, Freunde und Bekanten unterhalten. So läßt Homer den Ulysses sich in die Unterwelt begeben, um dort von dem großen thebanischen Propheten Tiresias die Zeit und die Mittel der Rückkehr in seine Heimath zu erforschen. Ehe Tiresias und die übrigen Schatten, mit welchen Ulysses sprechen wollte, sich mit ihm unterreden durften und konten, mußten sie von dem Blute der Opferthiere, die Ulysses geschlachtet hatte, getrunken haben. Als Schatten hatten sie alles Körperliche und Sinnliche verloren; eine Gemeinschaft und Mittheilung konte also zwischen ihnen, und einem noch lebenden Menschen gegenseitig nicht anders statt finden, als wenn sie wiederum irgend etwas Körperliches bekamen, und dieses erhielten sie durch den Genuß des Blutes. Hier ist schon eine Scheidung des Wesens der Seele und des Körpers, die der Aufmerksamkeit werth ist; eine Anlage des Begriffes vom Geiste, der sich nachher unter den Griechen, wie bey allen übrigen Völkern so gleich geblieben ist, und selbst bis auf des Cartes hinunter nicht mit völliger Schärfe und Reinigkeit gefaßt wurde. Auf eben die Art, wie die Schatten in der Unterwelt lebenden Menschen, welche sie in derselben besuchten, sichtbar

werden

nten, konten sie auch auf der Oberwelt
cheinen; doch geschah dieses nicht ohne
ng oder Veranlassung der Götter. Sie
lsdenn ebenfalls die körperliche Hülle und
, welche sie im Leben getragen hatten,
ne dieselbe nicht würden kentlich gewesen
e Meynung, daß Verstorbene sich den
nter gewissen Umständen sehen lassen, ist
sehr alt, und ihre Entstehung ist auch
rlich. Es fällt schwer, sich einzubilden,
, welchen man genau kante, mit dem
getheilt hatte, und zärtlich umgegangen
einmal aus unserm Cirkel verschwunden
seiner Theilnahme an unsern Angelegen-
entsagt haben sollte. Die Phantasie
s Andenken des Verstorbenen oft und
ergegenwärtigt sein Bild, und man
persönlich vor sich zu sehen; eine Täu-
urch Träume, Umstände, das Locale, den
Zustand des Körpers und des Gemü-
leicht zur Thatsache erhoben wird, und
Glauben an Wiedererscheinung der
autorisirt.

denen, die ich bisher angeführt habe,
ch noch einige andre interessante Züge
elche die Geistescultur jenes rohen Zeit-
es Homer und Hesiodus geschildert ha-
s ins Licht stellen. Man hatte damals
gewisse Erfahrungsphilosophie, eine

Philosophie des Lebens, die zwar der heutige Philosoph zu den Elementen der Weißheit rechnet wegen ihrer Einfachheit und Naivetät, die aber eben darum auch von dem Denker hervorgehoben zu werden verdient, weil sie die Frucht des unverdorbenen gesunden praktischen Menschenverstandes ist, überdem im alltäglichen Leben leider zu oft vergessen, und in Ansehung ihrer Wichtigkeit verkannt wird. Rühmliche Tugenden waren damals muthige Tapferkeit, verbunden mit Stärke und Gewandtheit des Körpers, Gleichgültigkeit gegen den Tod, ein gerader ehrlicher biederer Sinn, der Lügen so wie Krümmen und Winkelzüge im Handeln verabscheuet, treue unverbrüchliche Freundschaft, heilige Beobachtung der Rechte der Hospitalität, Großmuth und Mitleiden gegen den Unglücklichen und Elenden, der um Gnade oder Hülfe flehte, endlich hohe Religiösität, und tiefe Ehrerbietung gegen die Diener der Götter. Laster, die Schande brachten, oder verdiente Strafen von Göttern und Menschen nach sich zogen, waren Feigherzigkeit und Schwäche des Körpers, Trug und Gleißnerey, wenn sie nicht etwa den Charakter der Klugheit oder List gegen einen Feind hatten, Meyneid, Wankelmuth und Verrätherey in der Freundschaft, Beeinträchtigung oder Beleidigung des Gastfreundes, Härte und Grausamkeit gegen Unglückliche, endlich Verspottung der Götter und ihres Dienstes. Dies war ohngefähr die ganze praktische Moral der ältesten Grie-

sie war es bey allen Völkern, welche
ichen Grad der Cultur erreicht hatten, wie
B. bey den alten Teutschen, und sie ist
y manchen Stämmen der heutigen Wil-
Griechen verliehen selbst ihren Göttern
über Tugend und Laster zu wachen, je-
nen, und diese zu bestrafen, und ihre
ufen sogar eigne göttliche Wesen, als
, die zürnend dem Verbrecher auf dem
folgten, zwar oft langsam und hinkend,
letzt gewiß ergriffen, und den begange-
an ihm rächten. So viele Beweise von
d Wildheit daher auch die älteste Ge-
Griechen, und insbesondere das Ho-
emählde ihrer Sitten und Thaten auf-
erweilt man doch gerne bey ihnen, bey
art und Lebensweise, weil sich hierinn
des Menschen in ihrer angebornen him-
t, Gutmüthigkeit, und in ihren thieri-
ungezähmten Trieben zugleich ausdrückt.
der aufgeklärten Völker ist mannichfal-
er, und erscheint in einem gefälligern
aber sie ist auch oft bloß eine Tochter
, der Gewohnheit, und des gesetzlichen
nicht eines freyen Strebens, den Gebo-
tischen Vernunft zu gehorchen. Oft
as Laster die Larve der Tugend an, und
um desto giftiger und gefährlicher.
Aufklärung wirklich die Mutter höherer,

edlerer, und vernunftmäßigerer Tugend, wie sie dieses nach ihrem Zwecke seyn sollte, so hat sie dagegen der Erfahrung nach, ein Heer von Lastern im Gefolge, welche die Kunst des Raffinements erzeugte, und die der einfältige Naturmensch nicht kent. Es könte daher noch sehr problematisch scheinen, welch ein Volk die Würde der Menschheit mehr respectirte, ob die Homerischen Menschen in und um Troja, oder die aufgeklärteste europäische Nation in und um Paris?

Zweytes Kapitel.

Zeitalter der Gnomiker und ersten Gesetzgeber Griechenlands.

So lange philosophische Begriffe wegen Armuth der Sprache bildlich und mythisch ausgedrückt wurden, konte die Philosophie überhaupt nicht leicht beträchtliche Fortschritte machen; denn sie blieb ein Werk der Dichterphantasie *). Die Bereicherung der

---

*) Ein solches waren auch die mythischen Philosopheme des Pherecydes aus Syros, deren ich absichtlich nicht weiter

che selbst aber erfoderte schon einen hö-
d von Cultur; es mußten sich dazu mehr
nde Umstände in der Situation, und dem
gen Verhältnisse der grichischen Völkerschaf-
inander vereinigen. Diese konten wie-
t eher statt finden, als bis die griechi-
mme ihre unstete wandernde Lebensart,
vor und nach unmittelbar nach dem tro-
Kriege geführt hatten, mit einer ruhigern
eichern vertauschten; bis sie anfiengen
Wohnplätze, und durch Gesetze bestimmte
en zu gründen. Ein solcher Zeitpunct
ischen für die Nation nothwendig bald
da die Regellosigkeit der Lebensart und
ung ihrer Natur nach so große Uebel
hat, daß in den Individuen dadurch der
d das Bestreben unwiderstehlich erweckt
r auf irgend eine Art abzuhelfen. Um
früher dahin zu bringen, trugen die
üttungen in den einzelnen Staaten nach
der Fürsten vom Trojanischen Kriege

---

erwähne, theils, weil wir sie nur aus Bruch-
kennen, theils, weil sie an sich zu dunkel sind,
sich ihre Bedeutung mit Zuverlässigkeit erra-
ße. S. Diog. Laert. I. p. 8. 15. Menag.
att. ad h. l. p. 25. 69. Salmas. ad Solin.
. 843. Heyne ad Apollod. Bibl. not. P.
992. Tiedemanns erste Philosophen Grie-
s. S. 172.

das ihrige bey. Die lange Abwesenheit der meisten regierenden Dynasten hatte große Unordnungen in ihren Familien, und unter ihren Unterthanen veranlaßt; viele hatten bey der Unternehmung und auf dem Heimwege ins Vaterland ihr Leben verloren; es hatten sich andre im Volke emporgeschwungen, und an die Spitze desselben gesetzt; was damals um so eher geschehen konte, da die Herrschaft der Fürsten so ungewis war, und so sehr von der Willkühr des Volkes abhieng. Jene neue Tyrannen behaupteten ihre Gewalt nicht lange; eifersüchtige Nebenbuhler gebrauchten dieselben Mittel, die jene vormals zu ihrem Vortheile benutzt hatten, um sie zu stürzen, und sich auf den Trümmern ihrer Hoheit emporzuheben. So folgte in einem kurzen Zeitraume ein kleiner sogenannter Tyrann dem andern, und der Fall eines jeden beeinträchtigte den Staat selbst.

Die Nothwendigkeit der Gesetze, und einer geordneten Verfassung wurde daher in ganz Griechenland, welches viele unter einander nicht verbundene Volksparthieen bewohnten, die sich in Ansehung ihrer bürgerlichen Verhältnisse so ziemlich ähnlich waren, fühlbar, und es fehlte nun auch nicht an Männern, die Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Klugheit und Erfahrung genug besaßen, um hierinn ihren Mitbürgern Hülfe leisten zu können. Wenn man das Maaß von Kentnissen in Erwägung zieht, welche auch die weisesten Menschen der Zeit sich haben erwerben können, und dabey

ch die Summe von Hindernissen berech:
e aus dem Wege räumen, oder mit Nach:
mpfen mußten, so geräth man in Ver:
, daß die ältesten Gesetzgeber Griechen:
schnell und soviel wirken konnten. In:
man nicht vergessen, daß erstlich das
von Gesetzen, von Ordnung im Staate,
ar, und daß deswegen der große Hau:
n zu den neuen Verfügungen bequemte;
ns die gesetzlichen Vorschriften natürlich,
endadurch in ihrer Zweckmäßigkeit jedem
, und auch wirklich im Ganzen den Um:
emessen waren; daß drittens die Gesetz:
sehr verzeihliche Kunstgriffe die Reli:
Bürger mit ins Spiel zogen, indem
unft ihrer Gesetze auf die Eingebungen
eit, oder eines berühmten Orakels zu:
; daß viertens Intrigue und Cabale,
neuern Staaten oft so ganz unbemerkt
nd, die alte Ordnung der Dinge umzusto:
ine neue an ihre Stelle zu schieben, und
er Decke des Geheimnisses und der Ver:
t selten ihre Absicht erreichen, damals
r gekannt und angewandt wurden; daß
erhin an den gesetzlichen Verfassungen
hen Staaten vieles geändert ist, und
haus umgeschaffen sind; daher sich nach
enheit, in welcher wir sie aus einer
che kennen lernen, ihr ursprünglicher

Zustand

Zustand, soweit er von dem ersten Urheber herrührte, nicht mehr beurtheilen läßt.

Als einen der ältesten Gesetzgeber rühmt die Fabel der Dichter, die sich aber unstreitig auf eine historische Sage gründet, einen gewissen Rhadamanth. Er lebte auf der Insel der Phäacier, die, wie schon aus dem Homer erhellt, sehr früh Cultur hatte, und sogar eine Art von Luxus trieb, sprach den Einwohnern mit großer Strenge und Unpartheylichkeit Recht, und wurde auch dafür von der dankbaren Nachwelt zum Richter der Schatten in der Unterwelt erhoben. Ein andrer Sänger ließ ihn nach seinem Tode auf den Inseln der Seeligen wohnen, und dort ein sanftes müheloses Leben genießen. Viel wichtiger und merkwürdiger noch, als Rhadamanth, war Minos*), ohngeachtet dieser sich jenen bey mehrern seiner Gesetze zum Muster genommen haben soll. Das Volk, welches Creta inne hatte, und worüber Minos herrschte, war ein gemischter Schwarm, der aus einem ältern einheimischen Stamme, oder den eigentlichen Kretern, und aus hinzugekommenen Colonien von Pelasgern und Doriern bestand. Andre griechische Stämme, welche sich auf den Küsten Kleinasiens, und

*) Ueber die Gesetzgebung Minos des Jüngern in Kreta, im Humanist. Magaz. (von Wiedeburg herausgegeben) B. I. St. II.

nachbarten Inseln des Aegeischen Meeres
en hatten, legten sich auf Schiffarth,
n so, wie die Phönicier, Seeräuberey,
n dadurch sowohl das ganze Aegeische
auch die Inseln selbst, und die Küste
enland äußerst unsicher. Minos führte
Unterthanen neue Gesetze ein, und die
ng derselben hatte bald zur Folge, daß
htig und blühend, das Aegeische Meer
ubern gereinigt, und die Bewohner der
liegenden Inseln den Kretern zinsbar wur-
Gesetze selbst, welche Minos gab, ent-
n Bedürfnissen des Volks und des Zeit-
aus. Sollte damals ein Staat glück-
nd sollten die Bürger im ruhigen und
Genusse ihres Eigenthums leben können,
unaufhörlichen Angriffen schwärmender
gesetzt bleiben, so mußte die Nation zu
rischen Charakter gebildet werden. Da-
der Hauptzweck des Minos seine Nation
machen. Seine ausdrücklichen Vor-
rüber, die in eherne Tafeln gegraben
jährlich in allen Districten von Kreta
en Vergegenwärtigung derselben herum-
rden, sind bis auf einige wenige, die
n Schriftstellern, z. B. in den Büchern
n den Gesetzen, zerstreut sind, verloren ge-
oviel aber wissen wir, daß er eine be-
und Lebensweise einführte, die zugleich

auf

auf größere Frugalität und Einfachheit, und au
Stärkung der physischen Kräfte des Körpers ab
zweckte. Die Bürger selbst waren in mehr Classe
abgetheilt, von denen die Greise ganz geschieden
waren. Die Jugend wurde durch alle mögliche Ue
bungen zum Kampfe vorbereitet, durch mancherle
Beschwerden abgehärtet, um künftig in reifern Jah
ren Mühseeligkeiten desto besser ertragen, und jede
Gefahr trotzen zu können. Um seine Gesetze den
Volke noch ehrwürdiger und annehmlicher werden zu
lassen, erdichtete Minos, er habe sie vom Jupite
bekommen, mit dem er sich darüber in einer Höl
unterhalten habe, und mit eben diesem mußte e
auch nach seiner Angabe es vorher verabreden, wenn
einzelne darunter einer Aenderung oder Verbesserung
bedurften. Lykurg, der die wohlthätigen Ein
flüsse einer guten Verfassung bey den Kretern wahr
nahm, verpflanzte nachher dieselbe Gesetzgebung mit
einigen Modificationen in sein Vaterland, und auch
da brachte sie anfangs, und so lange die Lokalität,
die Situation und Verhältnisse des Volks, und
der Geist des Zeitalters mit ihr übereinstimmten,
die vortheilhaftesten Wirkungen hervor *). Nach
dem

*) Über die Gesetzverfassung der Spartaner, und ihren Werth, sind sehr entgegengesetzte Urtheile gefällt worden. S. de Pauw recherches philosophiques sur les Grecs T. II. P. III. Gegen Pauws Behauptun-

os und Lykurg standen in andern Staaten
ands noch mehrere Männer auf, welche
bendas leisteten, was jene beyde für Kreta
ämon geleistet hatten. Fast alle diese äl-
zgebungen zeichnen sich durch einige Eigen-
iten aus, die noch itzt für die Theorie
htig sind. Dahin gehört zuvörderst der
ifte Sinn für das allgemeine Beste, die
ische Anhänglichkeit an das Vaterland,
Wohlfarth im Ganzen, die sich über das
eresse wegsetzt, und es da verleugnet, wo
gebietet, worauf die Gesetzgeber die Em-
und Gesinnung der Bürger hinzuleiten
Schwerlich gab es einen freyen Griechen,
der bey uns ganz gewöhnliche Gedanke,
rland in einer gewissen Bedeutung des
haben, sein Innerstes empört hätte.
erzeugten diese Stimmung in den Gemü-
nschauliche Begriff von bürgerlicher Frey-
Gleichheit, der fast bey allen griechischen
nen zum Grunde lag; die Idee, daß
die

---

tungen hat sie Hr. Hofr. Heyne vertheydigt;
ment. de Spartanorum republica in den
ment. Soc. Reg. Scient. Gotting. T. IX.
vortrefliche Bemerkungen darüber hat auch
thelemy gemacht: Voyage du jeune Anacharsis
n Grece Vol. II. p. 481 ff. ed. 4to.

die Constitution selbst das Werk der Bürger, un
in ihrer Willkühr sey; der kleine Umfang der Staa
ten, in denen die Bürger gleichsam nur eine gro
ße Familie waren, die sich gegenseitig kante, uni
das, was auf ihren gemeinschaftlichen Vortheil
oder Schaden Beziehung hatte, desto schärfer be
merkte, und desto inniger empfand; endlich da
süße Herzerhebende Bewußtseyn, patriotische Tugen
den in ihrem vollen Glanze darstellen zu können,
und öffentlich anerkannt zu sehen. Aber zum Thei
le ist es doch auch den Anordnungen der Gesetzgeber
zuzuschreiben, daß die Vaterlandsliebe in jedem Bür
ger schon von der Kindheit an geweckt und genährt
wurde; z. B. bey den Spartanern durch die der Ein
richtung der offentlichen Mahle, die von den Kre
tern erborgt war. Ein zweyter Zug, welcher der
griechischen Gesetzgebung überall eigen ist, liegt in
der Aufmerksamkeit, welche dem Staate von den
Gesetzgebern über die Erziehung der Jugend anbe
fohlen wurde. So wenig diese in den neuern
Staaten vernachläßigt wird, so erscheint sie doch
in der Verfassung derselben nicht so als Hauptge
genstand, wie bey den Griechen. Diese sahen ein,
daß der Staat keine freye und doch dem Gesetze folg
same Bürger haben könne, wenn nicht die künftige
Generation schon im Keime dazu gebildet würde, und
daher vernachläßigten sie nichts, was hiezu dienen
konte. Die Erziehung war gemeiniglich den Al
ten übertragen, in deren Person sich Weißheit,
Erfah-

g und Ansehn vereinigten; die Jugend
bedingt ihrer Aufsicht und Leitung unterwor-
so konte es lange nicht fehlen, daß sich
s der neuen Saat Männer entwickelten,
ublicanischen Tugenden ihren Vorfahren
ren, oder sie noch übertrafen. Welch ein
d es ist, hierinn etwas mehr oder weni-
n, das zeigt eine Parallele zwischen Sparta
. Solon, der Gesetzgeber Athens, hatte
Erziehung der Kinder, insofern sie ein
d der Legislation ist, gar nicht aus den
; aber er hatte sie doch mehr der
und Einsicht jedes einzelnen Bürgers
stellt, und mußte dieses thun, da die Kin-
o, wie bey den Spartanern, ein Eigen-
Staates waren. Dafür aber waren auch
enser bey weitem nicht die edlen Republi-
e es die Lacedämonier waren; ihre Ach-
Gesetze und Pflichten hatte nicht jene un-
che Festigkeit, jene halsstarrige Unbieg-
Spartaner charakterisirte; ihre
wurde unzähligemale abgeändert, wäh-
artanische dieselbe blieb, oder wenigstens
bringende Noth eine Einschränkung und
g erhielt; und das Verderbniß der Sit-
ete sich bey zunehmendem Wohlstande der
er den Athenienfern viel früher, schneller,
ger, wie unter den Spartanern. Ein
er in der griechischen Gesetzgebung, der vor-

vorzüglich auffält, ist der harte Gegensatz zwischen fre
gebornen Bürgern und zwischen Sclaven. So w
jenen alle Rechte der Menschheit geschützt und g
sichert waren, so waren sie diesen entzogen; d
Gesetzgeber nahm auf sie weiter keine Rücksich
als inwiefern sie brauchbare Werkzeuge für die Glück
seeligkeit jener abgeben sollten; er war daher T
rann in Beziehung auf sie, indem er als Wohlth
ter in Beziehung auf jene erschien. War der Un
terschied zwischen Freyen und Sclaven auch gewisse
maaßen in der Sinnesart, den innern und äußer
Verhältnissen des Volks, und selbst in der Noth
wendigkeit einer bloß für die Bürger lebenden un
arbeitenden Classe gegründet, damit diese ihrer an
derweitigen Bestimmung desto ungehinderter genug
thun könten, so war seine gesetzliche Anordnun
doch ein großer Fehler, den die Politik nicht recht
fertigen kann, und den die Vernunft für ein Ver
brechen gegen die Menschheit erklärt. Auch hat e
selbst die Staaten nicht selten in die größten Gefahre
gebracht, wenn in den Sclaven sich das Gefüh
ihrer eigenen Menschenwürde erregte, und sie sic
ihrer Fesseln zu entledigen suchten *). Endlich un
terschie

*) Man erinnere sich an die öftern Empörungen der H
loten gegen die Spartaner, und an die immer gra
samern Gesetze, welche diese veranlaßten, in Ans
hung ihrer.

et noch die griechische Gesetzgebung die Ver-
der obrigkeitlichen Gewalt mit der Theo-
und die Abhängigkeit, worinn jene von die-
. Es ist schwer zu erklären, warum die
der Griechen den Einfluß, welcher ihnen
erschafft wurde, nicht mehr benutzt haben.
ch war ihnen dieses dadurch erschwert,
Oberherrschaft in den Händen des Volks
ein großer Haufen nicht so leicht zu re-
, wie in einer Monarchie, oder einem de-
Staate die Wenigen, welche das Ruder
Hiedurch sahen sich die Priester genöthigt,
ien zu halten, und die Anschläge derer
u begünstigen, welche eben die Demago-
; daher man auch auf unzählige Beyspie-
Geschichte stößt, wo die Orakelsprüche,
ien, und Auspicien den Planen der Volks-
entsprachen, daß man nicht umhin kann
nen, sie müßten durch diese selbst der Py-
eben seyn. Hinwiederum verlangte es
sse der Demagogen, die Achtung und
Priester nicht sinken zu lassen; denn wo
künste andrer Art, und die Macht der
g nicht mehr wirken, da ließ sich doch
in Plan unter der Autorität der Götter

den ältesten Gesetzgebern Griechenlands
rere zu der Zahl der sogenannten sieben
Die spätern Griechen trugen sich mit man-

cherley Mährchen und Erzählungen von ihnen her-
um, unter denen aber nur wenige sind, an deren
Authenticität man nicht zu zweifeln befugt wäre.
Auch sind die Schriftsteller über ihre Zahl, und
über diejenigen, welche eigentlich zu ihnen gerech-
net werden müßten, nicht ganz einstimmig *). Man
irrt sehr, wenn man sich die Griechischen Weisen,
als eigentliche Philosophen; denn diese Namen ver-
dienen ihre Vorgänger eher, als sie. Sie heißen
zwar bey den Griechen σόφοι, aber damals bezeich-
nete man noch mit diesem Worte jeden klugen und
erfahrnen Mann, und erst in der Folge erhielt es
seine ausschließende Bedeutung, daß es nur von
solchen Köpfen gebraucht wurde, die sich mit phi-
losophischen Speculationen beschäfftigten. Ihre
Kentnisse bestanden überhaupt nur in praktischen Er-
fahrungen aus dem gemeinen Leben, wie dieses aus
den Proben sattsam erhellt, welche uns die Alten
davon hinterlassen haben **). Wenn Crösus, der
Kö-

---

*) S. Meiners Geschichte des Ursprungs, Fort-
gangs und Verfalls der Wissenschaften in Grie-
chenland und Rom Th I. S 41 ff

**) Gnomici poetae veteres, ed. Glandorf & Fort-
lage. Die Vorrede des Hrn. Hofr. Heyne zu dieser
Ausgabe enthält sehr viel Lehrreiches über den Gesichts-
punct, woraus die Gnomiker zu schätzen. Eine neue-
re kritische Ausgabe der Gnomiker hat auch Hr.
Brunck besorgt, (Straßburg 1784. 8.)

on Lydien dem Solon, der ihn in seiner
zu Sardes besuchte, alle seine Schätze hat
ssen, und ihn nachher fragt, ob er ihn
den glücklichsten Menschen halte, so giebt
on erst durch ein paar Beyspiele von Men-
ie er sich als glücklich denke, deutlich zu
daß Besitz von großen Gütern und Reich-
als zufälligen und vergänglichen Dingen,
wesentliche Glückseeligkeit des Menschen
. Wenn er ihn hierauf versichert, daß
manden vor seinem Tode glücklich preisen
o schildert er damit die Unbeständigkeit
en Glücks. Hier ist lauter Erfahrungs-
e, grade so, wie sie sich einem aufmerk-
obachter menschlicher Schicksale darbieten

s die ältesten Weisen aber für ihre Zeitge-
die Nachwelt vorzüglich schätzbar gemacht
n die moralischen Lehren, welche sie ab-
rtrugen. Bis dahin waren diese immer
hisches Gewand gekleidet gewesen, und
kante oft die Mythen; aber faßte ihren
t. Itzt erschienen sie faßlich, treffend,
drücklicher Kürze vorgetragen, aus wah-
ung entlehnt, und zum Theile metrisch,
n der Sprache des gemeinen Lebens dar-

 gestellt.

---

dot I, 30. ff.

gestellt. So mußten sie Wirkung haben und Beyfall finden.

In der Geschichte fast einer jeden cultivirten Nation treffen wir eine Periode an, wo Männer lebten, die dergleichen Erfahrungssprüche mittheilten. In den Büchern des A. T. haben wir noch die Sammlungen von moralischen Sentenzen, die den Namen des Salomon und Jesus Sirach tragen; eine ähnliche besitzen wir aus den frühern Zeiten der Römer; und die Sprüchwörter der neuern Völker haben oft denselben Zweck und Inhalt. Im Wesentlichen sind sich diese Lehren einander gleich; alle zielen darauf hin, die Menschen von gewissen Fehlern zu entwöhnen, oder ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, die im geschäfftigen Leben gewöhnlich und leicht begangen werden; und es hat auch für den Aufgeklärten seinen großen Nutzen, wenn man sich eine Reihe solcher praktischen Grundsätze einprägt, und sein Verfahren darnach einrichtet. Die griechischen Gnomen empfehlen sich überdem durch Simplicität, Naivetät, und das Sylbenmaaß. Man erblickt darinn die menschliche Gesellschaft in den ersten Anlagen einer moralischen Ausbildung; man bemerkt dieselben Empfindungen im Kummer; dieselben Beruhigungen, Hoffnungen und Tröstungen; aus den Warnungen davor nimmt man die Fehler und Thorheiten der Menschen gerade eben so gewahr, wie sie noch itzt häufig sind. Die griechischen Gnomen enthalten ferner eben solche

Re-

es Rechtverhaltens, die ſehr wichtig, aber
zu trivial ſind, als daß ſie neuere Schrift-
t der Erwartung eines lebhaften Eindrucks
wiederholen könten. Unſer Zeitalter iſt
verfeinert; und wenn jemand ſich bey uns
gaben ſolcher Sentenzen auszeichnen will,
ſie durch eine ſinnreiche Wendung, durch
e Pointe, wie die des La Bruyere, Ro-
lt, u. a. hervorſtechen; ſonſt gefallen ſie
nterdeſſen muß man auf der andern Seite
glauben, daß alle Sentenzen der älteſten
vortreflich ſind, oder nur einigen Werth
Wie dieſes ſogar die Natur ſolcher Ge-
mit ſich bringt, ſo ſind auch manche dar-
ankend, ſchielend, und oft ſchlechthin
Dazu kömmt, daß faſt bey den meiſten
der Verfaſſer ungewiß iſt, weil eine und
hrern zugeſchrieben wird; daß viele Sprü-
eiſen offenbar angedichtet ſind z. B. meh-
nen, welche beym Athenaeus, Diogenes
und Plutarch dem Thales, Pittacus,
riander, Cleobulus und Chilon beyge-
l.

Gnomiker waren nicht immer bloße ſtren-
ten; ſondern ſie dichteten auch Hymnen
r Götter und Lieder der Freude, erfan-
l, äſopiſche Fabeln, und Allegorieen.
bey den alten Schriftſtellern insbeſondre
thſeln, welche ſich die alten Weiſen zur

Lösung gegenseitig aufgegeben hätten, vieles erzähl
was bloße Fiction ist; allein es ist doch auch nic
zu leugnen, daß es eine gewöhnliche Prüfung de
Scharfsinns und der Kentnisse damals war, ob j
mand gewisse Räthsel auflösen konte, oder nicht
dieß kann auch nicht geleugnet werden. Inwiefer
die Räthsel, die uns z. B. Athenaeus aufbehalte
hat, wirklich ächt und alt sind, ist zweifelhaf
Man hat ein Merkmal ihres höhern Alterthums i
ihre geringere Künstlichkeit gesetzt; aber dieses i
nicht ganz untrüglich, und in seiner Anwendun
höchst unsicher; denn wie läßt sich bey einem Räth
sel mit Zuverlässigkeit angeben, ob es künstliche
und versteckter sey, als ein anderes? Die äsop
sche Fabel und die Allegorie wurden für Ve
hikel zu moralischen und politischen Lehren gebraucht
Sie waren erdichtete Reden, Handlungen, un
Begebenheiten sowohl lebendiger Thiere, als leblo
ser Geschöpfe, die dem Volke als nachahmungs
werthe Muster, oder zur Abschreckung dargestell
wurden. Solche Fabelnerzähler waren besonder
Aesop und Stesichorus. Indessen sind dies
nicht Erfinder jener Lehrart gewesen; der Ursprun
derselben geht weit höher ins Alterthum hinauf
welches theils schon daraus erhellt, daß sie eine Er
findung war, worauf ein guter Kopf sehr leicht ge
rathen konte; theils daraus, daß Fabeln im Buch
der Richter vorkommen, z. B. die Fabel vom Dorn
strauche. Diejenigen Fabeln, welche dem Aeso

werden, sind fast alle aus spätern Zeiten; öchstens eine oder zwey, von denen man er Gewißheit behaupten könte, daß sie, sind, vom Aesop selbst herrühren. Die abeln kann man an ihrer Natürlichkeit, und leichten Deutsamkeit erkennen, weil ung der Handlung auf die Lehre gleich in fallen mußte, indem sonst das gemeine Sinn derselben, und das Treffende in der g nicht gefaßt haben würde *).

Drittes Kapitel.

Meynungen der Jonischen Philosophen.

l durch den Orpheus und seine Zeitge: Saame zu philosophischen Ideen gestreut

---

Männer, welche gewöhnlich zu den sieben Wei: ählt werden, sind folgende: Solon, Pittacus, , Bias, Periander, Thales, Kleobulus. Schriftsteller rechnen andre dahin. Man kön: r die Weisen Griechenlands auch noch die di: en Dichter aufnehmen, die doch zugleich mit ker heißen, z. B. den Simonides, Phocy: Theognis, Mimnermus. Nur fallen einige spätere Epoche, und man pflegt sie mehr als , wie als Philosophen, zu betrachten.

war, so sollte man zunächst erwarten, daß sich in Thracien und dem festen Griechenlande die Philosophie am ersten weiter entwickelt haben würde; allein er scheint hier, vermuthlich durch die mannichfaltigen Veränderungen und Zerrüttungen, welche diese Gegenden, ihre Einwohner, und die Verfassungen derselben erlitten, bis auf einzelne Ueberreste in der Volksreligion, bald erstickt zu seyn. Dagegen blühte in einem andern Lande unter einem mildern Himmelsstriche die Philosophie wieder auf, und wurde nachher aus diesem von neuem in das Mutterland zurückverpflanzt.

Verschiedene Colonien europäischer Griechen waren wegen der zu großen Volksmenge in ihrer Heimath, die der Boden nicht bequem genug umfassen und ernähren konte, oder auch weil sie von einwandernden Schwärmen verdrängt und verjagt wurden, nach Kleinasien übergegangen, und hatten sich dort nach ihren drey Hauptstämmen in die Jonier, die Dorier, und die Aeolier geschieden. Da sie am Meere wohnten, ein sehr fruchtbares Land besaßen, und reiche fruchtbare Länder in ihrer Nachbarschaft hatten, so mußte sie dieses aufmuntern, Handel und Schiffarth zu treiben, wodurch sie zu einem Wohlstande erhoben wurden, worinn sie die europäischen Griechen lange hinter sich zurückließen. Handel und Wohlstand befördern unter einer Nation das Gedeihen von Handwerken und Künsten, und erwecken auch zugleich

einen

haftern Eifer für wissenschaftliche Kentnisse;
se bey den Kleinasiatischen Griechen frü-
bey ihren europäischen Landsleuten, zu ge-
nfiengen *).

e Jonische Philosophie erhielt ihren
n von Thales, der aus Milet gebürtig
Seine Meynungen grenzen sehr nahe an
ischen; doch bediente er sich nicht des sym-
Ausdrucks, und er unterstützte sie durch
philosophisches Raisonnement. Er glaubte
rfahrung bemerkt zu haben, daß jedem
ie Feuchtigkeit einwohne, diese möge auch
ering oder verborgen seyn; daß kein Ge-
ne Wasser, ohne Feuchtigkeit leben könne,
urch diese, wie gewissermaaßen durch ein
ncip, genährt werde; daß die Luft, und
nderungen, als Wärme, Kälte, und so-

---

uet de l'origine des Arts & des Sciences II,
59. (ed. Paris 1758. 4.) *De l'etat & du Sort*
anciennes colonies p. 60. ff. *Heyne* Commentt.
er epochis Castoris I. p. 80. II. p. 44. ff. in
Comment, Soc. R. Scient. Gotting. T, II.
toire de l'acad. des inscr. T. XVIII. p. 94. ff.
iners Geschichte der Wissenschaften B. 1. S.
1. 23.

wurde geboren Olymp. XXXV, 1. Ueber sein
n s. Tiedemanns Erste Philosophen Griechen-
ds S. 105. ff. De Canaye über die Philoso-
e des Thales in Hißmanns Magazin für
Philosophie, und ihre Geschichte B. I. p. 311.

gar die festen Körper nichts weiter, als Modifica
tionen des Wassers wären. Diese Beobachtunge
leiteten ihn auf jenen Grundsatz, der auch im Or
phischen Systeme angenommen war, das Wasse
sey der Urstoff, durch dessen Gährung und Bewe
gung alle Dinge hervorgebracht wären, und in we
chen sie wieder aufgelöst würden *). Insofern e
das Wasser als das Grundelement erkante, schein
es ihm auch ein göttliches Princip gewesen zu seyn
und so läßt es sich sehr gut denken, wie er mit den
Orpheus ebenfalls darinn übereinstimmen konte, da
die Welt mit Dämonen angefüllt sey, welche sic
selbst in leblosen Dingen, als Steinen und Metal
len, befänden. Unter den Dämonen verstand Tha
les nicht einzelne göttliche zu verständigen Zwecken
wirkende Wesen, die in den Dingen enthalten seyen,
sondern nur die thätigen lebendigen Kräfte, wo
durch die Erscheinungen, Bewegungen, und die
Harmonie der Natur erzeugt werden; denn er
meynte, daß auch diese Dämonen ursprünglich schon
dem Wasser eingepflanzt gewesen wären, dennoch
aber, weil sie die edelste Natur desselben ausmach-
ten, als Götter verehrt werden müßten, woraus
offenbar erhellt, daß, so wie er sich das Wasser,
als

*) Aristot. Metaph, I, 3. Sext. Emp. adv. Thys. I, 4. Plutarch. de decret. phys. philos. I, 3. Stobaei eclog. phys. I. Vol. I. p. 291. ed. Heeren.

ferisches Princip durch die ganze Welt ver-
rstellte, er jedem einzelnen Dinge einen
eses Princips, eine wirkende lebendige
der, nach der damaligen philosophischen
, einen Dämon einräumte *). Man muß
nicht von diesen Thaletischen Lehren eine
Deutlichkeit erwarten und fodern. Die
Geschichtforscher der Philosophie sind oft
urch zu unrichtigen Urtheilen über die Be-
Lehren der ältesten Weltweisen verleitet,
ese haben schärfer fassen wollen, wie ihre
elbst sie gefaßt haben mögen; denn es ist
ch unreifen Verstande eigenthümlich, sich
ln Vorstellungsarten zu begnügen, wenn
einige Auskunft geben.
ales hat seine Lehren nicht schriftlich hin-
sondern sie sind durch den Aristoteles auf
nmen, der sie aus der Tradition schöpfte.
auch einige Werke, welche von ver-
alten Schriftstellern dem Thales bey-
gelegt

---

stot. de anima I, 4. Diog. Laert. I, 24. So ist
die Behauptung zu verstehn, die Thales geäußert
en soll, daß dem Bernsteine, und dem Magnete
Seele einwohne. Aristoteles sagt ausdrücklich:
ε δὲ καὶ Θάλης — κινητικόν τι τὴν ψυχὴν
ολαμβάνειν. Hieraus erhellt denn auch, in
für einem Sinne der Ausspruch des Thales:
κόσμον ἔμψυχον εἶναι, zu nehmen sey.

gelegt werden, wirklich ächt gewesen, was si
schwerlich waren, da sie Aristoteles nicht gekann
hat, so sind sie doch für uns verloren. Die Nach
richten aber, die uns Aristoteles giebt, sind di
bewährtesten, theils weil er an sich der älteste un
glaubwürdigste Zeuge ist, dessen Ehrlichkeit un
Wahrheitsliebe zwar wohl von mehrern angefochte
sind, doch ohne hinlängliche Beweise; theils, wei
in den Hauptlehren, welche Aristoteles dem Thales
zuschreibt, mehr andre zuverläßige Schriftstelle
mit ihm einig sind. Sie können also auch selbs
zum Probiersteine dienen, wonach sich die historisch
Wahrheit andrer Meynungen, welche Thales au
ßerdem gehegt haben soll, prüfen läßt.

Nach einigen Sprüchen oder Sentenzen, wel
che Plutarch, Stobaeus u. a. dem Thales andich
ten *), müßte er schon sehr würdige und reine Be
griffe von der Gottheit und der Natur der Dinge
gehabt haben. Diesen zufolge lehrte er: Gott sey
das Urwesen; ohne Anfang und Ende, und un
veränderlich; die Welt sey das schönste Werk durch
seine Allmacht aus der Materie gebildet; es gebe
eine Vorsehung, die nicht nur die äußern Hand
lungen der Menschen erkenne, sondern auch wisse,
was

*) Diog. Laert. I, 35. Plutarch. Conviv. Septem Sap. Opp. T. II. p. 153. Diog. Laert I, 35. Stob. ecl. phys. I, 1.

rem Innern vorgehe, und dieser Einsicht Schicksale der Menschen regiere; Gott der Quell und die Ursache aller Bewegung; werde durch innere absolute Nothwendigmt, und diese Nothwendigkeit sey unver-

Es bedarf kaum einer sorgfältigen Verdieser vermeintlich Thaletischen Lehren mit , wie sie Aristoteles aufbehalten hat, nächtheit auffallend wahrzunehmen. Vorder Art sind auch noch dem Zeitalter des rchaus nicht angemessen.

Epikureer Vellejus beym Cicero*) läßt s die Meynung von einem Weltgeiste der das Wasser zuerst in Bewegung nd aus ihm die Natur so formte, wie ärtig ist. Aber Vellejus wird als Epikureer

---

de nat. Deor. I, 10. Vergl. Quaest. acad. IV, wo Cicero der gewöhnlichen Meynung von dem ndelemente des Thales beypflichtet. Hr. Platner t sich dennoch durch jene Stelle berechtigt, dem es schon den Theismus zuzutrauen. Philosoph. rismen Th. 1. S. 413. Note. (Leipz. 1784.) ssen glaub ich in den Anmerkungen dieses ehrwürMannes die alte Philosophie betreffend einen ßen Hang überhaupt wahrgenommen zu haben, e Philosopheme in die alten hinein zu legen. Theismus des Thales hat sehr bündig widerlegt Prof. Flatt in Tübingen. Dissert. de Theismo eti abjudicando, Tubing. 1785. Vergl. ers historia doctrinae de vero Deo. P. II. 6.

gelegt werden, wirklich ächt gewesen, was schwerlich waren, da sie Aristoteles nicht gekan hat, so sind sie doch für uns verloren. Die Nac richten aber, die uns Aristoteles giebt, sind d bewährtesten, theils weil er an sich der älteste u glaubwürdigste Zeuge ist, dessen Ehrlichkeit u Wahrheitsliebe zwar wohl von mehrern angefocht sind, doch ohne hinlängliche Beweise; theils, we in den Hauptlehren, welche Aristoteles dem Thal zuschreibt, mehr andre zuverläßige Schriftstell mit ihm einig sind. Sie können also auch selb zum Probiersteine dienen, wonach sich die historisc Wahrheit andrer Meynungen, welche Thales au ßerdem gehegt haben soll, prüfen läßt.

Nach einigen Sprüchen oder Sentenzen, we che Plutarch, Stobaeus u. a. dem Thales andich ten *), müßte er schon sehr würdige und reine Be griffe von der Gottheit und der Natur der Ding gehabt haben. Diesen zufolge lehrte er: Gott se das Urwesen; ohne Anfang und Ende, und un veränderlich; die Welt sey das schönste Werk durch seine Allmacht aus der Materie gebildet; es gebe eine Vorsehung, die nicht nur die äußern Hand lungen der Menschen erkenne, sondern auch wisse, was

*) Diog. Laert. I, 35. Plutarch. Conviv. Septem Sap. Opp. T. II. p. 153. Diog. Laert I, 35. Stob. ecl. phys. I, 1.

hrem Innern vorgehe, und dieser Einsicht
ie Schicksale der Menschen regiere; Gott
der Quell und die Ursache aller Bewegung;
lle werde durch innere absolute Nothwendig-
mmt, und diese Nothwendigkeit sey unver-

Es bedarf kaum einer sorgfältigen Ver-
dieser vermeintlich Thaletischen Lehren mit
en, wie sie Aristoteles aufbehalten hat,
Unächtheit auffallend wahrzunehmen. Vor-
der Art sind auch noch dem Zeitalter des
urchaus nicht angemessen.

er Epikureer Vellejus beym Cicero*) läßt
les die Meynung von einem Weltgeiste
, der das Wasser zuerst in Bewegung
und aus ihm die Natur so formte, wie
wärtig ist. Aber Vellejus wird als Epi-
kureer

. de nat. Deor. I, 10. Vergl. Quaest. acad. IV,
, wo Cicero der gewöhnlichen Meynung von dem
undelemente des Thales verpflichtet. Hr. Platner
abt sich dennoch durch jene Stelle berechtigt, dem
ales schon den Theismus zuzutrauen. Philosoph.
horismen Th. 1. S. 413. Note. (Leipz. 1784.)
dessen glaub ich in den Anmerkungen dieses ehrwür-
en Mannes die alte Philosophie betreffend einen
großen Hang überhaupt wahrgenommen zu haben,
ere Philosopheme in die alten hinein zu legen.
n Theismus des Thales hat sehr bündig widerlegt
. Prof. Flatt in Tübingen. Dissert. de Theismo
aleti abjudicando, Tubing. 1785. Vergl.
iners historia doctrinae de vero Deo. P. II.
256.

kureer redend eingeführt, und es war einmal G
wohnheit und Charakter einzelner philosophisch
Parteyen der Alten, namentlich der Epikureer, d
sie sich ausschließend bloß um die Systeme der We
weisen bekümmerten, deren Grundsätzen sie selb
anhiengen, und die übrigen nur flüchtig oder beyläu
fig studierten. Es ist also wahrscheinlich, daß Be
lejus oder Cicero unter seiner Person die Meynun
des Thales nur vom Hörensagen kante, und falsc
vorstellte. Zu den Zeiten des Cicero hatte ma
schon bessere Begriffe von der Gottheit, worunt
einige sehr herrschend und gewöhnlich waren, b
sonders der von einem Weltgeiste; wie leicht wa
es also, dem Thaletischen Systeme, das ohnehi
nur in einer fragmentarischen Tradition bestand
etwas Fremdartiges unterzuschieben? Daß diese
wirklich geschehen sey, wird noch um so glaublicher
wenn man sich des Thaletischen Lehrsatzes erinnert
daß die ganze Welt von Dämonen erfüllt wurde
Cicero blieb hier vermuthlich an den Worten hän
gen, und paralleliſirte diese Meynung mit eine
andern ihm geläufigern von der Weltseele. Offen
bar aber streitet gegen diese Deutung des Cicero di
Aeußerung des Aristoteles, welche sich auf die kosmo
gonischen Behauptungen der ältesten Naturphiloso
phen überhaupt bezieht, daß in diesen allen bloß physi
sche oder materielle Principien der Welt angenommen
worden seyen *). Es war ein den ältesten Natur
forscher

*) Arist. Metaph. I, 1. Auscult. phys. I, 6.

gemeinschaftlicher Zug, daß sie ihr Pro-
dem Ursprunge der Dinge gelöst zu haben
wenn sie das letzte Grundelement be-
tten, welches gleichsam die wesentliche
der Dinge ausmachte. Weil sie aber doch
ffenden Princips bedurften, so erhoben sie
undelement in seinen durch die Welt ver-
Partikeln zu eben so vielen Gottheiten.
den sich auch keine Spuren, daß Thales
in den Dingen zerstreuten Dämo-
inheit, zu Einem göttlichen Wesen ver-
dacht hätte, so wenig wie man diese in
men der spätern Joniker, des Anaximan-
naximenes, antrifft.

berühmtesten ist Thales wohl geworden
e astronomischen Einsichten, von denen
nter den Griechen Gebrauch machte, und
e Bewunderung seiner Zeitgenossen vor-
arben. Die Kritik der widersprechenden
en der Alten, von denen die eine sagt,
erst in Griechenland eine Sonnenfinster-
verkündigt, wiewohl ohne die Zeit, wo
n sollte, ganz genau zu bestimmen *),
dre ihm sehr rohe mangelhafte Begriffe
von

---

dot I, 27. Cf. Aristot. de coelo II, 13. Plu-
. de decr. phys. phil. II, 24.

von dem Sternhimmel, der Sonne, und de
Monde beymißt, gehört nicht hieher. Sie m
aber ein Resultat haben, welches sie will, so
es doch höchst merkwürdig, daß die Jonis
Schule sich bereits von dem religiösen Volkswah
losgerissen hatte, nach welchem Sonne und Mo
als Götter angenommen, und verehrt wurden, u
daß sie diese bloß als körperliche Dinge betrachte
Hiemit war ein großer Schritt zur Verbesseru
der Naturkunde geschehen, und dem metaphysisch
Denker war ein mächtiges Hinderniß aus de
Wege geräumt, obgleich der Aberglaube auch no
späterhin, wie das Beyspiel des Anaxagoras
Athen zeigt, es ihm entgegenzustellen suchte. S
lange körperliche Dinge geradezu für Gottheiten e
klärt wurden, war die freyere Untersuchung höh
rer Principien der Natur abgeschnitten; die hing
gen den erwünschten Spielraum erhielt, sobal
der Irrthum von den Weisern im Volke einm
eingesehen war. Es ist kaum glaublich, daß Thale
selbst astronomischer Entdecker gewesen ist; entw
der empfing er hierüber Belehrung auf den Reise
nach Kreta, Aegypten, und Phönicien, die er g
than haben soll; oder er kann sie auch in seine
Heimath erhalten haben, da die Jonier mit de
Phöniciern und Aegyptiern in Handelsverbindun
standen, welche in der Sternkunde damals scho
beträchtlich fortgeschritten waren.

ie Lehren des Thales wurden durch seinen
Anaximander, der ebenfalls ein Mi-
r *), etwas abgeändert und weiter ausge-
nur ist es sehr zu bedauern, daß auch über
hilosophen, so wie über die Geschichte der
Jonischen Schule, die Nachrichten der Al-
nzeln, unvollständig, und unzusammen-
sind. Anaximander soll eine Schrift über
atur der Dinge hinterlassen haben,
chtheit aber von Neuern bestritten ist. In-
ben mehrere alte Schriftsteller seine Mey-
us derselben entlehnt, und diese stimmen
n vollkommen überein, welche auch Ari-
m zuschreibt **). Er blieb zwar seinem
rinn getreu, daß er die Entstehung der
uf ein materielles Princip zurückführte;
st in der Art, wie er dieses bestimmt, und
rklärungsgründen, deren er sich bey der
ng desselben bedient, bemerkt man mit
n, daß er dem Thales auf den Schultern
stand,

. Ol. 42. S. de Canage über das Leben des
ximander, in Hißmanns Magazin B. II. p.
.

emist. Orat. XX. Simplic. Comment, ad
st. ausc. phys. fol. 6. 31. 32. Suidas v.
ἈΞιμανδρος führt noch andre Titel von Schriften
die aber sämtlich verdächtig sind.

stand, und daher weiter sah, als dieser. Da
Thaletische Grundelement der Dinge, das Wasser
schien ihm zu materiell zu seyn, zu grober und zu
sammengesetzter Natur, um den letzten Urstoff alle
dessen, was ist, abgeben zu können; auch hatt
Thales nicht an die Möglichkeit einer Festsetzun
der Grenzen desselben gedacht; und vollends hatte e
sich dunkel und schwankend über das Princip aus
gedrückt, das in dem Grundelemente ursprünglic
wirksam seyn, und die unendlich verschiedenen Mo
dificationen desselben erzeugen sollte. Die Art, wi
Anaximander diesen Mängeln im Systeme seines
Lehrers abzuhelfen wähnte, war gleichwohl nich
die glücklichste. Er nahm ein Urelement an, sei
ner als Wasser, und dichter als Luft, aus den
alle Dinge hervorgegangen wären, und in welches
sie wieder aufgelöst werden würden. Dieses Urele
ment, behauptete er ferner, sey grenzenlos, seinen
Wesen nach unveränderlich und ewig, aber unendlich
vieler Verwandlungen der Form nach fähig, und
in ihm lägen die Saamen der Götter, oder die
lebendigen thätigen Kräfte, welche, wie die Dä
monen des Thales, durch die ganze Welt verbrei
tet wären. Um eine Ursach des Entstehens der
Dinge anzugeben, ließ er aus dem Urstoff zwey
entgegengesetzte Naturen sich absondern, von denen
die eine das Vermögen hatte, ihn zu verdich
ten, und in mannichfaltige Körper und Formen
zusammenzusetzen; die andre das Vermögen zu
ver

nnen, oder die Aggregate wieder in
lrbestandtheile aufzulösen *). Beyden
räumte er eine ewige Bewegung
So entstanden durch die Verdichtung
esens die Luft, und durch die Verdünnung
das Feuer, welche beyde Elemente denn
gegenseitig in einander einwirkten, und
rscheinungen hervorbrachten. Wasser
e waren ebenfalls Producte einer gerin-
er stärkern Verdichtung; und aus einer ge-
ischung beyder, oder dem Schlamme, wur-
Thiere erzeugt, die durch mancherley Ver-
n und Bastardzeugungen sich zu so vieler-
entwickelten, so wie denn auch das Men-
lecht nichts weiter als eine Bastardart von
par **). Das Element der Luft schloß sich
chwerere Erde, welche sich niederwärts
nd die Luft wurde wiederum von dem leich-
ente des Feuers, wie mit einer Rinde,
bis diese Rinde sich selbst verzehrte, zer-

---

tot. Ascult. phys. III, 4. Cf. Simplic. ad h.
Arist. de Coelo, III, 5. & ad h. l. Simplic.
quaest. acad. IV, 37. Cicero nennt das Grund-
ent des Anarimander infinitatem quandam na-
e, e qua omnia gignerentur. Plut. de decr.
s. philos. I, 3. Stobaei ecl. phys. lib. I. Vol.
. 293.
seb. de praep. evang. I, 8.

borst, und die Trümmer derselben, welche durch Druck der Luft ihre runde Gestalt erhielten, Sonne, Mond und Sterne bildeten *).

Anaximander fühlte bey diesen Behauptun wohl nicht, daß das Grundelement, woraus die Welt ableitete, zwar zur Erklärung anwe barer, als das Thaletische, aber auch dafür unbestimter, als dieses, wäre. Er dachte sich Mittelwesen zwischen Wasser und Luft, womit doch kein anschaulicher Begriff verknüpfen ließ, dessen Namen also an sich keinen Inhalt ha Seine Phantasie schuf ihm daneben zwey thät Principien, die von Ewigkeit her in Bewegung s sollten, ohne daß eine Ursach und ein Zweck die Bewegung zugleich statt fanden. Wäre ihm n vollendetem Gebäude seiner Kosmogonie die Fr eingefallen, wie es um die Grundlage desselben st de, so hätte ihm das Ganze, als in der Luft schw bend, erscheinen müssen. Indessen ist es auf andern Seite doch auch einleuchtend, daß Ana mander die Metaphysik weiter brachte. Er w der erste Philosoph, der sich zu der Idee eines u endlichen Weltalls erhob; der zuerst die Ursu stanz der Dinge zu einem Verstandeswes machte, und dadurch gewissermaaßen die Thore d intelligibeln Welt aufschloß. Auch erklärte er bes

---

*) Plutarch. l. l.

oigen Wechsel der sinnlichen Erscheinungen,
elchen Thales, soweit wir seine Lehre kennen,
Princip angegeben hatte, welches er aber in
n Urstoffe von Ewigkeit her eigenthümlichen
zu verdichten und zu verdünnen aufstellte.

Wie sehr die Dunkelheit in der Erklärung des
elements, welche Anaximander gegeben hat-
Aufnahme derselben schadete, beweist schon
eyspiel des Anaximenes *), der von ihr
, ohngeachtet er übrigens im Wesentlichen
ynungen des Anaximanders, seines Lehrers
eundes, beybehielt. Er verwarf zwar die
tung des Thales, daß alles aus dem Wasser
gen sey, aber er verwarf auch zugleich die
he namenlose Substanz des Anaximander,
ählte gleichsam das Mittlere zwischen bey-
e Luft, welcher er eben die Eigenschaften
d, welche Thales von dem Wasser, und
ander von seiner unendlichen Natur ange-
hatten. Sie war ihm ein unbegrenztes
der Dinge, aus dessen unaufhörlich abwech-
Verdichtung und Verdünnung sich die Welt
und insofern die Luft alles durchdringt, wa-

---

*) Sebius setzt seine Blüthe in die 58ste Olympiade, welcher Angabe Hr. Hofr. Meiners beytritt. Gesch. Wissensch. B. 1. S. 140.

ren auch nach seiner Vorstellungsart alle Dinge n
Dämonen erfüllt *).

So unvollkommen und unreif hier noch
Begriffe der Jonischen Weltweisen von der Natu
ihren Gesetzen, und obersten Gründen erscheine
wenn man von unsrer heutigen philosophischen Auff
rung den Maaßstab zu ihrer Würdigung entleh
so bedeutend sind sie in der Geschichte des denk
den menschlichen Verstandes, wenn man sie mit d
Ideen der frühern Zeitalter vergleicht. Phi
sophie war den Jonikern nicht mehr Religio
und Religion war ihnen nicht mehr Philos
phie, wie sie es ihren Vorgängern gewesen wa
Sie gaben jener ihr eigenes Gebiet, und ihren u
abhängigen Zweck, und das war in einer Epoch
wo weder die Philosophie, noch die Religion g
läutert genug waren, um durch Ein Band ve
schwistert und als gemeinschaftliche Lehrerinnen d
höchsten moralisch Guten verbunden zu werden
eben so nothwendig, als verdienstlich. Ohne di
se Trennung würde keine von beyden geworden seyn
was jede derselben, obwohl erst nach Jahrtausen
den geworden ist, und keine würde sich selbst i
ihrer himlischen Abkunft erkant, und der ander
an

---

*) S. Plutarch. l. l. Stob. ecl. phys. Vol. I. p. 29
Vergl. Tiedemanns Geist der speculativen Philo
sophie B. 1. S. 28. ff.

ltare Gottes und der Menschheit die Hand
n haben. Seltsam ist es daher am minde-
wenn neuere Philosophen und Geschichtfor-
ie Joniker des Atheismus beschuldigen, oder
Vorwurf von ihnen zu entfernen sich bemü-
Götter glaubten sie alle offenbar, und sie
sogar ihr Daseyn zu beweisen; ihre Ab-
ng von der Bahn, die der Aberglauben des
Haufens betrat, verdient Lob; denn ihr
t es Griechenland, daß seine jüngern Welt-
über die Gottheit philosophirten, wie es
er philosophischen Muse unsrer Zeit nicht un-
st. Wer den Jonikern bessere und reinere
e von der Gottheit zumuthet, und sie ver-
er verhöhnt, weil sie sich zu diesen noch nicht
schwingen vermochten, der fodert etwas von
was sie möglicherweise nicht leisten

in anderes Verdienst der Jonischen Philo-
egt in dem philosophischen Verfahren, wel-
bey ihrem Nachdenken beobachteten. Sie
ten ihre Ideen in der Sprache des gemei-
ns, und benahmen ihnen dadurch das Sym-
was sie sonst geheimnißvoll und unver-
machte. Statt der Bilder von Götterzeu-
die ihrer Natur nach unmittelbar in die
übergehn mußten, fiengen sie an von Ur-
nd Wirkungen zu reden, und von dem,
sonst supernaturalistisch zu begrei-

ren auch nach seiner Vorstellungsart alle Dinge
Dämonen erfüllt *).

So unvollkommen und unreif hier noch
Begriffe der Jonischen Weltweisen von der Na
ihren Gesetzen, und obersten Gründen erschei
wenn man von unsrer heutigen philosophischen Au
rung den Maaßstab zu ihrer Würdigung entle
so bedeutend sind sie in der Geschichte des de
den menschlichen Verstandes, wenn man sie mi
Ideen der frühern Zeitalter vergleicht. Ph
sophie war den Jonikern nicht mehr Religi
und Religion war ihnen nicht mehr Philo
phie, wie sie es ihren Vorgängern gewesen n
Sie gaben jener ihr eigenes Gebiet, und ihren
abhängigen Zweck, und das war in einer Epo
wo weder die Philosophie, noch die Religion
läutert genug waren, um durch Ein Band
schwistert und als gemeinschaftliche Lehrerinnen
höchsten moralisch Guten verbunden zu werd
eben so nothwendig, als verdienstlich. Ohne
se Trennung würde keine von beyden geworden se
was jede derselben, obwohl erst nach Jahrtau
den geworden ist, und keine würde sich selbst
ihrer himlischen Abkunft erkant, und der and

---

*) S. Plutarch. l. l. Stob. ecl. phys. Vol. I. p. 2
Vergl. Tiedemanns Geist der speculativen Ph
sophie B. 1. S. 28. ff.

ltare Gottes und der Menschheit die Hand
n haben. Seltsam ist es daher am minde-
wenn neuere Philosophen und Geschichtfor-
ie Joniker des Atheismus beschuldigen, oder
Vorwurf von ihnen zu entfernen sich bemü-
Götter glaubten sie alle offenbar, und sie
sogar ihr Daseyn zu beweisen; ihre Ab-
ng von der Bahn, die der Aberglauben des
Haufens betrat, verdient Lob; denn ihr
t es Griechenland, daß seine jüngern Welt-
über die Gottheit philosophirten, wie es
er philosophischen Muse unsrer Zeit nicht un-
st. Wer den Jonikern bessere und reinere
e von der Gottheit zumuthet, und sie ver-
der verhöhnt, weil sie sich zu diesen noch nicht
schwingen vermochten, der fodert etwas von
was sie möglicherweise nicht leisten

in anderes Verdienst der Jonischen Philo-
iegt in dem philosophischen Verfahren, wel-
bey ihrem Nachdenken beobachteten. Sie
eten ihre Ideen in der Sprache des gemei-
ns, und benahmen ihnen dadurch das Sym-
was sie sonst geheimnißvoll und unver-
machte. Statt der Bilder von Götterzeu-
die ihrer Natur nach unmittelbar in die
übergehn mußten, fiengen sie an von Ur-
nd Wirkungen zu reden, und von dem,
sonst supernaturalistisch zu begrei-

fen wähnte, sich nach natürlichen Erklärun
unzusehen. Hierdurch wurden sie Urheber gel
ter Naturforschung, und aller eigentlichen M
physik, wenn sie gleich es bey den ersten Schri
in den Vorhof derselben bewenden lassen muß
da sie die Binde nicht weiter vom Auge lösen
ten. Wir können überdem nicht einmal ihr V
dienst ganz beurtheilen, da wir nur wenig von
nen wissen, und dieses Wenige selbst unzusamm
hängend und fragmentarisch ist.

Dritter Abschnitt.

chte der Pythagoreischen Philosophie.

Erstes Kapitel.

ie Ursachen des Ruhmes der Pythagorei- schen Philosophie im Alterthume.

n man die Menge von Schriften in Erwä- gung zieht, worinn die Geschichte des Py- as der Gesellschaft, welche er stiftete, Grundsätze, welche theils durch ihn selbst, rch seine Anhänger verbreitet wurden, aus- erzählt, oder beyläufig erwähnt wird, so n nicht anders, als auf einen sehr großen ssenden Wirkungskreis, und einen demsel- meßnen Ruhm schließen, welchen er und hule im Alterthume gehabt haben müssen. Zeit an, wo das Studium der Philoso- rhaupt erst in Griechenland allgemeiner ohngefähr von den Zeiten des Sokrates an,

stößt man überall auf Nachrichten vom Pyt
ras, vom Pythagoreischen Bunde, und von P
goreischen Meynungen. Es ist also wohl der
werth, den Ursachen nachzuforschen, welche
meisten dazu beygetragen haben, der Pytha
schen Philosophie, und ihren Freunden, ein
hohen Grad von Celebrität zu verschaffen; z
da diese Untersuchung auf Gesichtspuncte fi
dürfte, aus denen man bisher die Pythagore
Gesellschaft, ihre Lehren, und ihre Zwecke en
der gar nicht, oder nicht genug betrachtet hat;
wo sich also Aufklärungen und Berichtigungen
fen lassen, die man bisher vermißte.

Ein wesentlicher Grund des Aufsehens,
ches Pythagoras als Philosoph zuerst bey se
Erscheinung erregte, lag zuvörderst in der Ver
sung der Colonieen in Großgriechenland, u
denen er auftrat. So wie nach Kleinasien,
waren auch ganze Schaaren von europäischen G
chen auf mancherley Veranlassungen nach Sici
und Unteritalien übergegangen; selbst kleinasiati
Griechen, und Insulaner des Archipels, hatten
re Wohnsitze wiederum aufgegeben, und dort e
neue Heimath gegründet; sie hatten eine große Z
von Städten erbaut; und der ergiebige Boden, d
milde Clima, und der Handel begünstigten Indüst
und Künste, und erzeugten bald eine außerorde
liche Volksmenge. Die einzelnen Colonien wa
von einander unabhängig, zum Theil durch Bün

ber durch die gewaltsam errungene Macht
rannen mit einander vereinigt, gewöhnlich
Zwistigkeiten, und kleine, obwohl nicht
lutige Fehden verwickelt. Ihre Verfas-
waren einander ähnlich, aber doch im In-
rschieden; alle trugen das Gepräge einer zu-
, nicht vorher regelmäßig angeordneten oder
hten Entstehung, und auch die Gesetze, die
weisesten Urhebern herrühren sollten, fan-
den Verhältnissen der Colonieen, und in der
t der Bürger nicht Sicherheit genug, daher
fassungen oft bald in Ochlokratie, bald in
ey, bald in gänzliche Anarchie ausarteten.
uben, Gewalt, Gewohnheit, oder ein na-
Phlegma können eine Nation, die noch
Regel gefesselt ist, oder auch sich ihrer Fes-
edigt hat, wohl unter den Scepter einer
bung beugen, und erhalten; allein die Ge-
zeigt kein Beyspiel, daß bloße allgemein gel-
aktische Vernunftmaximen ohne irgend eine
Sanction dieses gekont hätten. Daher auch
e Wechsel in den Constitutionen der vielen
Staaten des Alterthums, selbst derer, die
olon, Charondas und Zaleucus, als ihren
ber, nanten. War auch einmal in dem ei-
dem andern Ruhe hergestellt, waren die
e Sicherheit, die Rechtspflege, die An-
der einzelnen Bürger durch förmliche und
lke autorisirte Anordnungen gegründet, so
entstan-

entstanden doch bald Factionen, die entweder g
seitig wütheten, und sich verfolgten, oder de
ne die andre unterdrückte; wobey das vorige St
gebäude heftig erschüttert, oft auch völlig umg
fen wurde. Da die wissenschaftliche Cultur
nicht sehr weit gediehen war, so wurden die A
ten und Plane der Parteyen weniger durch Ke
und Einsicht des Bessern, als durch blinde Le
schaften bestimmt, und dieses machte jede St
zerrüttung um desto schrecklicher. Unter so
Menschen nun, die auf der einen Seite in e
gewissen Wohlstande waren, und auf der an
sich dem zügellosen Factionsgeiste überließen, s
es die Umstände mit sich brachten, erschien Py
goras, als ein Weiser, der nicht nur alle K
nisse der damaligen Zeit in sich vereinigte, und
durch seine Reisen und mannichfaltigen seltenen V
bindungen die vielfachsten Erfahrungen erwo
hatte, sondern auch von edler Begierde brann
diese zum Besten der Menschheit anzuwenden, da
die feine Kunst besaß, seine Plane tief anzuleg
ihre Absichten zu verstecken, sich nach den Zeitu
ständen zu richten; und so zuerst die Gemüther C
zelner an sich zog, sie mit Enthusiasmus für
und seine Unternehmungen erfüllte, und nach u
nach eine Privatgesellschaft in der Mitte jener fr
nen griechischen Staaten bildete, die bald, weil
aus den Edelsten und Aufgeklärtesten im Volke
stand, auf die Regierung und Verfassung der Co

nie

n Großgriechenland den mächtigsten und ent-
östen Einfluß gewann. Pythagoras ist in An-
der Geschichte seiner eigenen Geistesbildung,
, wie er seine philosophischen und politischen
auszuführen suchte, und der Folgen, die
istenz und Wirksamkeit für Aufklärung,
schenwohl, und für das Glück der griechi-
reystaaten überhaupt gehabt haben, ein
s einziger Mann. Man findet wohl in der
te der Völker große kühne Köpfe, welche
karten und Verfassungen ihrer Zeitgenossen
ten, weil das Schicksal sie zugleich in Um-
rsetzte, wodurch sie begünstigt wurden, oder
wissermaaßen Triebfedern in die Hände spiel-
ie grade vortheilhaft zu gebrauchen wuß-
r man findet keinen, der seine bessern Ein-
it so vieler Mühe, und so großen Aufopfe-
rstrebt, der so sich selbst eine speculative
ergrübelt, und mit der feinsten Kunst, und
rlichsten Geduld diese realisirt hätte, wie
ras. Kein Wunder ist es also, daß die-
n die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen
og, da seine Thätigkeit nicht bloß inner-
Schranken eines Philosophen blieb, der
d einem kleinen Kreise seiner Freunde und
lebt, sondern auf das öffentliche und poli-
ohl der Staaten, mit denen er und seine
aft in Verbindung kamen, auf die Been-
er unglücklichen Zwistigkeiten, die das In-

nere

nere derselben zerrütteten, und auf die Begrün
einer Staatsverfassung abzielte, die von den
festen und Edelsten im Volke entworfen seyn,
auch durch sie mittelst sichtbarer oder geheimer
wirkung verwaltet werden sollte. Wenn gleic
ses Ziel durch die grausame Zertrümmerung des
thagoreischen Bundes, welche der Factionsgeis
griechischen Colonien verursachte, unerreichba
macht wurde, so war doch der Werth desse
und die Treflichkeit der Mittel, welche Pythag
dazu gebraucht hatte, nicht zu verkennen, und
das traurige Loos, das den Pythagoreischen V
traf, diente noch dazu, den Ruhm desselben z
höhen, und allgemeiner zu verkündigen. W
auch die politischen Bande der Gesellschaft zerr
waren, so giengen darüber doch die Früchte n
verloren, die sich von den verbreiteten Grundsä
des Pythagoras hoffen ließen; manche Maxi
erhielten sich selbst unter dem großen Haufen; n
che wohlthätige Einrichtungen und Gesetze, die
Pythagoreern ihren Ursprung verdankten, wa
einmal geltend geworden, und ohngeachtet der Z
stöhrung der Gesellschaft waren doch noch Mitg
der derselben, und Denkmäler ihrer Weißheit übr
die wenigstens die Philosophie des Pythagoras fo
pflanzten, und den Ruhm ihres Namens beha
teten.

Eine zweyte Ursach, warum Pythagoras u
seine Lehren so berühmte Gegenstände im philo

Alterthume geworden sind, kann man wohl Geheimnißvolle setzen, womit Pytha- einen Unterricht, und die Zwecke seiner Ge- , wie mit einem undurchdringlichen Nebel, . Das, was den Augen des Publicums tellt ist, beschäftigt anfangs wohl die Neu- aber es wird bald gewöhnlich und alltäglich, einmal gekant ist; oder es muß denn eine g, ein Gegenstand seyn, der durch sich selbst ernde Sensation hervorbringt, die nicht so eder erlöschen kann. Den letztern Charak- e man kaum der pythagoreischen Schule in aaße beylegen können, wenigstens nicht, sie bloß philosophische Zwecke verfolgte, n doch wieder ihre politischen abhiengen. che Weißheit, und Erfahrung haben zwar laute Bewunderung im Gefolge, in einem , wo sie noch seltene Eigenschaften weniger n sind; aber der Ruf wird von ihnen gewiß größer, wenn der Schleyer des Geheim- sie gewebt ist, und nur auserlesene lang- Köpfe für fähig gehalten werden, daran nehmen. Die Jonische Schule erregte da- s sie blühte, bey weitem nicht die Bewun- welche sich Pythagoras und seine ersten erwarben, wenn sie gleich nach Maaßga- maligen Umstände große und wichtige Ent- machte. Allein ihre Lehren waren keine isse; sie wurden ohne Rückhalt Freunden besserer

besserer Erkentniß mitgetheilt, und sie erfoderte
ne Anstrengung des Geistes, die den ungeübten
ker hätte abschrecken können. Dagegen mußt
Philosophie des Pythagoras nicht nur wegen
innern Schwierigkeiten, sondern auch wegen
absichtlichen esoterischen Lehrart, die er zuerst
führte, selbst für diejenigen, welche mit ihr be
zu werden wünschten, unzugänglich bleiben.
Wissenschaft, deren Existenz und Würde edle
schen, und gute Köpfe anerkennen, die in
Freunden eine enthusiastische Anhänglichkeit erz
dennoch aber vor dem großen Haufen, und vor
schen von gemeinen Kräften und Talenten überh
verborgen gehalten wird, pflegt in der Vorste
dieser noch viel größer, erhabner und bewunde
würdiger zu erscheinen, als sie an sich wirklich
Die Phantasie hat da ein freyes Feld vor sich
welches sie hineinträumen kann, was sie nur
seltenen Kentnissen sich einzubilden vermag.
Mysterien der Aegyptier, und der Griechen hä
nie den allgemeinen Ruf, und die große Verehr
gewonnen, wenn nicht eine feyerliche Einweihu
und unverbrüchliche Verschwiegenheit nothwen
Erfoderniße gewesen wären, um sie kennen zu lern
Wären sie öffentlich, und ohne alle Einschränk
enthüllt worden, würden sie bald an Celebrität
Achtung verloren haben, so wie diese denn auch
schwand, als man anfieng, jeden ohne Unterschied
denselben zuzulassen. Die sogenannte Wissensch

reymaurerordens in unsern Tagen würde nie
ihmt geworden seyn, wenn ihr nicht das Sie-
Geheimnisses aufgedrückt wäre. Grade die
Auswahl, welche Pythagoras unter seinen
rn traf; die Prüfungen, welchen sie sich zu
erfen hatten, bevor er sie seinen Tempel
ahrheit betreten ließ, die lange Zeit, die sie
gen mußten, um vorerst nur die Aussichten
en, welche ihnen der große Lehrer eröffnen
; alles dieses half die Meynung von Pytha-
er Weißheit zu erhöhen, und die Aufmerk-
der Zeitgenossen, und der Nachwelt beson-
f sie zu lenken. Die spätern Philosophen,
schon durch das Vorurtheil des Publicums
tiefen Sinn der Pythagoreischen Lehren ein-
en waren, konten selbst durch das Dunkle
thselhafte, was sie an sich tragen, und die
natürlich erweckte lebhaftere Wißbegierde,
sorgfältigern, und genauern Studium der-
wogen werden.

Eine dritte Ursache des Ruhmes der Pytha-
n Philosophie floß aus ihrer innern Be-
eit, und aus dem originalen Charakter des
selbst, der sie lehrte. Unter den Erzäh-
ber das Leben und die Begebenheiten des
ras ist viel Erdichtetes, ins Wunderbare
ntheuerliche ausgemahltes, das gar keinen
verdient; aber die Thatsache, welche wir
thagoras für historisch wahr anzunehmen

berechtigt sind, zeigen ihn doch alle als einen M
von außerordentlichem Geiste, der mit dem küh
unternehmendsten Muthe, mit der feinsten K
klugheit, brennendem Eifer für Wahrheit, un
liebenswürdiges wohlwollendes Herz verband.
gehörte allerdings eine ungewöhnliche Stärke
Festigkeit des Charakters dazu, um diejenigen
opferungen zu wagen, welche er in Aegypten
wendig zur Erreichung seiner Absichten ge
haben muß. Herodot und andre Griechen,
sich gleichsam nur um das Aeußere von Aegy
erkundigten, mögen schon dieses ihres Zw
wegen manche Beschwerden haben erdulden müs
denn ohne diese konten, bey dem Vorurtheile der
gebohrnen gegen Fremde, niemand auch nur in
Vorhof der ägyptischen Weißheit eindringen.
gegen ist es unleugbar, daß Pythagoras sich d
den Unterricht der ägyptischen Priester Kentniss
warb, die selbst vielen Aegyptiern versagt, und
nem Fremden nicht anders, als unter ungewöh
chen Begünstigungen, welche seine Persönlichk
und seine Verhältnisse selbst veranlassen mußt
mitgetheilt wurden; daß er die ganze innere
äußere Einrichtung des ägyptischen Priesterorde
die Lebensart, und die Gesetze desselben, seine V
bindung mit dem Staate überhaupt, und seine
gierungskunst insbesondre, durchzuschauen Geleg
heit gehabt haben muß; und dieses setzt bey ein
Fremden, der es in Aegypten soweit brachte, ni

inen Kopf von den seltensten Talenten, und
:wandtesten Benehmen, sondern wirklich auch
e Wagstücke voraus, die heißer Durst nach
r Einsicht, Muth und Selbstverleugnung allein
estehen lassen konten. Eben diesen Sinn, der
ätig rüstet, um sein Ziel zu erreichen, der
uch, wenn er gerüstet ist, dasselbe unablässig,
it festen Schritten verfolgt, zeigte Pythago:
da er in den Colonien von Großgriechenland
ffentliche Laufbahn als Lehrer begann. Hätte
ß die Absicht gehabt, die Rusultate seiner
ungen und seiner Speculationen bekannt werden
n, um dadurch entweder der Wahrheit einen
n Wirkungskreis zu geben, oder auch seinem
Geiste ein Denkmal zu stiften, so würde er
m Beyspiele seiner Vorgänger den Schatz
ntdeckungen im Gebiete der Naturkunde und
ophie, welchen er besaß, nur auf solche Kö-
rtragen haben, die dafür empfänglich, und
n würdig gewesen wären. Allein aus seinem
Bestreben leuchtet ein andrer mehr umfassen:
n hervor. In Beziehung auf die Philoso:
bst wollte er die Lehren derselben auf feste
itterliche Principien des reinen Verstandes
hren, die theoretische Philosophie mit der
)en in unmittelbare Verbindung setzen und
m Grunde das Gebäude einer philosophischen
n, die weniger ein Werk der Phantasie und
rglaubens wäre, und ein Staatsgebäude

errichten, das der Menschheit Ehre machte, in
es das Wohl des Ganzen und des Einzelnen zugl
beförderte. Je mehr man aus den Trümmern
Pythagoreischen Geschichte diesen Plan abneh
kann, desto inniger muß man bedauern, daß er
aus verfallenen Ruinen, die uns die Zeit erha
hat, zu errathen ist. Pythagoras sah sehr w
ein, daß es grade nicht der Beyfall des großen H
fens sey, welcher über die Erfüllung seiner G
würfe und Hoffnungen entscheiden würde; aber
fühlte auch zugleich, daß der große Haufe,
nicht von der Güte der Sache überzeugt, doch
dieselbe gewonnen werden müsse, wenn anders
Unternehmen nicht ganz scheitern, oder auch z
Theile ausgeführt werden sollte. Pythagoras th
also beydes; er trat als Lehrer der Philosop
für philosophische Köpfe, und als Lehrer einer Mo
und Politik auf, wie sie der gemeine ungebild
Verstand des Volks, zu welchem er sprach,
fassen vermochte. Bey einem Manne von so groß
Wärme des Herzens, und von so feuriger Einb
dungskraft, könte man schon mit Sicherheit ve
muthen, daß seine Vorträge Ergüsse der lebhafteste
Beredsamkeit gewesen seyn, wenn auch die Geschic
te dieses nicht ausdrücklich bestätigte. Ueberdem
waren es Empfindungen und Lehren eines Weisen
dessen ganzes Leben bisher der Erweiterung mensch
licher Kentniß, und der Erhöhung menschliche
Glückseeligkeit gewidmet gewesen war; er hatte da

allge

neine günstige Vorurtheil für sich; und so lan-
diesem in seinen Handlungen und Reden ent-
, so lange der Schleyer, der seine politischen
ten verhüllte, nicht aufgedeckt war, und also
eine Factionen entstanden, die ihm entgegen-
, mußte seine Verehrung im Volke den höch-
rad erreichen. So wie er durch den Zauber
arstellung, und durch das Anschauliche und
sche seiner Grundsätze den großen Haufen des
an sich fesselte, so gewann er die Liebe und
derung der Edlern und Mächtigern im Vol-
ch Tiefsinn in seinen philosophischen Specula-
durch die gleichsam neue Welt, wozu er
nschlichen Verstande die Bahn brach, und
en hohen Seelenadel, wozu er sich im Leben,
den, Denken und Handeln emporzuschwin-
nd andre, welche er dieser Größe fähig glaub-
t sich hinauf zu heben trachtete. Der Py-
ische Bund war die erste, und vielleicht die
menschliche Gesellschaft, die der himmlischen
der Tugend, und der Muse der Weißheit
befleckte Opfer dargebracht hat. Ihre Phi-
war ihnen ein Heiligthum, dem sich kein
hter nahen durfte; ihr Lehrer war der er-
ter in demselben, und sie glaubten an sei-
prüche, weil sie ohne ihn den Faden zu dem
hischen Eingange in das Heiligthum selbst
en gefunden haben. Die erhabenen Leh-
lche er ihnen einflößte, nahmen sie in das

thätige Leben mit sich; die Bildung des Ve
des gieng ins Herz über, und so war es Zie
Pythagoreers, nicht bloß besser als andr
wissen, sondern auch besser, als andre, zu
deln. Pythagoras bemühte sich, seine vertr
Freunde, die seine esoterische Unterweisung ge
zu richtigern und einsichtsvollern Kennern der
tur, und zugleich zu moralisch edlen Bürge
erziehen, um in ihnen eine Pflanzschule zu
den, in welcher es den Staaten für die Zu
nie an guten Gesetzgebern, Heerführern, und
waltern öffentlicher Angelegenheiten fehlte.
nun das Volk zur Mäßigkeit, Arbeitsamkeit,
gegen das Vaterland, und Treue gegen die G
durch eine gewisse Philosophie des gemeinen Le
welche er unter demselben herrschend zu machen
te, hingeleitet; waren ferner die Mächtigsten
Reichsten im Staate zugleich zu den weisesten
moralisch edelsten Menschen gebildet, so wa
Glück des Ganzen und des Einzelnen volle
Dieses Ideal, oder ein ähnliches, scheint e
wesen zu seyn, was dem Pythagoras bey der
losophischen Revolution, die er in Großgrie
land bewirkte, vorgeschwebt hat. Es war ei
zendes Ideal, eines großen wohlthätigen G
würdig, das sich um die Menschheit verdient m
wollte; aber es war leider nicht genug für die Me
heit, wie sie immer war, und wie sie bey
Aufklärung auch immer bleiben wird, berech

r der Traum des Pythagoras bald veredelt
e, wie ich hernach erzählen werde. Da in-
die Unternehmung der Art, zu so edeln und
nen Zwecken war; da Pythagoras sie so weise
reitet, so glücklich angelegt, und fast der gänz-
Ausführung nahe gebracht hatte, so mußte
on an sich selbst den Ruhm des Mannes bey
cultivirten Völkern des Alterthums verkünden,
e entworfen hatte, und lange Jahre an der
e derselben mit der Hoffnung stand, seine Be-
ngen mit dem günstigsten Erfolge belohnt und
t zu sehn. Was sonst oft den Glanz ähnli-
Internehmungen verdunkelt hat, daß sie ihr
erfehlen, oder durch die Gewalt der Umstän-
des Schicksals scheitern, oder daß durch
erstörung zugleich die Wohlfarth derer zer-
ert wurde, welche mit ihnen verflochten wa-
das hat grade den Pythagoras in den Augen
gerechten Zeitgenossen, und der richtenden
elt noch mehr gehoben. Gewöhnlich war in
Fällen die Absicht, die für gut gehalten wur-
y näherer Beleuchtung als verderblich erschie-
der die Reformatoren hatten Misgriffe in der
der Mittel gethan, oder irgend eine mensch-
chwäche und Leidenschaft war schuld, daß sie
fliche Vergehungen erlaubten, über deren
man ihrer Tugenden und Verdienste vergaß.
Pythagoras und seiner ersten Gesellschaft
efert uns die Geschichte keine Spur, die uns

eine dieser Ursachen des grausamen und unve
ten Looses, welches sie traf, ahnen ließe.
Absicht mußte jedem billigen und vernünftige
urtheiler eben so rühmlich, wie die Beschaff
der Mittel höchst angemessen, vorkommen.
de waren von tiefer Weißheit und bewährter
schenkunde eingegeben. Beyde verboten es
ihrer Natur nach dem Pythagoreischen Bu
das Interesse des höchsten politischen und m
schen Gutes, welches sie verfolgten, durch G
nützigkeit, Schwäche, und blinde Leidenscha
entehren. Wären auch einzelne Mitglieder de
sellschaft durch Eingriffe in wirkliche oder vern
Rechte ihrer Mitbürger, durch willkührliche
einseitige Betreibung dessen, was sie selbst fü
litisch gut erkannten, ohne daß andre eben so
von überzeugt waren, verdächtig, schädlich
straffällig geworden, so lag dieses nicht in der
fassung, und dem ursprünglichen Zwecke des Py
goreischen Bundes, sondern in der Persönlic
dieser Einzelnen, oder es floß auch aus jenen Z
geln, die an jedem menschlichen Institute haf
und welche die strengste Sorgfalt und Politur
immer wegzuwischen vermag. Die Faction c
welche nach und nach in Kroton, und in an
Städten Großgriechenlands, gegen den Pyth
ras und seine Freunde entstand, ihrer Thätig
tumultuarisch entgegenwirkte, und am Ende d
eine gewaltthätige Zerstörung des ganzen Pyth

reis

ben Bundes einen entscheidenden Sieg davon
war bloß ein Werk des giftigsten Neides, und
ügerlichen Eifersucht, die in freyen Verfassun-
o leicht erzeugt wird, und so gefährlich ist.
Mensch ist von Natur zum Herrschen geneig-
als zum Gehorchen; dieser natürliche Trieb
um desto weniger einen Zügel, je leichter der-
sich äußern kann, und je kraftloser die Macht
Gesetze und der Gewohnheit geworden ist, um
u beschränken; und er überschreitet alles Maaß
inem rohen Pöbel, wo die Animalität in gar
n Gleichgewichte mit der Vernunft steht. Bil-
h nun eine Verfassung, welche die bürgerliche
eit allein nach Gesetzen der sittlichen Freyheit
nt, so ist aller Erfahrung nach die Kraft zu
e, welche diese Gesetze beschützen soll; die Lei-
aft des großen Haufens achtet die Gebote der
unft nicht, und er überläßt sich bald dem wil-
senden Taumel der Begierden, oder der Lei-
rer, welche diese zu befriedigen und zu erregen
, um sie ihrem Privatvortheile und ihren ei-
igen Wünschen dienstbar zu machen. Es
nz in der Ordnung, daß auch gegen den
und liebenswürdigsten Weisen, und gegen
Bund von Menschen, unter denen Tugend
eundschaft wohnten, und die allein für den
r Menschheit athmeten, eine Partey wüthe-
zu blind, oder zu verworfen war, um im
e ihrer Leidenschaften Gutes und Böses zu

unterscheiden. Wie hätte die Rache einer
Partey das Andenken an den Pythagoreischen
beflecken können! Vielmehr hat sie selbst du
ren politischen Fanatismus, und ihre Grau
mitgewirkt, daß man die Pythagoreer als
rer betrachtete, die im Enthusiasmus für men
Weißheit und Tugend, und für das Gli
Staats, in welchem sie lebten, ein Opfer der
wuth geworden seyen. Auch waren weder a
thagoreer bey der Zerstöhrung ihres Bund
fallen, noch war durch diese die Reihe von
kungen abgeschnitten, welche durch die Exist
Thätigkeit desselben vorbereitet waren. Di
thagoreische Philosophie, Denkart, und Lebe
se behielten noch lange ihre Freunde und A
ger; die speculativen Grundsätze und poli
Maximen des Pythagoras waren durch die
Zahl der Schüler, welche er gezogen hatte,
zu allgemein verbreitet, als daß sie sich nich
die nachfolgenden Generationen in mündlichen
schriftlichen Ueberlieferungen hätten fortpfl
sollen, und wenn sie gleich durch diese selbst sel
les an ihrer Originalität, Reinigkeit und V
heit verloren, so blieb ihnen doch das Wesent
und wenigstens mancher charakteristischer Zug
ursprünglichen Gepräges eigenthümlich, der
Ruhm ihres Urhebers nicht untergehn ließ.
rere Pythagoreer in andern Städten Unterita
und Siciliens, späterhin auch im festen Grie

, fuhren fort an den Staatsangelegenheiten
zu nehmen, ungeachtet sie nicht mehr durch
esellschaftliches Band mit einander verknüpft
, und zu Einem großen Ziele hinarbeiteten.
trugen durch Unterweisung der besten und edel-
ünglinge dazu bey, daß nachher in mehrern
ischen Republicken Gesetzgeber und Heerführer
nden, die durch ächte patriotische Tugend,
Heldenmuth und Klugheit, in der Geschich-
sterblich wurden. Lysis, der Pythagoreer,
den Epaminondas, und den Philipp von
onien.

So wie auf der einen Seite der geistige und
e Charakter des Samischen Weltweisen die
lage seines persönlichen Ruhmes, und des
es seiner Schule war, so war es auch auf
dern Seite die innere Beschaffenheit der Py-
eischen Philosophie selbst, wodurch sie sich so
hnend hervorhob, und welche ihr für die größ-
nker des Alterthums einen so hohen Reiz gab.
itik hat freylich erst manche Untersuchungen
nen müssen, die zur Läuterung der Quellen
, aus denen wir gegenwärtig Pythagoreische
phie zu schöpfen haben, und die Resultate
Untersuchungen sind nichts weniger, als mit
r übereinstimmend. Aber es giebt doch ge-
ewährsmänner unter den alten Schriftstel-
eren historische Treue und Glaubwürdigkeit
enigen, was sie von Pythagoreischen specu-

lativen

unterscheiden. Wie hätte die Rache einer
Partey das Andenken an den Pythagoreischen
beflecken können! Vielmehr hat sie selbst di
ren politischen Fanatismus, und ihre Grau
mitgewirkt, daß man die Pythagoreer als
rer betrachtete, die im Enthusiasmus für mer
Weißheit und Tugend, und für das Gl
Staats, in welchem sie lebten, ein Opfer der
wuth geworden seyen. Auch waren weder a
thagoreer bey der Zerstöhrung ihres Bun
fallen, noch war durch diese die Reihe von
kungen abgeschnitten, welche durch die Exist
Thätigkeit desselben vorbereitet waren. D
thagoreische Philosophie, Denkart, und Lebe
se behielten noch lange ihre Freunde und A
ger; die speculativen Grundsätze und poli
Maximen des Pythagoras waren durch die
Zahl der Schüler, welche er gezogen hatte,
zu allgemein verbreitet, als daß sie sich nich
die nachfolgenden Generationen in mündlichen
schriftlichen Ueberlieferungen hätten fortpf
sollen, und wenn sie gleich durch diese selbst sel
les an ihrer Originalität, Reinigkeit und A
heit verloren, so blieb ihnen doch das Wesent
und wenigstens mancher charakteristischer Zug
ursprünglichen Gepräges eigenthümlich, der
Ruhm ihres Urhebers nicht untergehn ließ.
rere Pythagoreer in andern Städten Unterita
und Siciliens, späterhin auch im festen Grie

, fuhren fort an den Staatsangelegenheiten
zu nehmen, ungeachtet sie nicht mehr durch
sellschaftliches Band mit einander verknüpft
, und zu Einem großen Ziele hinarbeiteten.
trugen durch Unterweisung der besten und edel-
ünglinge dazu bey, daß nachher in mehrern
schen Republicken Gesetzgeber und Heerführer
nden, die durch ächte patriotische Tugend,
Heldenmuth und Klugheit, in der Geschich-
terblich wurden. Lysis, der Pythagoreer,
den Epaminondas, und den Philipp von
onien.

So wie auf der einen Seite der geistige und
e Charakter des Samischen Weltweisen die
lage seines persönlichen Ruhmes, und des
es seiner Schule war, so war es auch auf
dern Seite die innere Beschaffenheit der Py-
eischen Philosophie selbst, wodurch sie sich so
hnend hervorhob, und welche ihr für die größ-
nker des Alterthums einen so hohen Reiz gab.
ritik hat freylich erst manche Untersuchungen
men müssen, die zur Läuterung der Quellen
, aus denen wir gegenwärtig Pythagoreische
ophie zu schöpfen haben, und die Resultate
Untersuchungen sind nichts weniger, als mit
r übereinstimmend. Aber es giebt doch ge-
ewährsmänner unter den alten Schriftstel-
eren historische Treue und Glaubwürdigkeit
jenigen, was sie von Pythagoreischen specu-

lativen

entstanden doch bald Factionen, die entweder
seitig wütheten, und sich verfolgten, oder de
ne die andre unterdrückte; wobey das vorige S
gebäude heftig erschüttert, oft auch völlig umg
fen wurde. Da die wissenschaftliche Cultur
nicht sehr weit gediehen war, so wurden die A
ten und Plane der Parteyen weniger durch K
und Einsicht des Bessern, als durch blinde L
schaften bestimmt, und dieses machte jede S
zerrüttung um desto schrecklicher. Unter s
Menschen nun, die auf der einen Seite in
gewissen Wohlstande waren, und auf der a
sich dem zügellosen Factionsgeiste überließen,
es die Umstände mit sich brachten, erschien P
goras, als ein Weiser, der nicht nur alle
nisse der damaligen Zeit in sich vereinigte, un
durch seine Reisen und mannichfaltigen seltenen
bindungen die vielfachsten Erfahrungen erwo
hatte, sondern auch von edler Begierde bran
diese zum Besten der Menschheit anzuwenden, d
die feine Kunst besaß, seine Plane tief anzule
ihre Absichten zu verstecken, sich nach den Zei
ständen zu richten; und so zuerst die Gemüther
zelner an sich zog, sie mit Enthusiasmus für
und seine Unternehmungen erfüllte, und nach
nach eine Privatgesellschaft in der Mitte jener
nen griechischen Staaten bildete, die bald, we
aus den Edelsten und Aufgeklärtesten im Volke
stand, auf die Regierung und Verfassung der C

in Großgriechenland den mächtigsten und ent-
ndsten Einfluß gewann. Pythagoras ist in An-
der Geschichte seiner eigenen Geistesbildung,
t, wie er seine philosophischen und politischen
auszuführen suchte, und der Folgen, die
Existenz und Wirksamkeit für Aufklärung,
enschenwohl, und für das Glück der griechi-
Freystaaten überhaupt gehabt haben, ein
is einziger Mann. Man findet wohl in der
hte der Völker große kühne Köpfe, welche
nkarten und Verfassungen ihrer Zeitgenossen
rten, weil das Schicksal sie zugleich in Um-
ersetzte, wodurch sie begünstigt wurden, oder
ewissermaaßen Triebfedern in die Hände spiel-
sie grade vortheilhaft zu gebrauchen wuß-
er man findet keinen, der seine bessern Ein-
nit so vieler Mühe, und so großen Aufopfe-
erstrebt, der so sich selbst eine speculative
ergrübelt, und mit der feinsten Kunst, und
arrlichsten Geduld diese realisirt hätte, wie
oras. Kein Wunder ist es also, daß die-
nn die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen
zog, da seine Thätigkeit nicht bloß inner-
Schranken eines Philosophen blieb, der
nd einem kleinen Kreise seiner Freunde und
lebt, sondern auf das öffentliche und poli-
Wohl der Staaten, mit denen er und seine
haft in Verbindung kamen, auf die Been-
der unglücklichen Zwistigkeiten, die das In-

nere

nere derselben zerrütteten, und auf die Begrü
einer Staatsverfassung abzielte, die von den
festen und Edelsten im Volke entworfen seyn,
auch durch sie mittelst sichtbarer oder geheimer
wirkung verwaltet werden sollte. Wenn glei
ses Ziel durch die grausame Zertrümmerung de
thagoreischen Bundes, welche der Factionsgei
griechischen Colonien verursachte, unerreichb
macht wurde, so war doch der Werth desse
und die Treflichkeit der Mittel, welche Pytha
dazu gebraucht hatte, nicht zu verkennen, und
das traurige Loos, das den Pythagoreischen
traf, diente noch dazu, den Ruhm desselben
höhen, und allgemeiner zu verkündigen.
auch die politischen Bande der Gesellschaft zer
waren, so giengen darüber doch die Früchte
verloren, die sich von den verbreiteten Grund
des Pythagoras hoffen ließen; manche Ma
erhielten sich selbst unter dem großen Haufen;
che wohlthätige Einrichtungen und Gesetze, di
Pythagoreern ihren Ursprung verdankten, w
einmal geltend geworden, und ohngeachtet der
stöhrung der Gesellschaft waren doch noch Mit
der derselben, und Denkmäler ihrer Weißheit üb
die wenigstens die Philosophie des Pythagoras
pflanzten, und den Ruhm ihres Namens beh
teten.

Eine zweyte Ursach, warum Pythagoras
seine Lehren so berühmte Gegenstände im phil

n Alterthume geworden sind, kann man wohl
Geheimnißvolle setzen, womit Pytha-
seinen Unterricht, und die Zwecke seiner Ge-
ft, wie mit einem undurchdringlichen Nebel,
te. Das, was den Augen des Publicums
stellt ist, beschäftigt anfangs wohl die Neu-
aber es wird bald gewöhnlich und alltäglich,
s einmal gekant ist; oder es muß denn eine
ng, ein Gegenstand seyn, der durch sich selbst
uernde Sensation hervorbringt, die nicht so
ieder erlöschen kann. Den letztern Charak-
de man kaum der pythagoreischen Schule in
Maaße beylegen können, wenigstens nicht,
sie bloß philosophische Zwecke verfolgte,
en doch wieder ihre politischen abhiengen.
liche Weißheit, und Erfahrung haben zwar
d laute Bewunderung im Gefolge, in einem
, wo sie noch seltene Eigenschaften weniger
n sind; aber der Ruf wird von ihnen gewiß
größer, wenn der Schleyer des Geheim-
n sie gewebt ist, und nur auserlesene lang-
Köpfe für fähig gehalten werden, daran
nehmen. Die Jonische Schule erregte da-
ls sie blühte, bey weitem nicht die Bewun-
welche sich Pythagoras und seine ersten
erwarben, wenn sie gleich nach Maaßga-
amaligen Umstände große und wichtige Ent-
n machte. Allein ihre Lehren waren keine
isse; sie wurden ohne Rückhalt Freunden

besserer

besserer Erkentniß mitgetheilt, und sie erfoderte
ne Anstrengung des Geistes, die den ungeübten
ker hätte abschrecken können. Dagegen muß
Philosophie des Pythagoras nicht nur wegen
innern Schwierigkeiten, sondern auch wegen
absichtlichen esoterischen Lehrart, die er zuer
führte, selbst für diejenigen, welche mit ihr be
zu werden wünschten, unzugänglich bleiben.
Wissenschaft, deren Existenz und Würde edle
schen, und gute Köpfe anerkennen, die in
Freunden eine enthusiastische Anhänglichkeit erz
dennoch aber vor dem großen Haufen, und vor
schen von gemeinen Kräften und Talenten über
verborgen gehalten wird, pflegt in der Vorste
dieser noch viel größer, erhabner und bewund
würdiger zu erscheinen, als sie an sich wirklic
Die Phantasie hat da ein freyes Feld vor sich
welches sie hineinträumen kann, was sie nur
seltenen Kentnissen sich einzubilden vermag.
Mysterien der Aegyptier, und der Griechen h
nie den allgemeinen Ruf, und die große Vereh
gewonnen, wenn nicht eine feyerliche Einweih
und unverbrüchliche Verschwiegenheit nothwen
Erfodernisse gewesen wären, um sie kennen zu le
Wären sie öffentlich, und ohne alle Einschrän
enthüllt worden, würden sie bald an Celebritä
Achtung verloren haben, so wie diese denn auch
schwand, als man anfieng, jeden ohne Unterschi
denselben zuzulassen. Die sogenannte Wissens

Freymaurerordens in unsern Tagen würde nie
ühmt geworden seyn, wenn ihr nicht das Sie-
s Geheimnisses aufgedrückt wäre. Grade die
e Auswahl, welche Pythagoras unter seinen
ern traf; die Prüfungen, welchen sie sich zu
versen hatten, bevor er sie seinen Tempel
Wahrheit betreten ließ, die lange Zeit, die sie
gen mußten, um vorerst nur die Aussichten
nen, welche ihnen der große Lehrer eröffnen
; alles dieses half die Meynung von Pytha-
her Weißheit zu erhöhen, und die Aufmerk-
t der Zeitgenossen, und der Nachwelt beson-
uf sie zu lenken. Die spätern Philosophen,
ie schon durch das Vorurtheil des Publicums
n tiefen Sinn der Pythagoreischen Lehren ein-
men waren, konten selbst durch das Dunkle
äthselhafte, was sie an sich tragen, und die
h natürlich erweckte lebhaftere Wißbegierde,
m sorgfältigern, und genauern Studium der-
bewogen werden.

Eine dritte Ursache des Ruhmes der Pytha-
hen Philosophie floß aus ihrer innern Be-
heit, und aus dem originalen Charakter des
s selbst, der sie lehrte. Unter den Erzäh-
über das Leben und die Begebenheiten des
goras ist viel Erdichtetes, ins Wunderbare
entheuerliche ausgemahltes, das gar keinen
n verdient; aber die Thatsache, welche wir
ythagoras für historisch wahr anzunehmen

berechtigt sind, zeigen ihn doch alle als einen M
von außerordentlichem Geiste, der mit dem küh
unternehmendsten Muthe, mit der feinsten K
klugheit, brennendem Eifer für Wahrheit, un
liebenswürdiges wohlwollendes Herz verband.
gehörte allerdings eine ungewöhnliche Stärke
Festigkeit des Charakters dazu, um diejenigen
opferungen zu wagen, welche er in Aegypten
wendig zur Erreichung seiner Absichten ge
haben muß. Herodot und andre Griechen,
sich gleichsam nur um das Aeußere von Aegy
erkundigten, mögen schon dieses ihres Zw
wegen manche Beschwerden haben erdulden mü
denn ohne diese konten, bey dem Vorurtheile der
gebohrnen gegen Fremde, niemand auch nur i
Vorhof der ägyptischen Weißheit eindringen.
gegen ist es unleugbar, daß Pythagoras sich d
den Unterricht der ägyptischen Priester Kentnis
warb, die selbst vielen Aegyptiern versagt, un
nem Fremden nicht anders, als unter ungewö
chen Begünstigungen, welche seine Persönlich
und seine Verhältnisse selbst veranlassen muß
mitgetheilt wurden; daß er die ganze innere
äußere Einrichtung des ägyptischen Priesterord
die Lebensart, und die Gesetze desselben, seine
bindung mit dem Staate überhaupt, und seine
gierungskunst insbesondre, durchzuschauen Gele
heit gehabt haben muß; und dieses setzt bey ei
Fremden, der es in Aegypten soweit brachte,

inen Kopf von den seltensten Talenten, und
gewandtesten Benehmen, sondern wirklich auch
he Wagstücke voraus, die heißer Durst nach
er Einsicht, Muth und Selbstverleugnung allein
estehen lassen konten. Eben diesen Sinn, der
ätig rüstet, um sein Ziel zu erreichen, der
uch, wenn er gerüstet ist, dasselbe unablässig,
nit festen Schritten verfolgt, zeigte Pythago-
da er in den Colonien von Großgriechenland
öffentliche Laufbahn als Lehrer begann. Hätte
ß die Absicht gehabt, die Rusultate seiner
rungen und seiner Speculationen bekannt werden
en, um dadurch entweder der Wahrheit einen
n Wirkungskreis zu geben, oder auch seinem
n Geiste ein Denkmal zu stiften, so würde er
em Beyspiele seiner Vorgänger den Schatz
ntdeckungen im Gebiete der Naturkunde und
sophie, welchen er besaß, nur auf solche Kö-
ertragen haben, die dafür empfänglich, und
en würdig gewesen wären. Allein aus seinem
Bestreben leuchtet ein andrer mehr umfassen-
an hervor. In Beziehung auf die Philoso-
lbst wollte er die Lehren derselben auf feste
ütterliche Principien des reinen Verstandes
ühren, die theoretische Philosophie mit der
chen in unmittelbare Verbindung setzen und
em Grunde das Gebäude einer philosophischen
n, die weniger ein Werk der Phantasie und
erglaubens wäre, und ein Staatsgebäude

errichten, das der Menschheit Ehre machte, ini
es das Wohl des Ganzen und des Einzelnen zugl
beförderte. Je mehr man aus den Trümmern
Pythagoreischen Geschichte diesen Plan abnehr
kann, desto inniger muß man bedauern, daß er
aus verfallenen Ruinen, die uns die Zeit erha
hat, zu errathen ist. Pythagoras sah sehr w
ein, daß es grade nicht der Beyfall des großen H
fens sey, welcher über die Erfüllung seiner G
würfe und Hoffnungen entscheiden würde; aber
fühlte auch zugleich, daß der große Haufe,
nicht von der Güte der Sache überzeugt, doch
dieselbe gewonnen werden müsse, wenn anders
Unternehmen nicht ganz scheitern, oder auch z
Theile ausgeführt werden sollte. Pythagoras t
also beydes; er trat als Lehrer der Philosop
für philosophische Köpfe, und als Lehrer einer Mo
und Politik auf, wie sie der gemeine ungebili
Verstand des Volks, zu welchem er sprach,
fassen vermochte. Bey einem Manne von so gro
Wärme des Herzens, und von so feuriger Einb
dungskraft, könte man schon mit Sicherheit v
muthen, daß seine Vorträge Ergüsse der lebhafte
Beredsamkeit gewesen seyn, wenn auch die Gesch
te dieses nicht ausdrücklich bestätigte. Ueberd
waren es Empfindungen und Lehren eines Weise
dessen ganzes Leben bisher der Erweiterung mens
licher Kentniß, und der Erhöhung menschlic
Glückseeligkeit gewidmet gewesen war; er hatte d
allg

neine günstige Vorurtheil für sich; und so lan-
diesem in seinen Handlungen und Reden ent-
, so lange der Schleyer, der seine politischen
ten verhüllte, nicht aufgedeckt war, und also
eine Factionen entstanden, die ihm entgegen-
, mußte seine Verehrung im Volke den höch-
rad erreichen. So wie er durch den Zauber
arstellung, und durch das Anschauliche und
sche seiner Grundsätze den großen Haufen des
an sich fesselte, so gewann er die Liebe und
nderung der Edlern und Mächtigern im Vol-
ch Tiefsinn in seinen philosophischen Specula-
durch die gleichsam neue Welt, wozu er
nschlichen Verstande die Bahn brach, und
en hohen Seelenadel, wozu er sich im Leben,
den, Denken und Handeln emporzuschwin-
nd andre, welche er dieser Größe fähig glaub-
it sich hinauf zu heben trachtete. Der Py-
ische Bund war die erste, und vielleicht die
menschliche Gesellschaft, die der himmlischen
der Tugend, und der Muse der Weißheit
befleckte Opfer dargebracht hat. Ihre Phi-
war ihnen ein Heiligthum, dem sich kein
hter nahen durfte; ihr Lehrer war der er-
ter in demselben, und sie glaubten an sei-
prüche, weil sie ohne ihn den Faden zu dem
hischen Eingange in das Heiligthum selbst
den gefunden haben. Die erhabenen Leh-
lche er ihnen einflößte, nahmen sie in das

thätige Leben mit sich; die Bildung des V
des gieng ins Herz über, und so war es Z
Pythagoreers, nicht bloß besser als an
wissen, sondern auch besser, als andre, z
deln. Pythagoras bemühte sich, seine vert
Freunde, die seine esoterische Unterweisung g
zu richtigern und einsichtsvollern Kennern d
tur, und zugleich zu moralisch edlen Bür
erziehen, um in ihnen eine Pflanzschule z
den, in welcher es den Staaten für die
nie an guten Gesetzgebern, Heerführern, u
waltern öffentlicher Angelegenheiten fehlte.
nun das Volk zur Mäßigkeit, Arbeitsamke
gegen das Vaterland, und Treue gegen die
durch eine gewisse Philosophie des gemeinen
welche er unter demselben herrschend zu mach
te, hingeleitet; waren ferner die Mächtigst
Reichsten im Staate zugleich zu den weisest
moralisch edelsten Menschen gebildet, so w
Glück des Ganzen und des Einzelnen vo
Dieses Ideal, oder ein ähnliches, scheint
wesen zu seyn, was dem Pythagoras bey d
losophischen Revolution, die er in Großgr
land bewirkte, vorgeschwebt hat. Es war
zendes Ideal, eines großen wohlthätigen
würdig, das sich um die Menschheit verdient
wollte; aber es war leider nicht genug für die M
heit, wie sie immer war, und wie sie be
Aufklärung auch immer bleiben wird, bere

der Traum des Pythagoras bald veredelt
, wie ich hernach erzählen werde. Da in-
die Unternehmung der Art, zu so edeln und
nen Zwecken war; da Pythagoras sie so weise
reitet, so glücklich angelegt, und fast der gänz-
Ausführung nahe gebracht hatte, so mußte
on an sich selbst den Ruhm des Mannes bey
ultivirten Völkern des Alterthums verkünden,
e entworfen hatte, und lange Jahre an der
derselben mit der Hoffnung stand, seine Be-
ngen mit dem günstigsten Erfolge belohnt und
t zu sehn. Was sonst oft den Glanz ähnli-
Unternehmungen verdunkelt hat, daß sie ihr
erfehlen, oder durch die Gewalt der Umstän-
des Schicksals scheitern, oder daß durch
erstörung zugleich die Wohlfarth derer zer-
ert wurde, welche mit ihnen verflochten wa-
das hat grade den Pythagoras in den Augen
gerechten Zeitgenossen, und der richtenden
elt noch mehr gehoben. Gewöhnlich war in
Fällen die Absicht, die für gut gehalten wur-
y näherer Beleuchtung als verderblich erschie-
der die Reformatoren hatten Misgriffe in der
der Mittel gethan, oder irgend eine mensch-
Schwäche und Leidenschaft war schuld, daß sie
ßliche Vergehungen erlaubten, über deren
man ihrer Tugenden und Verdienste vergaß.
Pythagoras und seiner ersten Gesellschaft
efert uns die Geschichte keine Spur, die uns

eine dieser Ursachen des grausamen und un
ten Looses, welches sie traf, ahnen ließe.
Absicht mußte jedem billigen und vernünftig
urtheiler eben so rühmlich, wie die Besch
der Mittel höchst angemessen, vorkommen.
de waren von tiefer Weißheit und bewährte
schenkunde eingegeben. Beyde verboten e
ihrer Natur nach dem Pythagoreischen
das Interesse des höchsten politischen und
schen Gutes, welches sie verfolgten, durch
nützigkeit, Schwäche, und blinde Leidensch
entehren. Wären auch einzelne Mitglieder
sellschaft durch Eingriffe in wirkliche oder ve
Rechte ihrer Mitbürger, durch willkührlic
einseitige Betreibung dessen, was sie selbst
litisch gut erkannten, ohne daß andre eben
von überzeugt waren, verdächtig, schädli
straffällig geworden, so lag dieses nicht in d
fassung, und dem ursprünglichen Zwecke des
goreischen Bundes, sondern in der Persön
dieser Einzelnen, oder es floß auch aus jenen
geln, die an jedem menschlichen Institute h
und welche die strengste Sorgfalt und Politu
immer wegzuwischen vermag. Die Faction
welche nach und nach in Kroton, und in
Städten Großgriechenlands, gegen den Py
ras und seine Freunde entstand, ihrer Thä
tumultuarisch entgegenwirkte, und am Ende
eine gewaltthätige Zerstörung des ganzen Py

re

en Bundes einen entscheidenden Sieg davon
war bloß ein Werk des giftigsten Neides, und
igerlichen Eifersucht, die in freyen Verfassun=
leicht erzeugt wird, und so gefährlich ist.
Nensch ist von Natur zum Herrschen geneig=
ls zum Gehorchen; dieser natürliche Trieb
um desto weniger einen Zügel, je leichter der=
ch äußern kann, und je kraftloser die Macht
esetze und der Gewohnheit geworden ist, um
beschränken; und er überschreitet alles Maaß
em rohen Pöbel, wo die Animalität in gar
Gleichgewichte mit der Vernunft steht. Bil=
nun eine Verfassung, welche die bürgerliche
t allein nach Gesetzen der sittlichen Freyheit
t, so ist aller Erfahrung nach die Kraft zu
welche diese Gesetze beschützen soll; die Lei=
t des großen Haufens achtet die Gebote der
ft nicht, und er überläßt sich bald dem wil=
nden Taumel der Begierden, oder der Lei=
er, welche diese zu befriedigen und zu erregen
um sie ihrem Privatvortheile und ihren ei=
gen Wünschen dienstbar zu machen. Es
z in der Ordnung, daß auch gegen den
und liebenswürdigsten Weisen, und gegen
und von Menschen, unter denen Tugend
ndschaft wohnten, und die allein für den
Menschheit athmeten, eine Partey wüthe=
u blind, oder zu verworfen war, um im
ihrer Leidenschaften Gutes und Böses zu

unterscheiden. Wie hätte die Rache eine
Partey das Andenken an den Pythagoreisch
beflecken können! Vielmehr hat sie selbst i
ren politischen Fanatismus, und ihre Gra
mitgewirkt, daß man die Pythagoreer als
rer betrachtete, die im Enthusiasmus für m
Weißheit und Tugend, und für das G
Staats, in welchem sie lebten, ein Opfer de
wuth geworden seyen. Auch waren weder
thagoreer bey der Zerstöhrung ihres Bu
fallen, noch war durch diese die Reihe vo
kungen abgeschnitten, welche durch die Exi
Thätigkeit desselben vorbereitet waren. A
thagoreische Philosophie, Denkart, und Le
se behielten noch lange ihre Freunde und
ger; die speculativen Grundsätze und po
Maximen des Pythagoras waren durch d
Zahl der Schüler, welche er gezogen hatte
zu allgemein verbreitet, als daß sie sich ni
die nachfolgenden Generationen in mündlich
schriftlichen Ueberlieferungen hätten fortp
sollen, und wenn sie gleich durch diese selbst
les an ihrer Originalität, Reinigkeit und
heit verloren, so blieb ihnen doch das Wese
und wenigstens mancher charakteristischer Z
ursprünglichen Gepräges eigenthümlich, d
Ruhm ihres Urhebers nicht untergehn ließ.
rere Pythagoreer in andern Städten Unteri
und Siciliens, späterhin auch im festen Gr

fuhren fort an den Staatsangelegenheiten
zu nehmen, ungeachtet sie nicht mehr durch
sellschaftliches Band mit einander verknüpft
, und zu Einem großen Ziele hinarbeiteten.
trugen durch Unterweisung der besten und edel-
inglinge dazu bey, daß nachher in mehrern
chen Republicken Gesetzgeber und Heerführer
den, die durch ächte patriotische Tugend,
Heldenmuth und Klugheit, in der Geschich-
erblich wurden. Lysis, der Pythagoreer,
den Epaminondas, und den Philipp von
nien.

So wie auf der einen Seite der geistige und
Charakter des Samischen Weltweisen die
ge seines persönlichen Ruhmes, und des
seiner Schule war, so war es auch auf
rn Seite die innere Beschaffenheit der Py-
schen Philosophie selbst, wodurch sie sich so
nend hervorhob, und welche ihr für die größ-
ker des Alterthums einen so hohen Reiz gab.
tik hat freylich erst manche Untersuchungen
en müssen, die zur Läuterung der Quellen
aus denen wir gegenwärtig Pythagoreische
hie zu schöpfen haben, und die Resultate
tersuchungen sind nichts weniger, als mit
übereinstimmend. Aber es giebt doch ge-
währsmänner unter den alten Schriftstel-
en historische Treue und Glaubwürdigkeit
igen, was sie von Pythagoreischen specu-

lativen

lativen Lehren und Meynungen erzählen, auch von den gelehrtesten und skeptischsten neuern Kritikern anerkannt wird, und es sind nur wenige Deutungen der Pythagoreischen Sprache und Terminologie, die einander entgegenstehn, und bey welchen sich die Meynungen der Geschichtforscher theilen. Man darf also nur die Nachrichten jener zum Grunde legen, und diese Deutungen nach solchen Wahrscheinlichkeitsgründen prüfen, die am entscheidendsten zu seyn scheinen. Auf diesem Wege erhält man eine Reihe speculativer Sätze, in denen sich der grosse Fortschritt hinlänglich verräth, den Pythagoras und seine Schule in der philosophischen Erkentniß gethan hatten, und der uns gewiß noch weit auffallender, merkwürdiger und lehrreicher seyn würde, so wie er es wirklich den griechischen Weltweisen gewesen ist, die nächst dem Zeitalter der ältern Pythagoreer lebten, wenn die Nachrichten vollständig genug wären, um das Pythagoreische System in seinem ganzen Umfange und Zusammenhange übersehen zu können. Pythagoras hatte nicht bloß die Speculation höher als irgend einer seiner Vorgänger getrieben, und dadurch metaphysische Principien aufgefunden, die fester zu stehn schienen, sondern er erweiterte auch die Grenzen der Philosophie überhaupt, und zeichnete dieselben schon gewissermaaßen eben so, wie sie nachher immer gezeichnet worden sind, und gezeichnet werden müssen. So abweichend die Meynungen andrer Philosophen in Groß-

griechenland, besonders der eleatischen Schule, von den Pythagoreischen immer seyn mögen, so ist es doch wohl nicht zu verkennen, daß jene durch diese vorbereitet wurden, und daß selbst die Liebe zu metaphysischen Betrachtungen, welche durch die Pythagoreer einmal erweckt war, mancherley Versuche, auf einer andern Bahn sich der Wahrheit zu nähern, veranlaßt, und dadurch die Vervollkommnung der Metaphysik begünstigt habe. Das Pythagoreische System hatte auch durch die Zeitumstände den Vortheil, daß es bey den gemeinschaftlichen Bemühungen Mehrerer immer weiter in sich selbst ausgebildet wurde, indem man die Anwendung der allgemeinen Principien auf das Einzelne länger und genauer verfolgen, und folglich sie selbst mehr bestätigen oder berichtigen konte, ohne daß grade hiedurch das System an sich sehr verfälscht und verunstaltet worden wäre. Es war damals, als es von seinem Urheber aufgestellt wurde, original und einzig; denn die Jonischen Lehren sind schwerlich, ehe das Studium der Philosophie historisch wurde, in Großgriechenland bekant gewesen; alle diejenigen demnach, welche es studirten, brachten eine reine Empfänglichkeit für dasselbe mit, und waren nicht von frühern Vorurtheilen eingenommen, die ihnen hätten hinderlich seyn können, es in seiner natürlichen und wahren Gestalt aufzufassen. Wenn sie daher nicht bloß blindlings glaubten, sondern den Faden der Forschung da wieder aufnahmen,

wo

wo ihre Lehrer ihn fallen ließen; oder wenn sie an dem Systeme selbst nach ihren Ueberzeugungen änderten; so giengen sie doch immer von denselben Grundsätzen aus, und verließen den Hauptcharakter des Systems nicht. Aus dem Grunde ist unter den ältern griechischen Philosophieen vor Sokrates die Pythagoreische gewiß die consequenteste, und in ihrem innern Baue die vollendetste gewesen, wiewohl uns die Schlußsteine fehlen, um den Bau in seine alte vollkommne Symmetrie wiederherzustellen. Nothwendig aber mußten diese Eigenschaften ihre Achtung bey den Weisen im Volke erhöhn, und die Epoche, welche sie einmal gemacht hatte, mußte vollends unvergeßlich werden, da Plato sie seines eifrigsten Studiums, und Aristoteles einer angestrengten Kritik gewürdigt hatten. Denn nun wurde es eine Sache der Ausleger dieser beyden Weltweisen, nur ein Tummelplatz der neuern Kritiker, ob Plato nicht gar seinen philosophischen Lehrbegriff von den Pythagoreern erborgt habe, und ob vom Aristoteles nicht das System der Pythagoreer entstellt sey, damit er es desto leichter widerlegen könne.

Zweytes Kapitel.

Einige Anmerkungen über die Quellen der Pythagoreischen Philosophie.

Ueber das Leben des Pythagoras, die Geschichte seiner Schule, und über seine Philosophie selbst sind uns aus dem Alterthume mehrere historische Werke ganz, und von vielen andern beträchtliche Bruchstücke aufbehalten worden, und dennoch dürfte, wenn man nicht vorher die Zuverlässigkeit und den Werth derselben kritisch abgewogen hätte, sondern nur die Nachrichten, wie man sie in ihnen anträfe, in ein Ganzes zusammensetzen wollte, schwerlich eine Geschichte romanhafter, und zugleich sich selbst widersprechender erfunden werden können, als in diesem Falle die Geschichte der Pythagoreer und ihres Systems gerathen würde. Es ist seltsam, daß grade die besten, ältesten und ächtesten Quellen von den spätern griechischen Schriftstellern, wenige ausgenommen, welche ihr richtigerer Geschmack nicht so irre führen konte, ungebraucht gelassen sind, und daß sie lieber ungereimte Anekdoten und Vorstellungsarten, als glaubwürdige, und durch das Ansehn der ersten Erzähler verbürgte Facta aufgegriffen haben. Einigen fanatischen Träumern, und unhistorischen Lügnern fiel es ein, ungewisse Volkssagen vom Pythagoras, die so leicht über einen Mann entstehn, dessen Verdienste sich zum

Ungewöhnlichen und Außerordentlichen erheben, und die eben deswegen in der Regel nicht wahr sind, zu sammeln, zu verschönern und bis ins Romantische auszuschmücken, oder auch neue Legenden, Abentheuer und Geburten ihres eigenen verbrannten Gehirns hinzuzudichten; und eben diese Werke waren es, welche die spätern Compilatoren am meisten ausschrieben, als ob es die gültigsten Urkunden gewesen wären, die sie hätten benutzen können. Neuere Schriftsteller folgten wiederum diesen Compilatoren, ohne sich eben sorgfältig um ihren Beglaubigungsbrief zu erkundigen; sie suchten vielmehr das Abentheuerliche, was ihnen selbst auffallend war, zu erklären, so gut wie sie konten, das Ungereimte, wo möglich, zu reimen, und Pythagoras blieb daher lange in der Geschichte der Philosophie ein Wundermann, zu dessen Leben und Handlungen das Wunderbare gleichsam natürlich gehörte.

Zwey verdienstvolle Bearbeiter der griechischen Philosophie in unsern Tagen, Meiners und Tiedemann, haben sich auch vorzüglich angelegen seyn lassen, die historischen Materialien zur Geschichte der Pythagoreer zu prüfen, die verdächtigen und unbrauchbaren von den zuverläßigen und brauchbaren abzusondern, und den eigentlichen Stoff hervorzuziehn, den der Geschichtschreiber der Pythagoreer behandeln kann, ohne fürchten zu müssen, daß er mit Gegenständen, die besser für einen historischen Roman paßten, zu thun habe.

Die

Die Kritik des Hrn. Meiners umfaßt alle historischen Ueberreste, die Pythagoreer betreffend, welche gegenwärtig noch vorhanden sind; sie würde also schon dadurch die Untersuchung des Hrn. Tiedemann übertreffen, welche mehrere derselben gar nicht berührt, wenn sie auch sich nicht schon durch Genauigkeit in der Angabe der zur Beurtheilung erfoderlichen Data, durch größere Kunst in der Zusammenstellung derselben, und durch einen glücklichern und treffendern Blick über das Ganze zu ihrem Vortheile auszeichnete. In den Hauptpuncten kommen beyde vortrefliche Männer überein, und dieser Umstand kann immer einen Grund mehr für die Meynungen abgeben, welche sie darüber aufgestellt haben. Da jede historische Kritik nur Wahrscheinlichkeiten liefert, so sind freylich diese Meynungen immer der Bestreitung ausgesetzt; aber es hängt hier doch alles von einem höhern Grade der Evidenz ab, welchen man ihnen nicht absprechen kann, so lange nicht einseitige Gründe oder vorgefaßte Hypothesen das Urtheil bestimmen. In Ansehung mehrerer einzelner Schriftsteller, und des Zutrauens, was sie als Historiker verdienen, sind jene Kritiker mit sich uneinig; hier kann also allein entweder das Uebergewicht der Gründe, worauf ihre Meynungen beruhen, oder eine neue unabhängige und unparteyische Prüfung der Schriftsteller selbst entscheiden, soweit hier für ein Individuum zu entscheiden möglich ist. Indessen sind die meisten dieser Schriftsteller selbst,

deren Werth verschieden angegeben wird, nicht so wichtig, daß ein festes und sicheres Urtheil darüber durchaus unentbehrlich wäre, um sie gebrauchen zu können; oder die abweichenden Resultate der Kritik gehn auch Nebenumstände an, deren Aufklärung und Berichtigung zwar in anderweitiger Rücksicht Interesse haben mag, aber in Beziehung auf ihre historische Benutzung nicht so bedeutend ist. Nach den Vorarbeiten also, wodurch der Gebrauch der Schriften über den Pythagoras und seine Philosophie so sehr gesichert und erleichtert ist, würde es ein überflüßiges Unternehmen seyn, wenn ich die Aufzählung dieser Schriften hier wiederholen, und ihre Authenticität, ihren relativen Werth, und ihre Glaubwürdigkeit von neuem untersuchen wollte, da ohnehin eignes Studium der Quellen mich nicht auf Resultate geführt hat, welche sich von den bekanten so unterschieden, daß ich sie einer öffentlichen Mittheilung werth hielte. Nur Eines muß ich anmerken, das ich mir bei dem Gebrauche der Pythagoreischen Schriften erlaubt habe, und welches mir vielleicht bey denjenigen zum Vorwurfe gereichen könte, die nur an dem Buchstaben der Urkunden hängen, und denen es gleichgültig ist, ob ein ganzer oder verstümmelter Sinn erscheint, wenn sie nur nicht mehr sagen, als sie durch den Buchstaben der Urkunde zu sagen sich berechtigt glauben. Meine Absicht war, nicht nur alle Trümmern des philosophischen Lehrgebäudes der Pythagoreer, die wir

noch

noch besitzen, sorgfältig zusammenzulesen, sondern auch, wo möglich, in ihren Sinn einzudringen, und ihre ehemalige Verbindung zum Ganzen anzudeuten, gesetzt auch, daß die Lücken, die einmal, weil uns die Geschichte zu oft verläßt, nicht zu ergänzen sind, grade durch die Verbindung um desto auffallender würden. Es ist keine leichtere Manier, eine Geschichte der alten Philosophie zu schreiben, als diejenige, wo man nur die Lehren und Meynungen zusammenträgt, welche diesem oder jenem Weltweisen des Alterthums eigen gewesen seyn sollen, ohne an ihre Verbindung, oder an die Gründe zu denken, auf welche sie sich stützen, oder auch ohne ihren eigentlichen Sinn aufzuhellen, und, sofern es thunlich ist, zu erklären, wie jene Meynungen in den Köpfen ihrer Urheber haben entstehen, und bey dem übrigen philosophischen Publicum ein gewisses Ansehen gewinnen können. Bey einem solchen historischen Verfahren aber läßt sich weder der Gang des speculirenden Verstandes scharf und genau genug bezeichnen, noch ist von demselben irgend ein Vortheil für die philosophische Wissenschaft selbst zu erwarten. Wenn aber der Geschichtschreiber keinen philosophischen Begriff, und keine Lehre von der Tradition aufnimmt, bevor er diese nicht in der Deutlichkeit gefaßt hat, deren sie fähig ist; wenn er außerdem die entgegengesetzten Fehler, eigne Meynungen und Vorstellungsarten in die alten Systeme hineinzutragen, die nicht in

ihnen liegen, zu vermeiden sucht, so kann die Geschichte der ältern Philosophie in mehr als einer Rücksicht Interesse erhalten, und für die Wissenschaft selbst in vielfachen Beziehungen nützlich werden. Ich habe mir diese Bemerkung gerade hier erlaubt, weil es mir scheint, daß bey der Pythagoreischen Philosophie am meisten die dahin gehörigen Lehrsätze von den bisherigen Bearbeitern derselben bloß, als Thatsachen, neben einander hingestellt sind, ohne daß der Versuch gewagt wäre, sie einmal in einen systematischen Zusammenhang zu ordnen, in welchem sich das Ganze überschauen ließe. Dieser Versuch würde freylich vorausetzen, daß man das Princip des Pythagoreischen Systems bestimmt hätte; ich glaube aber auch, daß hiezu die historischen Nachrichten, welche wir haben, völlig hinreichen; und könte es mit Gewißheit bestimmt werden, so wäre hiedurch zugleich ein Grundsatz geliefert, nach welchem man die verschiedenen Deutungen der Pythagoreischen Sprache und Lehren zu beurtheilen hätte; denn eben der Mangel eines solchen Princips ist die Ursache, daß sich diese oft einander entgegenstehende Deutungen dennoch vertheidigen lassen, und daß daher der eine mathematischen Unsinn, (man vergönne mir diesen Ausdruck), und der andre die erhabensten metaphysischen Speculationen im Pythagoreismus antrifft. Die Verschiedenheit der Deutungen hat überdem nicht geringen Einfluß auf den Gebrauch

der

der Quellen der Pythagoreischen Philosophie gehabt, indem nur diejenigen von einzelnen Geschichtforschern benutzt wurden, deren Aussagen mit ihren Hypothesen zusammentrafen, dahingegen sie andre verwarfen, welche vielleicht die unterrichtendsten gewesen wären. Ich bin daher selbst in der Auswahl der alten Schriftsteller, welchen ich vorzüglich gefolgt bin, nicht ganz den Regeln treu geblieben, welche neuere Kritiker hierüber vorgeschrieben haben, glaube aber diese Abweichung völlig rechtfertigen zu können *).

Es mag immer unentschieden bleiben, ob Pythagoras eigenhändige Schriften hinterlassen habe, da weder von ihm selbst, noch von den Mitgliedern seiner Gesellschaft, noch auch von den Pythagoreern, welche in den beyden folgenden Jahrhunderten nach Pythagoras lebten, schriftliche Denkmäler mehr übrig sind. Wichtiger hingegen ist die Frage, ob unter den Schriftstellern, welche die Geschichte des

*) Zur Kritik der Materialien für die Geschichte der Pythagoreischen Philosophie S. Philologische Bibliothek. B. I. Griechenlands Erste Philosophen, von Tiedemann S. 187. Meiners hist. doctr. de vero Deo. P. I. p. 266. Ebendesselben Geschichte der Wissenschaften B. I. S. 187. Tiedemanns Geist der speculativen Philosophie B. I. S. 67. Tennemanns System der Platonischen Philosophie S. 93.

Pythagoras, seiner Schule und Philosophie erzählen, oder einzelner Pythagoreischer Lehren und Meynungen erwähnen, solche sind, welche Altpythagoreische Werke vor sich hatten, und aus ihnen schöpften. Mit Sicherheit kann man allein vom Aristoteles behaupten, daß er die ältesten Documente, die zu seiner Zeit über die Pythagoreer vorhanden waren, benutzt habe. Er unterscheidet die Pythagoreer sehr sorgfältig von den ältesten groß-griechischen Philosophen, bringt die Meynungen jener vor denen dieser bey, und versetzt sie sogar einmal bestimmt in das Zeitalter des Alkmaeon, der noch mit dem Pythagoras selbst zusammen lebte*). Die Werke des Timaeus von Locri, des Ocellus Lucanus, und des Archytas fallen in spätere Zeiten, und können wohl, insofern ihre Aechtheit nicht verdächtig ist, gebraucht werden, um die Abänderungen des Pythagoreismus daraus kennen zu lernen; allein die ursprüngliche Beschaffenheit desselben läßt sich nicht nach ihnen charakterisiren **).

Das

---

*) Arist, Metaphys. I, 5. XIII, 4.

**) Das Buch des Timäus von Locri über die Weltseele ist, wie Hr. Tennemann neuerlich auf eine fast unwiderlegliche Art dargethan hat, zwar von einem denkenden Kopfe geschrieben, der aber viel später, als Plato, lebte, und den Timäus des Letztern in einen gedrängten Auszug brachte. Die Muthmaassung, daß Plato den Stoff seines Timäus aus dem Werke

Das sogenannte goldne Gedicht, das dem Pythagoras beygelegt wird; die Fragmente des Theages, Metopus, Krito, Demophilus, Demokrates, Sekundus und Sextus, welche Gale gesammelt hat, enthalten unstreitig Pythagorische Ideen; aber ihre Verfasser sind theils unbekannt, theils jüngere Pythagoreer. Auch Sextus Empiricus, dessen Werke sonst zu den reichhaltigsten Quellen gehören, hat doch seine Nachrichten nicht aus so alten Schriftstellern entlehnt, wie Aristoteles, sondern aus solchen, die schon mit neuern philosophischen Systemen bekant geworden waren, und folglich später geblüht haben müssen.

Ungeachtet Aristoteles der älteste und gültigste Gewährsmann ist, so können doch seine Nachrichten nicht ohne Unterschied, als gleich am Werthe, gebraucht werden. Er schildert nicht sowohl die Philosophie des Pythagoras selbst; denn von diesem scheint er keine schriftliche Werke gekannt zu haben, weil er nie sich darauf beruft; als vielmehr die Meynungen der Pythagoreer. Er

---

Werke eines Pythagoreers genommen, welches aber verloren gegangen ist, verliert hiebey an ihrer Wahrscheinlichkeit nichts. — Die Aechtheit der Schrift des Ocellus aus Lucanien über das Universum ist höchst verdächtig. Vergl. Bardili Epochen der philosophischen Begriffe. Anh.

führt nicht bloß Pythagoreische Meynungen an, welche in ein und dasselbe System passen, sondern auch solche, die von diesen abweichen, wenn sie gleich ebenfalls von Pythagoreern behauptet wurden. Man trifft demnach schon in den Schriften des Aristoteles verschiedene Pythagorische Systeme, oder wenigstens verschiedene Auslegungen eines und desselben Systemes an, ohne daß man dabey zugleich ein historisches Merkmal hätte, woran sich das ächte und wahre Pythagorische System auf den ersten Blick erkennen ließe. Dem Aristoteles selbst scheint dieses Merkmal gefehlt zu haben, weil er die Meynungen der verschiedenen Pythagorischen Parteyen neben einander aufstellt, und sich nicht darüber erklärt, welche ursprünglich Pythagorisch, und welche bloß spätere Bestimmungen oder Auslegungen seyen. Da also schon der älteste und glaubwürdigste Zeuge die Pythagoreische Philosophie nicht mehr aus einer ganz reinen und lautern Quelle schöpfte, sondern aus mehrern Werken, deren Verfasser nicht von einerley Grundsätzen ausgiengen, und mit manchen Wörtern und Lehren einen andern Sinn verknüpften; so ist man auch nicht befugt, diese und jene Philosopheme, welche spätere Schriftsteller für Pythagorisch ausgeben, nur allein darum zu verwerfen, weil sie irgend einem Satze, welchen Aristoteles für Pythagorisch erkennt, zuwiderlaufen. Es ist freylich wahrscheinlich, daß Aristoteles diejenigen Meynungen für wirklich Pythagorisch annahm, die er

allein

allein anführt, ohne sie mit denen andrer Pythagoräischer Parteyen zu vergesellschaften, oder die er zuerst beybringt, und denen er der historischen Gewissenhaftigkeit wegen nur die Abweichungen anders denkender Pythagoreer beyfügt; allein als ein ganz sicheres Kennzeichen kann man dieses doch nicht festsetzen; sondern vielmehr der innere Gehalt angeblich Pythagoreischer Lehren, und ihr Zusammenhang mit den übrigen, können hierinn nur entscheiden. Zur Aufklärung der Pythagoreischen Philosophie habe ich daher diejenigen Stellen in den Aristotelischen Büchern untersucht, wo der buchstäblichen Bedeutung der Worte nach die Zahlen selbst als die Ursachen und Elemente der Dinge im Pythagoreischen Systeme genannt werden, und zugleich auch diejenigen, wo sie bloß als Symbole und Urtypen, von denen die Sinnendinge Nachahmungen seyen, vorkommen. Diese letztere Deutung, welche dem Pythagoreismus eine ganz veränderte Gestalt giebt, kante Aristoteles allerdings, wiewohl mein vortrefflicher Freund Hr. Meiners dieses ableugnet, und grade die Deutung war es, welche vermuthlich den Plato auf seine Ideenlehre gebracht hat, so sehr auch Aristoteles die Verschiedenheit der Platonischen Ideen, und der Pythagoräischen Zahlen darzuthun sucht. Ferner, bin ich zwar weit entfernt, den Nachrichten unbedingt zu trauen, welche in den Fragmenten des Moderatus, und Nikomachus, oder beym Plutarch und Sextus

Empiricus über die Lebensgeschichte und den Charakter des samischen Weltweisen sich finden; aber ich glaube nicht, daß diese Schriftsteller in ihren Darstellungen der Pythagorischen Zahlenlehre schlechthin deswegen zu verwerfen sind, weil sie dieselbe anders auslegten, wie sie von einer andern Pythagorischen Partey, deren höhere Glaubwürdigkeit noch nicht erwiesen ist, ausgelegt wurde. Diese Darstellungen haben gleiches Alter; sie müssen also nothwendig zusammengehalten werden, wenn man ein zuverläßiges Resultat über die Pythagoreische Philosophie ziehen will, und bey dieser Zusammenhaltung dürfte es sich vielleicht ergeben, daß die Darstellung der spätern Pythagoreer doch die richtigere sey. Wenn man glaubt, Pythagoras habe die Zahlen selbst objectiv für die Ursachen und Principien der Dinge genommen, und nicht vielmehr sie zur Bezeichnung gewisser Grundbegriffe gebraucht, so komt eine unsinnige Pythagoreische Metaphysik heraus, und eine historische Behauptung, die solche Folgen hat, verdient doch die strengste Prüfung. Man hat Fälle, wo Mathematiker in den Zahlen und Zahlverhältnissen Eigenschaften und Kräfte zu finden sich einbildeten, welche kein anderer Sterblicher darinn zu finden vermag; aber nicht zu gedenken, daß diese Einbildungen allemal von einer gewissen Verrücktheit, oder durch ungereimte Vorurtheile bewirkten Verschrobenheit des Verstandes zeugen, die man nicht einem Mann-

ne ohne die stärksten Beweise aufbürden darf, dessen Einsichten und Geistestalente sonst hinlänglich bewährt sind, so würde es auch ein unauflösliches Räthsel seyn, wie die Pythagoreische Metaphysik, hätte sie auf solch einem Wahne beruht, als worauf sie nach jener Voraussetzung beruht haben müßte, bey ihrer ersten Erscheinung soviel Aufsehen erregen, soviel Anhänger gewinnen, und mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst bey den größten Weltweisen Griechenlands, so große Achtung hätte erhalten und behaupten können. Ich fürchte daher nicht, mir einen gegründeten Vorwurf zuzuziehen, daß ich auch die Nachrichten derjenigen Schriftsteller, deren historische Treue in andern Stücken verdächtig ist, da gebraucht habe, wo sie nützen konten, irgend eine von der gemeinhin angenommenen abweichende Darstellung des Pythagoreismus weiter aufzuhellen. Wären die besondern Werke, welche Aristoteles über die Pythagoreische Philosophie geschrieben hatte, auf uns gekommen, so wären jene vielleicht entbehrlich gewesen; aber sie sind ein Raub der Zeit geworden.

Drittes Kapitel.

Pythagoreische Metaphysik der Natur.

Pythagoras wurde nach einer sehr gelehrten und scharfsinnigen Berechnung des Hrn. Hofrath Meiners, wobey zugleich die Angaben älterer und neuerer Schriftsteller geprüft sind, ohngefähr um die 49 Olympiade gebohren. Seine Lebensumstände hat eben dieser Gelehrte so gründlich und ausführlich erzählt, daß ich nicht nöthig habe, hier dabey zu verweilen, wo es mir mehr um das philosophische System des Pythagoras zu thun ist. Er begab sich von Samos nach Aegypten, gewann das Vertrauen der dortigen Priester, und erwarb sich im nähern Umgange mit ihnen eine genauere Kentniß, sowohl der ägyptischen Verfassung, Religion, Hierarchie, der Sitten und Gebräuche des Landes, als auch der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, soweit sie selbst diese kannten. Er kam in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber wieder gegen die sechzigste Olympiade wegen der Tyranney des Polykrates, und wählte Kroton in Großgriechenland zu seinem künftigen Aufenthalte. Hier lehrte er seine Philosophie, und stiftete den Pythagoreischen Bund, der zwar noch bey seinem Leben gewaltsam zerstört wurde, aber doch in mehrern einzelnen Zweigen und Mitgliedern seine Lehren erhielt, und auf die Nachkommen vererbte.

Wie Pythagoras auf sein philosophisches System gerieth, können wir itzt nur insofern errathen, als dieses selbst auf den Weg hinzeigt, den er wahrscheinlich in der Speculation genommen hat. Er war vom Studium der Arithmetik und Geometrie ausgegangen, und so vermuthlich auf den Gedanken geleitet, seine mathematischen Begriffe zu Erklärungsgründen der Sinnenwelt zu gebrauchen, da er einmal ihre Brauchbarkeit zur Erklärung einzelner Dinge, und deren Verhältnisse wahrgenommen haben mochte *). Der letzte und höchste Gattungsbegriff, worauf er bey der Analyse jeder einzelnen Sinnenerscheinung, und des Weltalls überhaupt zurückkommen konte, war das Eins. Dieses drang sich ihm überall als das erste Element der Dinge auf, als das Princip dessen, was ist, und zugleich auch als dasjenige, was einem jeden Dinge seinen Bestand, sein bestimmtes Daseyn gab. Ein Körper besteht aus Dichten, Dichten aus Flächen, Flächen aus Linien, und Linien aus Puncten, und so ist der Punct das erste und letzte Prin-

*) Aristot. Metaphys. I, 5. ed. du Vall. Ἐν δὲ τούτοις, καὶ πρὸ τούτων οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι τῶν μαθημάτων ἁψάμενοι πρῶτον ταῦτα προῆγον, καὶ ἐντραφέντες ἐν αὐτοῖς τὰς τούτων ἀρχὰς τῶν ὄντων ἀρχὰς ᾠήθησαν εἶναι πάντων.

Empiricus über die Lebensgeschichte und den Charakter des samischen Weltweisen sich finden; aber ich glaube nicht, daß diese Schriftsteller in ihren Darstellungen der Pythagorischen Zahlenlehre schlechthin deswegen zu verwerfen sind, weil sie dieselbe anders auslegten, wie sie von einer andern Pythagorischen Partey, deren höhere Glaubwürdigkeit noch nicht erwiesen ist, ausgelegt wurde. Diese Darstellungen haben gleiches Alter; sie müssen also nothwendig zusammengehalten werden, wenn man ein zuverläßiges Resultat über die Pythagoreische Philosophie ziehen will, und bey dieser Zusammenhaltung dürfte es sich vielleicht ergeben, daß die Darstellung der spätern Pythagoreer doch die richtigere sey. Wenn man glaubt, Pythagoras habe die Zahlen selbst objectiv für die Ursachen und Principien der Dinge genommen, und nicht vielmehr sie zur Bezeichnung gewisser Grundbegriffe gebraucht, so komt eine unsinnige Pythagoreische Metaphysik heraus, und eine historische Behauptung, die solche Folgen hat, verdient doch die strengste Prüfung. Man hat Fälle, wo Mathematiker in den Zahlen und Zahlverhältnissen Eigenschaften und Kräfte zu finden sich einbildeten, welche kein anderer Sterblicher darinn zu finden vermag; aber nicht zu gedenken, daß diese Einbildungen allemal von einer gewissen Verrücktheit, oder durch ungereimte Vorurtheile bewirkten Verschrobenheit des Verstandes zeugen, die man nicht einem Mann-

ne ohne die stärksten Beweise aufbürden darf, dessen Einsichten und Geistestalente sonst hinlänglich bewährt sind, so würde es auch ein unauflösliches Räthsel seyn, wie die Pythagoreische Metaphysik, hätte sie auf solch einem Wahne beruht, als worauf sie nach jener Voraussetzung beruht haben müßte, bey ihrer ersten Erscheinung soviel Aufsehen erregen, soviel Anhänger gewinnen, und mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst bey den größten Weltweisen Griechenlands, so große Achtung hätte erhalten und behaupten können. Ich fürchte daher nicht, mir einen gegründeten Vorwurf zuzuziehen, daß ich auch die Nachrichten derjenigen Schriftsteller, deren historische Treue in andern Stücken verdächtig ist, da gebraucht habe, wo sie nützen konten, irgend eine von der gemeinhin angenommenen abweichende Darstellung des Pythagoreismus weiter aufzuhellen. Wären die besondern Werke, welche Aristoteles über die Pythagoreische Philosophie geschrieben hatte, auf uns gekommen, so wären jene vielleicht entbehrlich gewesen; aber sie sind ein Raub der Zeit geworden.

Drittes

Drittes Kapitel.

Pythagoreische Metaphysik der Natur.

Pythagoras wurde nach einer sehr gelehrten und scharfsinnigen Berechnung des Hrn. Hofrath Meiners, wobey zugleich die Angaben älterer und neuerer Schriftsteller geprüft sind, ohngefähr um die 49 Olympiade gebohren. Seine Lebensumstände hat eben dieser Gelehrte so gründlich und ausführlich erzählt, daß ich nicht nöthig habe, hier dabey zu verweilen, wo es mir mehr um das philosophische System des Pythagoras zu thun ist. Er begab sich von Samos nach Aegypten, gewann das Vertrauen der dortigen Priester, und erwarb sich im nähern Umgange mit ihnen eine genauere Kentniß, sowohl der ägyptischen Verfassung, Religion, Hierarchie, der Sitten und Gebräuche des Landes, als auch der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, soweit sie selbst diese kannten. Er kam in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber wieder gegen die sechzigste Olympiade wegen der Tyranney des Polykrates, und wählte Kroton in Großgriechenland zu seinem künftigen Aufenthalte. Hier lehrte er seine Philosophie, und stiftete den Pythagoreischen Bund, der zwar noch bey seinem Leben gewaltsam zerstört wurde, aber doch in mehrern einzelnen Zweigen und Mitgliedern seine Lehren erhielt, und auf die Nachkommen vererbte.

Wie Pythagoras auf sein philosophisches System gerieth, können wir itzt nur insofern errathen, als dieses selbst auf den Weg hinzeigt, den er wahrscheinlich in der Speculation genommen hat. Er war vom Studium der Arithmetik und Geometrie ausgegangen, und so vermuthlich auf den Gedanken geleitet, seine mathematischen Begriffe zu Erklärungsgründen der Sinnenwelt zu gebrauchen, da er einmal ihre Brauchbarkeit zur Erklärung einzelner Dinge, und deren Verhältnisse wahrgenommen haben mochte *). Der letzte und höchste Gattungsbegriff, worauf er bey der Analyse jeder einzelnen Sinnenerscheinung, und des Weltalls überhaupt zurückkommen konte, war das Eins. Dieses drang sich ihm überall als das erste Element der Dinge auf, als das Princip dessen, was ist, und zugleich auch als dasjenige, was einem jeden Dinge seinen Bestand, sein bestimmtes Daseyn gab. Ein Körper besteht aus Dichten, Dichten aus Flächen, Flächen aus Linien, und Linien aus Puncten, und so ist der Punct das erste und letzte

Prin-

*) Aristot. Metaphys. I, 5. ed. du Vall. Ἐν δὲ τούτοις, καὶ πρὸ τούτων οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι τῶν μαθημάτων ἁψάμενοι πρῶτον ταῦτα προῆγον, καὶ ἐντραφέντες ἐν αὐτοῖς τὰς τούτων ἀρχὰς τῶν ὄντων ἀρχὰς ᾠήθησαν εἶναι πάντων.

Princip des Körpers. Soll aber aus mehrern Puncten ein ganzes seinem Daseyn nach bestimmtes Ding entstehen, so müssen sie zur Einheit verbunden werden, und folglich ist das Eins eben so Princip der Form, wie es Princip der Materie ist. Daher behaupteten die Pythagoreer, daß die Elemente der Dinge das Gleiche und das Ungleiche seyen, von welchen jenes unbestimmt, dieses bestimmt wäre; das Eins aber bestehe aus beyden, schließe beyde in sich, oder sey das Princip von beyden. Nahm man das Eins an und für sich, so war es das Gleiche und Ungleiche zusammen, und in diesem Betrachte war es auf gleiche Weise Princip der Materie und der Form. Nahm man eine Mehrheit ohne Rücksicht auf eine Verbindung zur Einheit, so war diese das Gleiche; sie war also unbestimmt; aber das Eins mußte doch auch Princip der Mehrheit seyn, weil diese sonst undenkbar war, und die Mehrheit dadurch allein bestimmt werden konte. Wie nun aber das Eins Mehrheit werden könne, wie das Eins bey der Mehrheit nicht bloß Princip der Materie, sondern auch der Form seyn könne, darüber gestanden Pythagoras und seine Schüler ihre Unwissenheit *).

Begriffe der Art über die Principien des Universums konten eben so leicht und natürlich aus arith-

*) Metaph. XI, 6. 10. XII, 3.

arithmetischen Begriffen von Zahlen und Zahlverhältnissen sich entwickeln, als den Ausdruck und die Bezeichnung veranlassen, daß die Zahlen selbst Principien der Dinge seyn. Der Mathematiker muß von dem mathematischen Puncte ausgehn, und die Einheit als eine durch sich selbst bestimmte Größe festsetzen. Diese Einheit liegt bey jeder Mehrheit zum Grunde, und wenn die Mehrheit (der Materie nach) bestimmt werden soll, so kann dieses wiederum nicht anders, als durch die Form der Einheit geschehen, welche die Mehrheit zu Einem Ganzen verknüpft. Die Zahl Zwey drückt eine Mehrheit aus, aber die Einheit ist das Princip der Materie der Zahl, und damit sie Zweyheit (ein Ganzes) werde, muß die Einheit auch das Princip ihrer Form seyn, oder die Zahl Zwey muß die Form der Einheit erhalten. Eben so verhält sich dieses in allen übrigen Zahlgrößen. Da nun alle Gegenstände im Raume, und alle Verhältnisse in demselben den Gesetzen des Raumes angemessen seyn müssen, folglich die Begriffe von Zahlen und Zahlverhältnissen ihre Anwendung auf die Sinnenwelt leiden, und mit dieser aufs genaueste übereinstimmen, so ist hieraus begreiflich, nicht nur, wie Pythagoras sich der Arithmetik bedienen konte, um aus ihr die Principien der Dinge zu erklären, sondern auch, wie die Pythagoreer sagen konten, daß die Zahlen selbst diese Principien seyen.

Un:

Ungeachtet die Pythagoreer das Problem nicht zu lösen vermochten, wie die Mehrheit aus der Einheit entstehen könne, so gaben sie doch die Art und Weise an, wie die Mehrheit hervorgebracht würde, nämlich: durch Addition des Eins zu sich selbst. Spätere griechische Schriftsteller legen ihnen zwar die Meynung bey, daß die Einheit erst durch sich selbst die Dyas hervorbringe, und hernach aus beyden vermittelst der Multiplication die übrigen Zahlgrößen entständen; allein dieses widerspricht nicht nur der ausdrücklichen Erklärung des Aristoteles *), daß aus der Einheit alle übrigen Zahlen flößen, sondern auch die Bildung der Gnomonen bey Quadratzahlen beweist das Gegentheil. Gnomonen sind solche Zahlen, die, wenn sie zu Polygonalzahlen addirt werden, die Natur dieser nicht verändern, ob sie gleich dieselben vergrößern. So entstehn aus Quadratzahlen, wenn Gnomonen, die bey Quadraten immer ungerade Zahlen sind, zu ihnen hinzugefügt werden, immer wieder Quadrate. Alle diese Quadratzahlen aber bilden sich durch Addition des Gnomon, und dieses ist auch bey Vergrößerung der Trian-

*) Arist. l. l. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 276. Pyrrhon. Hypotyp. III, 153. Diog. Laert. VIII, S. 25.

Triangular, und andrer Polygonalzahlen durch Gnomonen der Fall *).

Sobald der Begriff der Mehrheit in seinen möglichen Zahlverhältnissen gedacht und bestimmt war, mußten die Pythagoreer auch den wesentlichen Unterschied zwischen geraden und ungraden Zahlen, und die wesentlich verschiedenen Wirkungen verschiedener Verbindungen derselben unter einander wahrnehmen. Die Einheit, da sie überhaupt die Mutter der Mehrheit ist, enthielt das Gerade und das Ungerade zugleich. Sie selbst zu geraden Zahlen hinzugefügt, oder zu ungeraden, bringt bald gerade bald ungerade hervor. Aus geraden Zahlen, die eine Mehrheit ausdrücken, überhaupt genommen aber, können, wenn sie verbunden werden, nur gerade Zahlen entstehen; hingegen lauter ungerade zusammengesetzt, oder gerade zu ungeraden verbunden, geben bald gerade, bald ungerade Summen zu Resultaten. Weil aber doch die vornehmste und allgemeinste Verschiedenheit in den Zahlgrößen darinn besteht, daß sie entweder gerade oder unge-

*) Jamblich in Arithmet. Nicom. p. 82. Ein Beyspiel von Quadraten durch Addition von Gnomonen ist: $1 + 3 = 2^2$. $4 + 5 = 3^2$. $9 + 7 = 4^2$. Vergl. Tiedemanns Geist der speculat. Phil. Th. I. S. 108.

ungerade Zahlen ausdrücken, so entwickelten sie hieraus den allgemeinen Grundsatz, daß das Gerade und Ungerade die Elemente aller Zahlengrößen seyen. Unter diesen beyden Elementen ist das Gerade das Unendliche, weil es den Dingen Unendlichkeit giebt, indem es immer von dem Ungeraden umschlossen und begrenzt wird. Dieser Satz ist wohl zu verstehen, daß das Gerade einer unendlichen Erweiterung fähig ist; dahingegen das Ungerade, als das ihm Entgegengesetzte, nur ihm Grenze, Bestimmung und Form zu geben, weil beyde, das Gerade und das Ungerade, nicht zugleich unendlich seyn können *). Uebrigens lassen sich diese Lehren der Pythagoreer nicht weiter aufhellen, da es an genauern Nachrichten bey den Alten darüber fehlt. Will man die von den Zahlen hergenommene Terminologie, die bey jenen Sätzen gebraucht ist, auf deutlichere Begriffe zurückführen, so scheint Pythagoras sich in seiner Einheit zwey entgegengesetzte Principien gedacht zu haben, von denen das eine formlose und unbestimmte Materie, oder das sich überall Gleiche, insofern ihm jede Form fehlte, war; das andre hingegen das Princip der Qualitäten, oder der Formen selbst, nämlich das sich überall Ungleiche, insofern es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen ausdrückt. Mit dem Glei-

*) Arist. auscultatt. phys. III, 4.

Gleichen und Ungleichen ist nach meiner Meynung das Gerade und Ungerade nicht durchaus für einerley zu halten. Das Gleiche und Ungleiche bezieht sich auf die Materie, inwiefern sie unbestimmt und formlos, oder bestimmt ist; allein das Gerade und Ungerade bezieht sich lediglich auf die Form. Daher sind, das Gleiche und Ungleiche, Principien aller Dinge der Materie und Form zugleich nach; hingegen das Gerade und Ungerade Principien aller Dinge nur der Form nach. Ich finde zwar in den alten Schriftstellern über den Unterschied zwischen dem Gleichen und Ungleichen, und dem Geraden und Ungeraden keinen Aufschluß; aber ich glaube, daß man diesen Unterschied nothwendig annehmen muß, weil sich sonst nicht einsehen läßt, warum die Pythagoreer den geraden Zahlgrößen einen Vorzug vor den ungeraden einräumten. Denn wären das Gleiche und das Gerade völlig einerley, so müßte bey beyden auch der Begriff einer unbestimmten, formlosen Materie zum Grunde liegen; und doch ist eine gerade Zahlgröße sowenig unbestimmt und formlos, wie eine ungerade, und jene hat sogut, wie diese, ihre bestimmte Beschaffenheit. Da aber die Pythagoreer die geraden Zahlgrößen für vollkomner erklärten, als die ungeraden, so müssen sie dieses bloß in Beziehung auf die Form gemeynt haben, und folglich gilt in ihrem Systeme das Gleiche und Ungleiche als Princip der Dinge, der Materie und Form nach, und das

Pythagoras, seiner Schule und Philosophie erzählen, oder einzelner Pythagoreischer Lehren und Meynungen erwähnen, solche sind, welche Altpythagoreische Werke vor sich hatten, und aus ihnen schöpften. Mit Sicherheit kann man allein vom Aristoteles behaupten, daß er die ältesten Documente, die zu seiner Zeit über die Pythagoreer vorhanden waren, benutzt habe. Er unterscheidet die Pythagoreer sehr sorgfältig von den ältesten großgriechischen Philosophen, bringt die Meynungen jener vor denen dieser bey, und versetzt sie sogar einmal bestimmt in das Zeitalter des Alkmaeon, der noch mit dem Pythagoras selbst zusammen lebte*). Die Werke des Timaeus von Locri, des Ocellus Lucanus, und des Archytas fallen in spätere Zeiten, und können wohl, insofern ihre Aechtheit nicht verdächtig ist, gebraucht werden, um die Abänderungen des Pythagoreismus daraus kennen zu lernen; allein die ursprüngliche Beschaffenheit desselben läßt sich nicht nach ihnen charakterisiren **).

Das

---

*) Arist, Metaphys. I, 5. XIII, 4.

**) Das Buch des Timäus von Locri über die Weltseele ist, wie Hr. Tennemann neuerlich auf eine fast unwiderlegliche Art dargethan hat, zwar von einem denkenden Kopfe geschrieben, der aber viel später, als Plato, lebte, und den Timäus des Letztern in einen gedrängten Auszug brachte. Die Muthmaassung, daß Plato den Stoff seines Timäus aus dem Werke

Das sogenannte goldne Gedicht, das dem Pythagoras beygelegt wird; die Fragmente des Theages, Metopus, Krito, Demophilus, Demokrates, Sekundus und Sextus, welche Gale gesammelt hat, enthalten unstreitig Pythagorische Ideen; aber ihre Verfasser sind theils unbekannt, theils jüngere Pythagoreer. Auch Sextus Empiricus, dessen Werke sonst zu den reichhaltigsten Quellen gehören, hat doch seine Nachrichten nicht aus so alten Schriftstellern entlehnt, wie Aristoteles, sondern aus solchen, die schon mit neuern philosophischen Systemen bekant geworden waren, und folglich später geblüht haben müssen.

Ungeachtet Aristoteles der älteste und gültigste Gewährsmann ist, so können doch seine Nachrichten nicht ohne Unterschied, als gleich am Werthe, gebraucht werden. Er schildert nicht sowohl die Philosophie des Pythagoras selbst; denn von diesem scheint er keine schriftliche Werke gekannt zu haben, weil er nie sich darauf beruft; als vielmehr die Meynungen der Pythagoreer. Er

---

Werke eines Pythagoreers genommen, welches aber verloren gegangen ist, verliert hiebey an ihrer Wahrscheinlichkeit nichts. — Die Aechtheit der Schrift des Ocellus aus Lucanien über das Universum ist höchst verdächtig. Vergl. Bardili Epochen der philosophischen Begriffe. Anh.

führt nicht bloß Pythagoreische Meynungen an, welche in ein und dasselbe System passen, sondern auch solche, die von diesen abweichen, wenn sie gleich ebenfalls von Pythagoreern behauptet wurden. Man trifft demnach schon in den Schriften des Aristoteles verschiedene Pythagorische Systeme, oder wenigstens verschiedene Auslegungen eines und desselben Systemes an, ohne daß man dabey zugleich ein historisches Merkmal hätte, woran sich das ächte und wahre Pythagorische System auf den ersten Blick erkennen ließe. Dem Aristoteles selbst scheint dieses Merkmal gefehlt zu haben, weil er die Meynungen der verschiedenen Pythagorischen Parteyen neben einander aufstellt, und sich nicht darüber erklärt, welche ursprünglich Pythagorisch, und welche bloß spätere Bestimmungen oder Auslegungen seyen. Da also schon der älteste und glaubwürdigste Zeuge die Pythagoreische Philosophie nicht mehr aus einer ganz reinen und lautern Quelle schöpfte, sondern aus mehrern Werken, deren Verfasser nicht von einerley Grundsätzen ausgiengen, und mit manchen Wörtern und Lehren einen andern Sinn verknüpften; so ist man auch nicht befugt, diese und jene Philosopheme, welche spätere Schriftsteller für Pythagorisch ausgeben, nur allein darum zu verwerfen, weil sie irgend einem Satze, welchen Aristoteles für Pythagorisch erkennt, zuwiderlaufen. Es ist freylich wahrscheinlich, daß Aristoteles diejenigen Meynungen für wirklich Pythagorisch annahm, die er

allein

allein anführt, ohne sie mit denen andrer Pythagorischer Parteyen zu vergesellschaften, oder die er zuerst beybringt, und denen er der historischen Gewissenhaftigkeit wegen nur die Abweichungen anders denkender Pythagoreer beyfügt; allein als ein ganz sicheres Kennzeichen kann man dieses doch nicht festsetzen; sondern vielmehr der innere Gehalt angeblich Pythagoreischer Lehren, und ihr Zusammenhang mit den übrigen, können hierinn nur entscheiden. Zur Aufklärung der Pythagoreischen Philosophie habe ich daher diejenigen Stellen in den Aristotelischen Büchern untersucht, wo der buchstäblichen Bedeutung der Worte nach die Zahlen selbst als die Ursachen und Elemente der Dinge im Pythagoreischen Systeme genannt werden, und zugleich auch diejenigen, wo sie bloß als Symbole und Urtypen, von denen die Sinnendinge Nachahmungen seyen, vorkommen. Diese letztere Deutung, welche dem Pythagoreismus eine ganz veränderte Gestalt giebt, kante Aristoteles allerdings, wiewohl mein vortrefflicher Freund Hr. Meiners dieses ableugnet, und grade die Deutung war es, welche vermuthlich den Plato auf seine Ideenlehre gebracht hat, so sehr auch Aristoteles die Verschiedenheit der Platonischen Ideen, und der Pythagoräischen Zahlen darzuthun sucht. Ferner, bin ich zwar weit entfernt, den Nachrichten unbedingt zu trauen, welche in den Fragmenten des Moderatus, und Nikomachus, oder beym Plutarch und Sextus

ungerade Zahlen ausdrücken, so entwickelten sie hieraus den allgemeinen Grundsatz, daß das Gerade und Ungerade die Elemente aller Zahlengrößen seyen. Unter diesen beyden Elementen ist das Gerade das Unendliche, weil es den Dingen Unendlichkeit giebt, indem es immer von dem Ungeraden umschlossen und begrenzt wird. Dieser Satz ist wohl zu verstehen, daß das Gerade einer unendlichen Erweiterung fähig ist; dahingegen das Ungerade, als das ihm Entgegengesetzte, nur ihm Grenze, Bestimmung und Form zu geben, weil beyde, das Gerade und das Ungerade, nicht zugleich unendlich seyn können *). Uebrigens lassen sich diese Lehren der Pythagoreer nicht weiter aufhellen, da es an genauern Nachrichten bey den Alten darüber fehlt. Will man die von den Zahlen hergenommene Terminologie, die bey jenen Sätzen gebraucht ist, auf deutlichere Begriffe zurückführen, so scheint Pythagoras sich in seiner Einheit zwey entgegengesetzte Principien gedacht zu haben, von denen das eine formlose und unbestimmte Materie, oder das sich überall Gleiche, insofern ihm jede Form fehlte, war; das andre hingegen das Princip der Qualitäten, oder der Formen selbst, nämlich das sich überall Ungleiche, insofern es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen ausdrückt. Mit dem Glei-

*) Arist. auscultatt. phys. III, 4.

Gleichen und Ungleichen ist nach meiner Meynung das Gerade und Ungerade nicht durchaus für einerley zu halten. Das Gleiche und Ungleiche bezieht sich auf die Materie, inwiefern sie unbestimmt und formlos, oder bestimmt ist; allein das Gerade und Ungerade bezieht sich lediglich auf die Form. Daher sind, das Gleiche und Ungleiche, Principien aller Dinge der Materie und Form zugleich nach; hingegen das Gerade und Ungerade Principien aller Dinge nur der Form nach. Ich finde zwar in den alten Schriftstellern über den Unterschied zwischen dem Gleichen und Ungleichen, und dem Geraden und Ungeraden keinen Aufschluß; aber ich glaube, daß man diesen Unterschied nothwendig annehmen muß, weil sich sonst nicht einsehen läßt, warum die Pythagoreer den geraden Zahlgrößen einen Vorzug vor den ungeraden einräumten. Denn wären das Gleiche und das Gerade völlig einerley, so müßte bey beyden auch der Begriff einer unbestimmten, formlosen Materie zum Grunde liegen; und doch ist eine gerade Zahlgröße sowenig unbestimmt und formlos, wie eine ungerade, und jene hat sogut, wie diese, ihre bestimmte Beschaffenheit. Da aber die Pythagoreer die geraden Zahlgrößen für vollkomner erklärten, als die ungeraden, so müssen sie dieses bloß in Beziehung auf die Form gemeynt haben, und folglich gilt in ihrem Systeme das Gleiche und Ungleiche als Princip der Dinge, der Materie und Form nach, und das

Gerade und Ungerade als Princip der Dinge, nur ihrer Form nach.

Was die Pythagoreer bewog, die geraden Zahlgrößen für vollkomner als die ungeraden zu halten, scheint wieder auf arithmetischen Begriffen zu beruhen. Die geraden Zahlgrößen drücken eine vollkommere Form aus, wie die ungeraden, die noch etwas chaotisches an sich zu haben scheinen. Die Verhältnisse, welche aus Addition gerader Zahlgrößen zu einander entspringen, sind daher auch leichter, natürlicher und harmonischer. Es komt uns sogar vor, als ob die erstern, als Formen betrachtet, mehr mit der Natur der Materie, welche das überall Gleiche ist, übereinstimmen, als die letztern. Die Pythagoreer nahmen deswegen sogar unter den geraden Zahlen einige an, welche vollkomner, als die übrigen, wären, und die Dekas war von allen die vollkommenste, weil sie die Vorzüge gerader Zahlen am meisten in sich vereinigt *).

Pythagoras und seine ältesten Schüler setzten also zum Grundprincipe der Welt die Einheit fest, welche die Materie, wie die Form, in sich schließe, durch deren gegenseitige Wirkung auf einander die einzelnen Dinge sich in einem Ganzen, und zu einem Ganzen bildeten. Sie thaten in der Erkentniß der Naturursachen einen großen Schritt weiter,

in-

*) Metaph. XIV, 5. de Coelo II, 2.

indem sie nicht, wie ihre Vorgänger, die Jonischen Weltweisen, bey einem anfänglichen Urstoffe, oder Grundelemente stehn blieben, aus welchem sich die Dinge entwickelt hätten, sondern zuerst ein schaffendes und ein leidendes Princip der Dinge in die Philosophie einführten, und beyde wiederum zu einer Einheit verbanden, ungeachtet sie die Möglichkeit dieser Verbindung unerklärt ließen. Auch waren sie es, welche zuerst die rohe Materie als formlos dachten, und selbst dieser Begriff scheint ihnen den Begriff der Unendlichkeit, die sie der Materie beylegten, erleichtert oder denkbarer gemacht zu haben. Freylich begreift man hiebey nicht, wie sie auf eine formlose Materie verfallen konten, da diese unvorstellbar ist; allein, weil sie sich gezwungen sahn, ein von der Form unabhängiges Etwas zugleich mit derselben anzunehmen, so achteten sie wohl jene Schwierigkeit nicht, oder es erschien ihnen dieselbe nicht so wichtig und bedeutend, da sogar Plato und Aristoteles lange nachher noch eine formlose Materie zu den Principien der Dinge zählten.

Aristoteles, nachdem er die Meynung der Pythagoreer, daß das Gerade und Ungerade die Elemente der Zahlen seyen, angeführt hat, fügt hinzu: Andre Pythagoreer lehrten, es gebe nicht zwey, sondern zehn einander entgegengesetzte Principien der Dinge. Alkmäon von Kroton, der noch zu Pythagoras Zeit lebte, habe unter andern

dieses behauptet. Die zehn sich entgegenstehenden Principien, welche er angegeben haben soll, sind folgende: *).

Endlich	Unendlich
Ungerade	Gerade
Einheit	Vielheit
Rechtes	Linkes
Männliches	Weibliches
Ruhendes	Bewegtes
Geradlinichtes	Krummes
Licht	Finsternis
Gutes	Böses
Quadrat	Ungleichseitiges Viereck.

Ich vermuthe, daß Aristoteles selbst den Sinn dieser Behauptung des Alkmäon nicht recht gefaßt, und sie daher unrichtig für eine von den obigen Lehrsätzen abweichende Meynung gehalten habe, ob sie es gleich nicht ist. Diese zehn sich entgegenstehenden Principien sind nur daher entsprungen, daß die

*) Metaph. I, 5. Ich erinnere hier, daß Hr. Tiedemann in dem angeführten Werke S. 111. die Begriffe gerade, ungerade, unrichtig gestellt hat; sie müssen so stehn; ungerade, gerade. Ferner nicht das Gerade und Krumme sind einander entgegengesetzt, sondern das Geradlinichte (εὐθὺ) und Krumme. Dem Geraden (τῷ ἀρτίῳ) steht das Ungerade (τὸ περιττὸν) entgegen.

die Pythagoreer und namentlich Alkmäon eine Analyse der beyden Grundprincipien, des Unendlichen (des Gleichen), und des Endlichen (des Ungleichen und Ungeraden) versuchten, um durch diese schon in den Grundprincipien ihr vollkommenstes Zahlverhältniß, die Dekas, zu entdecken. Sie suchten alles, was in den sinnlichen Erscheinungen Bestimmendes und Bestimmtes zu seyn schien, auf seine Hauptbegriffe zurückzubringen, eben so dasjenige, was sich ihnen als bloß Leidendes, folglich Formloses und Unbestimmtes darin aufdrang; beydes trennten sie von einander, und stellten zehn Hauptbegriffe der entgegengesetzten Qualitäten der Dinge, soweit dieselben in der Materie, oder in der Form liegen, einander gegen über. Aristoteles sagt insbesondre vom Alkmäon, er sey durch die Beobachtung im gemeinen Leben, daß es in den Erscheinungen lauter Gegensätze gebe, z. B. schwarz und weiß, süß und bitter, gut und böse, groß und klein, auf jene Analyse gerathen, ob er gleich die Zahl der Hauptbegriffe, oder die Kategorieen, wie man sie gewissermaaßen nennen könte, noch nicht so fixirt habe, wie andere Pythagoreer gethan hätten. Wenn man auch die Begriffe, Unendlich, Gerade, Vielheit, Linkes, Weibliches, Bewegtes, Krummes, Finsteres, Böses u. s. w. mit den gegenüber stehenden, Endlich, Ungerade, Einheit, Rechtes, Männliches, Ruhendes, Geradlinichtes, Licht, Gutes, u. s. w. vergleicht, so erhellt offenbar, daß jene

Drittes Kapitel.

Pythagoreische Metaphysik der Natur.

Pythagoras wurde nach einer sehr gelehrten und scharfsinnigen Berechnung des Hrn. Hofrath Meiners, wobey zugleich die Angaben älterer und neuerer Schriftsteller geprüft sind, ohngefähr um die 49 Olympiade gebohren. Seine Lebensumstände hat eben dieser Gelehrte so gründlich und ausführlich erzählt, daß ich nicht nöthig habe, hier dabey zu verweilen, wo es mir mehr um das philosophische System des Pythagoras zu thun ist. Er begab sich von Samos nach Aegypten, gewann das Vertrauen der dortigen Priester, und erwarb sich im nähern Umgange mit ihnen eine genauere Kentniß, sowohl der ägyptischen Verfassung, Religion, Hierarchie, der Sitten und Gebräuche des Landes, als auch der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, soweit sie selbst diese kannten. Er kam in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber wieder gegen die sechzigste Olympiade wegen der Tyranney des Polykrates, und wählte Kroton in Großgriechenland zu seinem künftigen Aufenthalte. Hier lehrte er seine Philosophie, und stiftete den Pythagoreischen Bund, der zwar noch bey seinem Leben gewaltsam zerstört wurde, aber doch in mehrern einzelnen Zweigen und Mitgliedern seine Lehren erhielt, und auf die Nachkommen vererbte.

Wie Pythagoras auf sein philosophisches System gerieth, können wir itzt nur insofern errathen, als dieses selbst auf den Weg hinzeigt, den er wahrscheinlich in der Speculation genommen hat. Er war vom Studium der Arithmetik und Geometrie ausgegangen, und so vermuthlich auf den Gedanken geleitet, seine mathematischen Begriffe zu Erklärungsgründen der Sinnenwelt zu gebrauchen, da er einmal ihre Brauchbarkeit zur Erklärung einzelner Dinge, und deren Verhältnisse wahrgenommen haben mochte *). Der letzte und höchste Gattungsbegriff, worauf er bey der Analyse jeder einzelnen Sinnenerscheinung, und des Weltalls überhaupt zurückkommen konte, war das Eins. Dieses drang sich ihm überall als das erste Element der Dinge auf, als das Princip dessen, was ist, und zugleich auch als dasjenige, was einem jeden Dinge seinen Bestand, sein bestimmtes Daseyn gab. Ein Körper besteht aus Dichten, Dichten aus Flächen, Flächen aus Linien, und Linien aus Puncten, und so ist der Punct das erste und letzte

Prin-

*) Aristot. Metaphys. I, 5. ed. du Vall. Ἐν δὲ τούτοις, καὶ πρὸ τούτων οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι τῶν μαθημάτων ἁψάμενοι πρῶτον ταῦτα προῆγον, καὶ ἐντραφέντες ἐν αὐτοῖς τὰς τούτων ἀρχὰς τῶν ὄντων ἀρχὰς ὠήθησαν εἶναι πάντων.

Princip des Körpers. Soll aber aus mehrern Puncten ein ganzes seinem Daseyn nach bestimmtes Ding entstehen, so müssen sie zur Einheit verbunden werden, und folglich ist das Eins eben so Princip der Form, wie es Princip der Materie ist. Daher behaupteten die Pythagoreer, daß die Elemente der Dinge das Gleiche und das Ungleiche seyen, von welchen jenes unbestimmt, dieses bestimmt wäre; das Eins aber bestehe aus beyden, schließe beyde in sich, oder sey das Princip von beyden. Nahm man das Eins an und für sich, so war es das Gleiche und Ungleiche zusammen, und in diesem Betrachte war es auf gleiche Weise Princip der Materie und der Form. Nahm man eine Mehrheit ohne Rücksicht auf eine Verbindung zur Einheit, so war diese das Gleiche; sie war also unbestimmt; aber das Eins mußte doch auch Princip der Mehrheit seyn, weil diese sonst undenkbar war, und die Mehrheit dadurch allein bestimmt werden konte. Wie nun aber das Eins Mehrheit werden könne, wie das Eins bey der Mehrheit nicht bloß Princip der Materie, sondern auch der Form seyn könne, darüber gestanden Pythagoras und seine Schüler ihre Unwissenheit *).

Begriffe der Art über die Principien des Universums konten eben so leicht und natürlich aus arith-

*) Metaph. XI, 6. 10. XII, 3.

arithmetischen Begriffen von Zahlen und Zahlverhältnissen sich entwickeln, als den Ausdruck und die Bezeichnung veranlassen, daß die Zahlen selbst Principien der Dinge seyn. Der Mathematiker muß von dem mathematischen Puncte ausgehn, und die Einheit als eine durch sich selbst bestimmte Größe festsetzen. Diese Einheit liegt bey jeder Mehrheit zum Grunde, und wenn die Mehrheit (der Materie nach) bestimmt werden soll, so kann dieses wiederum nicht anders, als durch die Form der Einheit geschehen, welche die Mehrheit zu Einem Ganzen verknüpft. Die Zahl Zwey drückt eine Mehrheit aus, aber die Einheit ist das Princip der Materie der Zahl, und damit sie Zweyheit (ein Ganzes) werde, muß die Einheit auch das Princip ihrer Form seyn, oder die Zahl Zwey muß die Form der Einheit erhalten. Eben so verhält sich dieses in allen übrigen Zahlgrößen. Da nun alle Gegenstände im Raume, und alle Verhältnisse in demselben den Gesetzen des Raumes angemessen seyn müssen, folglich die Begriffe von Zahlen und Zahlverhältnissen ihre Anwendung auf die Sinnenwelt leiden, und mit dieser aufs genaueste übereinstimmen, so ist hieraus begreiflich, nicht nur, wie Pythagoras sich der Arithmetik bedienen konte, um aus ihr die Principien der Dinge zu erklären, sondern auch, wie die Pythagoreer sagen konten, daß die Zahlen selbst diese Principien seyen.

Ungeachtet die Pythagoreer das Problem nicht zu lösen vermochten, wie die Mehrheit aus der Einheit entstehen könne, so gaben sie doch die Art und Weise an, wie die Mehrheit hervorgebracht würde, nämlich: durch Addition des Eins zu sich selbst. Spätere griechische Schriftsteller legen ihnen zwar die Meynung bey, daß die Einheit erst durch sich selbst die Dyas hervorbringe, und hernach aus beyden vermittelst der Multiplication die übrigen Zahlgrößen entständen; allein dieses widerspricht nicht nur der ausdrücklichen Erklärung des Aristoteles *), daß aus der Einheit alle übrigen Zahlen flößen, sondern auch die Bildung der Gnomonen bey Quadratzahlen beweist das Gegentheil. Gnomonen sind solche Zahlen, die, wenn sie zu Polygonalzahlen addirt werden, die Natur dieser nicht verändern, ob sie gleich dieselben vergrößern. So entstehn aus Quadratzahlen, wenn Gnomonen, die bey Quadraten immer ungerade Zahlen sind, zu ihnen hinzugefügt werden, immer wieder Quadrate. Alle diese Quadratzahlen aber bilden sich durch Addition des Gnomon, und dieses ist auch bey Vergrößerung der Trian-

*) Arist. l. l. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 276. Pyrrhon. Hypotyp. III, 153. Diog. Laert. VIII, S. 25.

Triangular, und andrer Polygonalzahlen durch Gnomonen der Fall *).

Sobald der Begriff der Mehrheit in seinen möglichen Zahlverhältnissen gedacht und bestimmt war, mußten die Pythagoreer auch den wesentlichen Unterschied zwischen geraden und ungraden Zahlen, und die wesentlich verschiedenen Wirkungen verschiedener Verbindungen derselben unter einander wahrnehmen. Die Einheit, da sie überhaupt die Mutter der Mehrheit ist, enthielt das Gerade und das Ungerade zugleich. Sie selbst zu geraden Zahlen hinzugefügt, oder zu ungeraden, bringt bald gerade bald ungerade hervor. Aus geraden Zahlen, die eine Mehrheit ausdrücken, überhaupt genommen aber, können, wenn sie verbunden werden, nur gerade Zahlen entstehen; hingegen lauter ungerade zusammengesetzt, oder gerade zu ungeraden verbunden, geben bald gerade, bald ungerade Summen zu Resultaten. Weil aber doch die vornehmste und allgemeinste Verschiedenheit in den Zahlgrößen darinn besteht, daß sie entweder gerade oder unge-

---

*) Jamblich in Arithmet. Nicom. p. 82. Ein Beyspiel von Quadraten durch Addition von Gnomonen ist: $1 + 3 = 2^2$. $4 + 5 = 3^2$. $9 + 7 = 4^2$. Vergl. Tiedemanns Geist der speculat. Phil. Th. I. S. 108.

Ungeachtet die Pythagoreer das Problem nicht zu lösen vermochten, wie die Mehrheit aus der Einheit entstehen könne, so gaben sie doch die Art und Weise an, wie die Mehrheit hervorgebracht würde, nämlich: durch Addition des Eins zu sich selbst. Spätere griechische Schriftsteller legen ihnen zwar die Meynung bey, daß die Einheit erst durch sich selbst die Dyas hervorbringe, und hernach aus beyden vermittelst der Multiplication die übrigen Zahlgrößen entständen; allein dieses widerspricht nicht nur der ausdrücklichen Erklärung des Aristoteles *), daß aus der Einheit alle übrigen Zahlen flößen, sondern auch die Bildung der Gnomonen bey Quadratzahlen beweist das Gegentheil. Gnomonen sind solche Zahlen, die, wenn sie zu Polygonalzahlen addirt werden, die Natur dieser nicht verändern, ob sie gleich dieselben vergrößern. So entstehn aus Quadratzahlen, wenn Gnomonen, die bey Quadraten immer ungerade Zahlen sind, zu ihnen hinzugefügt werden, immer wieder Quadrate. Alle diese Quadratzahlen aber bilden sich durch Addition des Gnomon, und dieses ist auch bey Vergrößerung der Trian-

*) Arist. l. l. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 276. Pyrrhon. Hypotyp. III, 153. Diog. Laert. VIII, S. 25.

Triangular, und andrer Polygonalzahlen durch Gnomonen der Fall *).

Sobald der Begriff der Mehrheit in seinen möglichen Zahlverhältnissen gedacht und bestimmt war, mußten die Pythagoreer auch den wesentlichen Unterschied zwischen geraden und ungraden Zahlen, und die wesentlich verschiedenen Wirkungen verschiedener Verbindungen derselben unter einander wahrnehmen. Die Einheit, da sie überhaupt die Mutter der Mehrheit ist, enthielt das Gerade und das Ungerade zugleich. Sie selbst zu geraden Zahlen hinzugefügt, oder zu ungeraden, bringt bald gerade bald ungerade hervor. Aus geraden Zahlen, die eine Meheheit ausdrücken, überhaupt genommen aber, können, wenn sie verbunden werden, nur gerade Zahlen entstehen; hingegen lauter ungerade zusammengesetzt, oder gerade zu ungeraden verbunden, geben bald gerade, bald ungerade Summen zu Resultaten. Weil aber doch die vornehmste und allgemeinste Verschiedenheit in den Zahlgrößen darinn besteht, daß sie entweder gerade oder unge:

*) Jamblich in Arithmet. Nicom. p. 82. Ein Beyspiel von Quadraten durch Addition von Gnomonen ist: $1 + 3 = 2^2$. $4 + 5 = 3^2$. $9 + 7 = 4^2$. Vergl. Tiedemanns Geist der speculat. Phil. Th. I. S. 108.

ungerade Zahlen ausdrücken, so entwickelten sie hieraus den allgemeinen Grundsatz, daß das Gerade und Ungerade die Elemente aller Zahlengrößen seyen. Unter diesen beyden Elementen ist das Gerade das Unendliche, weil es den Dingen Unendlichkeit giebt, indem es immer von dem Ungeraden umschlossen und begrenzt wird. Dieser Satz ist wohl zu verstehen, daß das Gerade einer unendlichen Erweiterung fähig ist; dahingegen das Ungerade, als das ihm Entgegengesetzte, nur ihm Grenze, Bestimmung und Form zu geben, weil beyde, das Gerade und das Ungerade, nicht zugleich unendlich seyn können *). Uebrigens lassen sich diese Lehren der Pythagoreer nicht weiter aufhellen, da es an genauern Nachrichten bey den Alten darüber fehlt. Will man die von den Zahlen hergenommene Terminologie, die bey jenen Sätzen gebraucht ist, auf deutlichere Begriffe zurückführen, so scheint Pythagoras sich in seiner Einheit zwey entgegengesetzte Principien gedacht zu haben, von denen das eine formlose und unbestimmte Materie, oder das sich überall Gleiche, insofern ihm jede Form fehlte, war; das andre hingegen das Princip der Qualitäten, oder der Formen selbst, nämlich das sich überall Ungleiche, insofern es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen ausdrückt. Mit dem Glei-

*) Arist. auscultatt. phys. III, 4.

Gleichen und Ungleichen ist nach meiner Meynung das Gerade und Ungerade nicht durchaus für einerley zu halten. Das Gleiche und Ungleiche bezieht sich auf die Materie, inwiefern sie unbestimmt und formlos, oder bestimmt ist; allein das Gerade und Ungerade bezieht sich lediglich auf die Form. Daher sind, das Gleiche und Ungleiche, Principien aller Dinge der Materie und Form zugleich nach; hingegen das Gerade und Ungerade Principien aller Dinge nur der Form nach. Ich finde zwar in den alten Schriftstellern über den Unterschied zwischen dem Gleichen und Ungleichen, und dem Geraden und Ungeraden keinen Aufschluß; aber ich glaube, daß man diesen Unterschied nothwendig annehmen muß, weil sich sonst nicht einsehen läßt, warum die Pythagoreer den geraden Zahlgrößen einen Vorzug vor den ungeraden einräumten. Denn wären das Gleiche und das Gerade völlig einerley, so müßte bey beyden auch der Begriff einer unbestimmten, formlosen Materie zum Grunde liegen; und doch ist eine gerade Zahlgröße sowenig unbestimmt und formlos, wie eine ungerade, und jene hat sogut, wie diese, ihre bestimmte Beschaffenheit. Da aber die Pythagoreer die geraden Zahlgrößen für vollkomner erklärten, als die ungeraden, so müssen sie dieses bloß in Beziehung auf die Form gemeynt haben, und folglich gilt in ihrem Systeme das Gleiche und Ungleiche als Princip der Dinge, der Materie und Form nach, und das

Gerade und Ungerade als Princip der Dinge, nur ihrer Form nach.

Was die Pythagoreer bewog, die geraden Zahlgrößen für vollkomner als die ungeraden zu halten, scheint wieder auf arithmetischen Begriffen zu beruhen. Die geraden Zahlgrößen drücken eine vollkommnere Form aus, wie die ungeraden, die noch etwas chaotisches an sich zu haben scheinen. Die Verhältnisse, welche aus Addition gerader Zahlgrößen zu einander entspringen, sind daher auch leichter, natürlicher und harmonischer. Es komt uns sogar vor, als ob die erstern, als Formen betrachtet, mehr mit der Natur der Materie, welche das überall Gleiche ist, übereinstimmen, als die letztern. Die Pythagoreer nahmen deswegen sogar unter den geraden Zahlen einige an, welche vollkomner, als die übrigen, wären, und die Dekas war von allen die vollkommenste, weil sie die Vorzüge gerader Zahlen am meisten in sich vereinigt *).

Pythagoras und seine ältesten Schüler setzten also zum Grundprincipe der Welt die Einheit fest, welche die Materie, wie die Form, in sich schließe, durch deren gegenseitige Wirkung auf einander die einzelnen Dinge sich in einem Ganzen, und zu einem Ganzen bildeten. Sie thaten in der Erkentniß der Naturursachen einen großen Schritt weiter, in-

*) Metaph. XIV, 5. de Coelo II, 2.

indem sie nicht, wie ihre Vorgänger, die Jonischen Weltweisen, bey einem anfänglichen Urstoffe, oder Grundelemente stehn blieben, aus welchem sich die Dinge entwickelt hätten, sondern zuerst ein schaffendes und ein leidendes Princip der Dinge in die Philosophie einführten, und beyde wiederum zu einer Einheit verbanden, ungeachtet sie die Möglichkeit dieser Verbindung unerklärt ließen. Auch waren sie es, welche zuerst die rohe Materie als formlos dachten, und selbst dieser Begriff scheint ihnen den Begriff der Unendlichkeit, die sie der Materie beylegten, erleichtert oder denkbarer gemacht zu haben. Freylich begreift man hiebey nicht, wie sie auf eine formlose Materie verfallen konten, da diese unvorstellbar ist; allein, weil sie sich gezwungen sahn, ein von der Form unabhängiges Etwas zugleich mit derselben anzunehmen, so achteten sie wohl jene Schwierigkeit nicht, oder es erschien ihnen dieselbe nicht so wichtig und bedeutend, da sogar Plato und Aristoteles lange nachher noch eine formlose Materie zu den Principien der Dinge zählten.

Aristoteles, nachdem er die Meynung der Pythagoreer, daß das Gerade und Ungerade die Elemente der Zahlen seyen, angeführt hat, fügt hinzu: Andre Pythagoreer lehrten, es gebe nicht zwey, sondern zehn einander entgegengesetzte Principien der Dinge. Alkmäon von Kroton, der noch zu Pythagoras Zeit lebte, habe unter andern

Drittes Kapitel.

Pythagoreische Metaphysik der Natur.

Pythagoras wurde nach einer sehr gelehrten und scharfsinnigen Berechnung des Hrn. Hofrath Meiners, wobey zugleich die Angaben älterer und neuerer Schriftsteller geprüft sind, ohngefähr um die 49 Olympiade gebohren. Seine Lebensumstände hat eben dieser Gelehrte so gründlich und ausführlich erzählt, daß ich nicht nöthig habe, hier dabey zu verweilen, wo es mir mehr um das philosophische System des Pythagoras zu thun ist. Er begab sich von Samos nach Aegypten, gewann das Vertrauen der dortigen Priester, und erwarb sich im nähern Umgange mit ihnen eine genauere Kentniß, sowohl der ägyptischen Verfassung, Religion, Hierarchie, der Sitten und Gebräuche des Landes, als auch der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, soweit sie selbst diese kannten. Er kam in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber wieder gegen die sechzigste Olympiade wegen der Tyranney des Polykrates, und wählte Kroton in Großgriechenland zu seinem künftigen Aufenthalte. Hier lehrte er seine Philosophie, und stiftete den Pythagoreischen Bund, der zwar noch bey seinem Leben gewaltsam zerstört wurde, aber doch in mehrern einzelnen Zweigen und Mitgliedern seine Lehren erhielt, und auf die Nachkommen vererbte.

Wie Pythagoras auf sein philosophisches System gerieth, können wir itzt nur insofern errathen, als dieses selbst auf den Weg hinzeigt, den er wahrscheinlich in der Speculation genommen hat. Er war vom Studium der Arithmetik und Geometrie ausgegangen, und so vermuthlich auf den Gedanken geleitet, seine mathematischen Begriffe zu Erklärungsgründen der Sinnenwelt zu gebrauchen, da er einmal ihre Brauchbarkeit zur Erklärung einzelner Dinge, und deren Verhältnisse wahrgenommen haben mochte *). Der letzte und höchste Gattungsbegriff, worauf er bey der Analyse jeder einzelnen Sinnenerscheinung, und des Weltalls überhaupt zurückkommen konte, war das Eins. Dieses drang sich ihm überall als das erste Element der Dinge auf, als das Princip dessen, was ist, und zugleich auch als dasjenige, was einem jeden Dinge seinen Bestand, sein bestimmtes Daseyn gab. Ein Körper besteht aus Dichten, Dichten aus Flächen, Flächen aus Linien, und Linien aus Puncten, und so ist der Punct das erste und letzte Prin-

*) Aristot. Metaphys. I, 5. ed. du Vall. Ἐν δὲ τούτοις, καὶ πρὸ τούτων οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι τῶν μαθημάτων ἁψάμενοι πρῶτον ταῦτα προῆγον, καὶ ἐντραφέντες ἐν αὐτοῖς τὰς τούτων ἀρχὰς τῶν ὄντων ἀρχὰς ᾠήθησαν εἶναι πάντων.

Princip des Körpers. Soll aber aus mehrern Puncten ein ganzes seinem Daseyn nach bestimmtes Ding entstehen, so müssen sie zur Einheit verbunden werden, und folglich ist das Eins eben so Princip der Form, wie es Princip der Materie ist. Daher behaupteten die Pythagoreer, daß die Elemente der Dinge das Gleiche und das Ungleiche seyen, von welchen jenes unbestimmt, dieses bestimmt wäre; das Eins aber bestehe aus beyden, schließe beyde in sich, oder sey das Princip von beyden. Nahm man das Eins an und für sich, so war es das Gleiche und Ungleiche zusammen, und in diesem Betrachte war es auf gleiche Weise Princip der Materie und der Form. Nahm man eine Mehrheit ohne Rücksicht auf eine Verbindung zur Einheit, so war diese das Gleiche; sie war also unbestimmt; aber das Eins mußte doch auch Princip der Mehrheit seyn, weil diese sonst undenkbar war, und die Mehrheit dadurch allein bestimmt werden konte. Wie nun aber das Eins Mehrheit werden könne, wie das Eins bey der Mehrheit nicht bloß Princip der Materie, sondern auch der Form seyn könne, darüber gestanden Pythagoras und seine Schüler ihre Unwissenheit *).

Begriffe der Art über die Principien des Universums konten eben so leicht und natürlich aus arith-

*) Metaph. XI, 6. 10. XII, 3.

arithmetischen Begriffen von Zahlen und Zahlverhältnissen sich entwickeln, als den Ausdruck und die Bezeichnung veranlassen, daß die Zahlen selbst Principien der Dinge seyn. Der Mathematiker muß von dem mathematischen Puncte ausgehn, und die Einheit als eine durch sich selbst bestimmte Größe festsetzen. Diese Einheit liegt bey jeder Mehrheit zum Grunde, und wenn die Mehrheit (der Materie nach) bestimmt werden soll, so kann dieses wiederum nicht anders, als durch die Form der Einheit geschehen, welche die Mehrheit zu Einem Ganzen verknüpft. Die Zahl Zwey drückt eine Mehrheit aus, aber die Einheit ist das Princip der Materie der Zahl, und damit sie Zweyheit (ein Ganzes) werde, muß die Einheit auch das Princip ihrer Form seyn, oder die Zahl Zwey muß die Form der Einheit erhalten. Eben so verhält sich dieses in allen übrigen Zahlgrößen. Da nun alle Gegenstände im Raume, und alle Verhältnisse in demselben den Gesetzen des Raumes angemessen seyn müssen, folglich die Begriffe von Zahlen und Zahlverhältnissen ihre Anwendung auf die Sinnenwelt leiden, und mit dieser aufs genaueste übereinstimmen, so ist hieraus begreiflich, nicht nur, wie Pythagoras sich der Arithmetik bedienen konte, um aus ihr die Principien der Dinge zu erklären, sondern auch, wie die Pythagoreer sagen konten, daß die Zahlen selbst diese Principien seyen.

Un:

Ungeachtet die Pythagoreer das Problem nicht zu lösen vermochten, wie die Mehrheit aus der Einheit entstehen könne, so gaben sie doch die Art und Weise an, wie die Mehrheit hervorgebracht würde, nämlich: durch Addition des Eins zu sich selbst. Spätere griechische Schriftsteller legen ihnen zwar die Meynung bey, daß die Einheit erst durch sich selbst die Dyas hervorbringe, und hernach aus beyden vermittelst der Multiplication die übrigen Zahlgrößen entständen; allein dieses widerspricht nicht nur der ausdrücklichen Erklärung des Aristoteles *), daß aus der Einheit alle übrigen Zahlen flößen, sondern auch die Bildung der Gnomonen bey Quadratzahlen beweist das Gegentheil. Gnomonen sind solche Zahlen, die, wenn sie zu Polygonalzahlen addirt werden, die Natur dieser nicht verändern, ob sie gleich dieselben vergrößern. So entstehn aus Quadratzahlen, wenn Gnomonen, die bey Quadraten immer ungerade Zahlen sind, zu ihnen hinzugefügt werden, immer wieder Quadrate. Alle diese Quadratzahlen aber bilden sich durch Addition des Gnomon, und dieses ist auch bey Vergrößerung der Trian-

*) Arist. l. l. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 276. Pyrrhon. Hypotyp. III, 153. Diog. Laert. VIII, S. 25.

Triangular, und andrer Polygonalzahlen durch Gnomonen der Fall *).

Sobald der Begriff der Mehrheit in seinen möglichen Zahlverhältnissen gedacht und bestimmt war, mußten die Pythagoreer auch den wesentlichen Unterschied zwischen geraden und ungraden Zahlen, und die wesentlich verschiedenen Wirkungen verschiedener Verbindungen derselben unter einander wahrnehmen. Die Einheit, da sie überhaupt die Mutter der Mehrheit ist, enthielt das Gerade und das Ungerade zugleich. Sie selbst zu geraden Zahlen hinzugefügt, oder zu ungeraden, bringt bald gerade bald ungerade hervor. Aus geraden Zahlen, die eine Mehrheit ausdrücken, überhaupt genommen aber, können, wenn sie verbunden werden, nur gerade Zahlen entstehen; hingegen lauter ungerade zusammengesetzt, oder gerade zu ungeraden verbunden, geben bald gerade, bald ungerade Summen zu Resultaten. Weil aber doch die vornehmste und allgemeinste Verschiedenheit in den Zahlgrößen darinn besteht, daß sie entweder gerade oder unge-

*) Jamblich in Arithmet. Nicom. p. 82. Ein Beyspiel von Quadraten durch Addition von Gnomonen ist: $1 + 3 = 2^2$. $4 + 5 = 3^2$. $9 + 7 = 4^2$. Vergl. Tiedemanns Geist der speculat. Phil. Th. I. S. 108.

ungerade Zahlen ausdrücken, so entwickelten sie hieraus den allgemeinen Grundsatz, daß das Gerade und Ungerade die Elemente aller Zahlengrößen seyen. Unter diesen beyden Elementen ist das Gerade das Unendliche, weil es den Dingen Unendlichkeit giebt, indem es immer von dem Ungeraden umschlossen und begrenzt wird. Dieser Satz ist wohl zu verstehen, daß das Gerade einer unendlichen Erweiterung fähig ist; dahingegen das Ungerade, als das ihm Entgegengesetzte, nur ihm Grenze, Bestimmung und Form zu geben, weil beyde, das Gerade und das Ungerade, nicht zugleich unendlich seyn können *). Uebrigens lassen sich diese Lehren der Pythagoreer nicht weiter aufhellen, da es an genauern Nachrichten bey den Alten darüber fehlt. Will man die von den Zahlen hergenommene Terminologie, die bey jenen Sätzen gebraucht ist, auf deutlichere Begriffe zurückführen, so scheint Pythagoras sich in seiner Einheit zwey entgegengesetzte Principien gedacht zu haben, von denen das eine formlose und unbestimmte Materie, oder das sich überall Gleiche, insofern ihm jede Form fehlte, war; das andre hingegen das Princip der Qualitäten, oder der Formen selbst, nämlich das sich überall Ungleiche, insofern es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen ausdrückt. Mit dem Glei-

*) Arist. auscultatt. phys. III, 4.

Gleichen und Ungleichen ist nach meiner Meynung das Gerade und Ungerade nicht durchaus für einerley zu halten. Das Gleiche und Ungleiche bezieht sich auf die Materie, inwiefern sie unbestimmt und formlos, oder bestimmt ist; allein das Gerade und Ungerade bezieht sich lediglich auf die Form. Daher sind, das Gleiche und Ungleiche, Principien aller Dinge der Materie und Form zugleich nach; hingegen das Gerade und Ungerade Principien aller Dinge nur der Form nach. Ich finde zwar in den alten Schriftstellern über den Unterschied zwischen dem Gleichen und Ungleichen, und dem Geraden und Ungeraden keinen Aufschluß; aber ich glaube, daß man diesen Unterschied nothwendig annehmen muß, weil sich sonst nicht einsehen läßt, warum die Pythagoreer den geraden Zahlgrößen einen Vorzug vor den ungeraden einräumten. Denn wären das Gleiche und das Gerade völlig einerley, so müßte bey beyden auch der Begriff einer unbestimmten, formlosen Materie zum Grunde liegen; und doch ist eine gerade Zahlgröße sowenig unbestimmt und formlos, wie eine ungerade, und jene hat sogut, wie diese, ihre bestimmte Beschaffenheit. Da aber die Pythagoreer die geraden Zahlgrößen für vollkomner erklärten, als die ungeraden, so müssen sie dieses bloß in Beziehung auf die Form gemeynt haben, und folglich gilt in ihrem Systeme das Gleiche und Ungleiche als Princip der Dinge, der Materie und Form nach, und das

Gerade und Ungerade als Princip der Dinge, nur ihrer Form nach.

Was die Pythagoreer bewog, die geraden Zahlgrößen für vollkomner als die ungeraden zu halten, scheint wieder auf arithmetischen Begriffen zu beruhen. Die geraden Zahlgrößen drücken eine vollkommnere Form aus, wie die ungeraden, die noch etwas chaotisches an sich zu haben scheinen. Die Verhältnisse, welche aus Addition gerader Zahlgrößen zu einander entspringen, sind daher auch leichter, natürlicher und harmonischer. Es komt uns sogar vor, als ob die erstern, als Formen betrachtet, mehr mit der Natur der Materie, welche das überall Gleiche ist, übereinstimmen, als die letztern. Die Pythagoreer nahmen deswegen sogar unter den geraden Zahlen einige an, welche vollkomner, als die übrigen, wären, und die Dekas war von allen die vollkommenste, weil sie die Vorzüge gerader Zahlen am meisten in sich vereinigt *).

Pythagoras und seine ältesten Schüler setzten also zum Grundprincipe der Welt die Einheit fest, welche die Materie, wie die Form, in sich schließe, durch deren gegenseitige Wirkung auf einander die einzelnen Dinge sich in einem Ganzen, und zu einem Ganzen bildeten. Sie thaten in der Erkentniß der Naturursachen einen großen Schritt weiter,

in-

---

*) Metaph. XIV, 5. de Coelo II, 2.

indem sie nicht, wie ihre Vorgänger, die Jonischen Weltweisen, bey einem anfänglichen Urstoffe, oder Grundelemente stehn blieben, aus welchem sich die Dinge entwickelt hätten, sondern zuerst ein schaffendes und ein leidendes Princip der Dinge in die Philosophie einführten, und beyde wiederum zu einer Einheit verbanden, ungeachtet sie die Möglichkeit dieser Verbindung unerklärt ließen. Auch waren sie es, welche zuerst die rohe Materie als formlos dachten, und selbst dieser Begriff scheint ihnen den Begriff der Unendlichkeit, die sie der Materie beylegten, erleichtert oder denkbarer gemacht zu haben. Freylich begreift man hiebey nicht, wie sie auf eine formlose Materie verfallen konten, da diese unvorstellbar ist; allein, weil sie sich gezwungen sahn, ein von der Form unabhängiges Etwas zugleich mit derselben anzunehmen, so achteten sie wohl jene Schwierigkeit nicht, oder es erschien ihnen dieselbe nicht so wichtig und bedeutend, da sogar Plato und Aristoteles lange nachher noch eine formlose Materie zu den Principien der Dinge zählten.

Aristoteles, nachdem er die Meynung der Pythagoreer, daß das Gerade und Ungerade die Elemente der Zahlen seyen, angeführt hat, fügt hinzu: Andre Pythagoreer lehrten, es gebe nicht zwey, sondern zehn einander entgegengesetzte Principien der Dinge. Alkmäon von Kroton, der noch zu Pythagoras Zeit lebte, habe unter andern

dieses behauptet. Die zehn sich entgegenstehenden Principien, welche er angegeben haben soll, sind folgende: *).

Endlich	Unendlich
Ungerade	Gerade
Einheit	Vielheit
Rechtes	Linkes
Männliches	Weibliches
Ruhendes	Bewegtes
Geradlinichtes	Krummes
Licht	Finsternis
Gutes	Böses
Quadrat	Ungleichseitiges Viereck.

Ich vermuthe, daß Aristoteles selbst den Sinn dieser Behauptung des Alkmäon nicht recht gefaßt, und sie daher unrichtig für eine von den obigen Lehrsätzen abweichende Meynung gehalten habe, ob sie es gleich nicht ist. Diese zehn sich entgegenstehenden Principien sind nur daher entsprungen, daß die

---

*) Metaph. I, 5. Ich erinnere hier, daß Hr. Tiedemann in dem angeführten Werke S. 111. die Begriffe gerade, ungerade, unrichtig gestellt hat; sie müssen so stehn; ungerade, gerade. Ferner nicht das Gerade und Krumme sind einander entgegengesetzt, sondern das Geradlinichte (εὐθὺ) und Krumme. Dem Geraden (τῷ ἀρτίῳ) steht das Ungerade (τὸ περιττὸν) entgegen.

die Pythagoreer und namentlich Alkmäon eine Analyse der beyden Grundprincipien, des Unendlichen (des Gleichen), und des Endlichen (des Ungleichen und Ungeraden) versuchten, um durch diese schon in den Grundprincipien ihr vollkommenstes Zahlverhältniß, die Dekas, zu entdecken. Sie suchten alles, was in den sinnlichen Erscheinungen Bestimmendes und Bestimmtes zu seyn schien, auf seine Hauptbegriffe zurückzubringen, eben so dasjenige, was sich ihnen als bloß Leidendes, folglich Formloses und Unbestimmtes darin aufdrang; beydes trennten sie von einander, und stellten zehn Hauptbegriffe der entgegengesetzten Qualitäten der Dinge, soweit dieselben in der Materie, oder in der Form liegen, einander gegen über. Aristoteles sagt insbesondre vom Alkmäon, er sey durch die Beobachtung im gemeinen Leben, daß es in den Erscheinungen lauter Gegensätze gebe, z. B. schwarz und weiß, süß und bitter, gut und böse, groß und klein, auf jene Analyse gerathen, ob er gleich die Zahl der Hauptbegriffe, oder die Kategorieen, wie man sie gewissermaaßen nennen könte, noch nicht so fixirt habe, wie andere Pythagoreer gethan hätten. Wenn man auch die Begriffe, Unendlich, Gerade, Vielheit, Linkes, Weibliches, Bewegtes, Krummes, Finsterniß, Böses u. s. w. mit den gegenüber stehenden, Endlich, Ungerade, Einheit, Rechtes, Männliches, Ruhendes, Geradlinichtes, Licht, Gutes, u. s. w. vergleicht, so erhellt offenbar, daß jene zu-

zusammen ein Etwas ausdrücken, was unbestimmt ist, demnach zum leidenden Princip gehört, und der Form erst bedarf; diese hingegen zusammen ein Etwas, das bestimmt ist, demnach zum thätigen Princip gehört, und die Form mittheilt. Man muß gleichwohl bey der Beurtheilung und Prüfung dieser Analyse nicht mit zu großer kritischer Strenge verfahren, sondern es sich immer gegenwärtig erhalten, daß der speculirende Verstand damals sich auch oft mit dunkeln schwankenden Begriffen befriedigte, die Antithesen der Begriffe nicht immer scharf genug faßte, und auch in den Folgerungen aus Grundsätzen nicht immer so consequent war, wie unsre neuern Systematiker sind, und seyn müssen. Die Frage darf daher hier nicht aufgeworfen werden, ob das Linke, das Weibliche, das Krumme, nicht eben so bestimmt seyen, wie das Rechte, das Männliche, das Geradlinichte? Eben so wenig eine andre, ob es nicht mehr, als zehn entgegengesetzte Principien von den Qualitäten der Sinnenerscheinungen gebe, oder ob sich wirklich die letztern alle auf jene zurückführen lassen? Die Pythagoreer konten die Zahl dieser Principien nie mit Gewißheit bestimmen, da die Tiefe der Erfahrung unerschöpflich, und eine vollständige Induction nicht möglich ist. Sie rafften die Principien zusammen, wie sie sich ihnen im Laufe der gemeinsten Erfahrung darboten, grade, wie in der Folge Archytas von Tarent und Aristoteles ihre Kategorieen, nur mit dem

Un=

Unterschiede, daß jene einen Leitfaden, um das Gebiet der Erfahrung auszumessen, möglicherweise nicht finden konten; diese aber dem unrechten folgten.

Eine andre Analyse der Grundprincipien hat uns Sextus Empiricus *) aufbehalten, bey der es aber in die Augen fällt, daß ihre Urheber das System des Pythagoras, und seiner ältesten Schüler nicht recht verstanden haben. Nach dieser Analyse theilten die Pythagoreer die Begriffe von den Dingen in drey Hauptgattungen, danach sie entweder in Beziehung auf absolute Dinge, oder im Gegensatze mit andern Begriffen, oder endlich durch Relation zu andern Begriffen gedacht werden. Begriffe der ersten Art sind: Mensch, Baum, Stein; der andern Art: gut, böse, süß, bitter, weiß, schwarz; der dritten Art: rechts, links, oben, unten, ganz, halb. Alle drey Gattungen müssen disjunctiv in einem Geschlechtsbegriffe enthalten seyn, und dieser ist das Eins. Von allen absoluten Dingen ist das Eins das Princip, sowohl ihrer Materie als ihrer Form nach. Von den entgegengesetzten Dingen ist das Gleiche und Ungleiche das Princip, wovon jenes in der Einheit, dieses in der unbestimmten Dyas enthalten ist; und wahrscheinlich

*) Sext. Empiric. X, 263. ff. Pyrrhon. Hypotyp. III, 151.

wurde das Gleiche und Ungleiche ebenfalls als das Princip der Relationsbegriffe angenommen; denn mit Gewißheit läßt sich dieses nicht sagen, weil Sextus das Verhältniß der relativen Dinge zur Einheit nicht weiter berührt hat. In dieser Analyse ist der einfache Gegensatz zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Bestimmten und Unbestimmten, welchen die ältesten Pythagoreer zum Grunde legten, schon verkannt. Für das Princip des Endlichen und Bestimmten wird das Eins ausgegeben, und für das Princip des Unendlichen und Unbestimmten die Dyas, grade als ob Pythagoras das Eins und die Zweyheit einander entgegengesetzt hätte; da er vielmehr das Bestimmte wie das Unbestimmte aus dem Eins hervorgehn ließ, und es übrigens für ein unauflösliches Problem erklärte, wie die Mehrheit in dem Eins begriffen seyn könne. Was jene Auslegung des Pythagoreismus veranlaßt haben mag, ist wohl der wahrgenommene Unterschied zwischen absoluten, entgegengesetzten, und Verhältnißbegriffen gewesen, die man nicht anders, wie jener Auslegung gemäß, auf einen Geschlechtsbegriff zurückführen zu können glaubte; aber diesen Unterschied haben die ältesten Pythagoreer schwerlich schon mit logischer Genauigkeit gefaßt, da in der oben angegebnen Pythagoreischen Tafel der entgegengesetzten Principien auch Verhältnißbegriffe eingemischt sind.

Eben das System über die Grundprincipien der Dinge, zu welchem sich die Urheber jener Analyse bekannt zu haben scheinen, wird vom Aristoteles und Sextus *) noch deutlicher erörtert, und beyde erinnern ausdrücklich, daß die Pythagoreer sich in Ansehung desselben in mehrere Parteyen getheilt hätten. In diesem Systeme ist nicht das Eins das Grundprincip, sondern es werden vielmehr zwey Grundprincipien angenommen, das Eins, und die Dyas. In Ansehung des eigenthümlichen Charakters, welcher der Monas und der Dyas beygelegt wird, sind die Meynungen nicht gleich. Einige erklären die Monas für das thätige, und die Dyas für das leidende Princip; andre hingegen umgekehrt räumen der leztern die wirksame Kraft, und der erstern das leidende Verhältniß ein. Die Hypothese von zwey verschiedenen Grundprincipien ist aber schwerlich der ältesten Pythagorischen Schule eigen gewesen, sondern vermuthlich rührt sie von spätern Pythagoreern her, welche dadurch der Schwierigkeit; wie das Eins sowohl das thätige als das leidende Princip zugleich seyn könne, auszuweichen glaubten. Indessen muß doch schon eine Partey der Pythagoreer vor und zu den Zeiten des Plato sie adoptirt haben, weil Plato den Pythagoreis-

*) Arist. ausc. phys. I, 6. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 277.

Ungeachtet die Pythagoreer das Problem nicht zu lösen vermochten, wie die Mehrheit aus der Einheit entstehen könne, so gaben sie doch die Art und Weise an, wie die Mehrheit hervorgebracht würde, nämlich: durch Addition des Eins zu sich selbst. Spätere griechische Schriftsteller legen ihnen zwar die Meynung bey, daß die Einheit erst durch sich selbst die Dyas hervorbringe, und hernach aus beyden vermittelst der Multiplication die übrigen Zahlgrößen entständen; allein dieses widerspricht nicht nur der ausdrücklichen Erklärung des Aristoteles*), daß aus der Einheit alle übrigen Zahlen flößen, sondern auch die Bildung der Gnomonen bey Quadratzahlen beweist das Gegentheil. Gnomonen sind solche Zahlen, die, wenn sie zu Polygonalzahlen addirt werden, die Natur dieser nicht verändern, ob sie gleich dieselben vergrößern. So entstehn aus Quadratzahlen, wenn Gnomonen, die bey Quadraten immer ungerade Zahlen sind, zu ihnen hinzugefügt werden, immer wieder Quadrate. Alle diese Quadratzahlen aber bilden sich durch Addition des Gnomon, und dieses ist auch bey Vergrößerung der Trian-

---

*) Arist. l. l. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 276. Pyrrhon. Hypotyp. III, 153. Diog. Laert. VIII, S. 25.

Triangular, und andrer Polygonalzahlen durch Gnomonen der Fall *).

Sobald der Begriff der Mehrheit in seinen möglichen Zahlverhältnissen gedacht und bestimmt war, mußten die Pythagoreer auch den wesentlichen Unterschied zwischen geraden und ungraden Zahlen, und die wesentlich verschiedenen Wirkungen verschiedener Verbindungen derselben unter einander wahrnehmen. Die Einheit, da sie überhaupt die Mutter der Mehrheit ist, enthielt das Gerade und das Ungerade zugleich. Sie selbst zu geraden Zahlen hinzugefügt, oder zu ungeraden, bringt bald gerade bald ungerade hervor. Aus geraden Zahlen, die eine Meheheit ausdrücken, überhaupt genommen aber, können, wenn sie verbunden werden, nur gerade Zahlen entstehen; hingegen lauter ungerade zusammengesetzt, oder gerade zu ungeraden verbunden, geben bald gerade, bald ungerade Summen zu Resultaten. Weil aber doch die vornehmste und allgemeinste Verschiedenheit in den Zahlgrößen darinn besteht, daß sie entweder gerade oder unge-

*) Jamblich in Arithmet. Nicom. p. 82. Ein Beyspiel von Quadraten durch Addition von Gnomonen ist: $1 + 3 = 2^2$. $4 + 5 = 3^2$. $9 + 7 = 4^2$. Vergl. Tiedemanns Geist der speculat. Phil. Th. I. S. 108.

ungerade Zahlen ausdrücken, so entwickelten sie hieraus den allgemeinen Grundsatz, daß das Gerade und Ungerade die Elemente aller Zahlengrößen seyen. Unter diesen beyden Elementen ist das Gerade das Unendliche, weil es den Dingen Unendlichkeit giebt, indem es immer von dem Ungeraden umschlossen und begrenzt wird. Dieser Satz ist wohl zu verstehen, daß das Gerade einer unendlichen Erweiterung fähig ist; dahingegen das Ungerade, als das ihm Entgegengesetzte, nur ihm Grenze, Bestimmung und Form zu geben, weil beyde, das Gerade und das Ungerade, nicht zugleich unendlich seyn können *). Uebrigens lassen sich diese Lehren der Pythagoreer nicht weiter aufhellen, da es an genauern Nachrichten bey den Alten darüber fehlt. Will man die von den Zahlen hergenommene Terminologie, die bey jenen Sätzen gebraucht ist, auf deutlichere Begriffe zurückführen, so scheint Pythagoras sich in seiner Einheit zwey entgegengesetzte Principien gedacht zu haben, von denen das eine formlose und unbestimmte Materie, oder das sich überall Gleiche, insofern ihm jede Form fehlte, war; das andre hingegen das Princip der Qualitäten, oder der Formen selbst, nämlich das sich überall Ungleiche, insofern es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen ausdrückt. Mit dem Glei-

*) Arist. auscultatt. phys. III, 4.

Gleichen und Ungleichen ist nach meiner Meynung das Gerade und Ungerade nicht durchaus für einerley zu halten. Das Gleiche und Ungleiche bezieht sich auf die Materie, inwiefern sie unbestimmt und formlos, oder bestimmt ist; allein das Gerade und Ungerade bezieht sich lediglich auf die Form. Daher sind, das Gleiche und Ungleiche, Principien aller Dinge der Materie und Form zugleich nach; hingegen das Gerade und Ungerade Principien aller Dinge nur der Form nach. Ich finde zwar in den alten Schriftstellern über den Unterschied zwischen dem Gleichen und Ungleichen, und dem Geraden und Ungeraden keinen Aufschluß; aber ich glaube, daß man diesen Unterschied nothwendig annehmen muß, weil sich sonst nicht einsehen läßt, warum die Pythagoreer den geraden Zahlgrößen einen Vorzug vor den ungeraden einräumten. Denn wären das Gleiche und das Gerade völlig einerley, so müßte bey beyden auch der Begriff einer unbestimmten, formlosen Materie zum Grunde liegen; und doch ist eine gerade Zahlgröße sowenig unbestimmt und formlos, wie eine ungerade, und jene hat sogut, wie diese, ihre bestimmte Beschaffenheit. Da aber die Pythagoreer die geraden Zahlgrößen für vollkomner erklärten, als die ungeraden, so müssen sie dieses bloß in Beziehung auf die Form gemeynt haben, und folglich gilt in ihrem Systeme das Gleiche und Ungleiche als Princip der Dinge, der Materie und Form nach, und das

Gerade und Ungerade als Princip der Dinge, nur ihrer Form nach.

Was die Pythagoreer bewog, die geraden Zahlgrößen für vollkomner als die ungeraden zu halten, scheint wieder auf arithmetischen Begriffen zu beruhen. Die geraden Zahlgrößen drücken eine vollkommnere Form aus, wie die ungeraden, die noch etwas chaotisches an sich zu haben scheinen. Die Verhältnisse, welche aus Addition gerader Zahlgrößen zu einander entspringen, sind daher auch leichter, natürlicher und harmonischer. Es komt uns sogar vor, als ob die erstern, als Formen betrachtet, mehr mit der Natur der Materie, welche das überall Gleiche ist, übereinstimmen, als die letztern. Die Pythagoreer nahmen deswegen sogar unter den geraden Zahlen einige an, welche vollkomner, als die übrigen, wären, und die Dekas war von allen die vollkommenste, weil sie die Vorzüge gerader Zahlen am meisten in sich vereinigt *).

Pythagoras und seine ältesten Schüler setzten also zum Grundprincipe der Welt die Einheit fest, welche die Materie, wie die Form, in sich schließe, durch deren gegenseitige Wirkung auf einander die einzelnen Dinge sich in einem Ganzen, und zu einem Ganzen bildeten. Sie thaten in der Erkentniß der Naturursachen einen großen Schritt weiter,

in-

*) Metaph. XIV, 5. de Coelo II, 2.

indem sie nicht, wie ihre Vorgänger, die Jonischen Weltweisen, bey einem anfänglichen Urstoffe, oder Grundelemente stehn blieben, aus welchem sich die Dinge entwickelt hätten, sondern zuerst ein schaffendes und ein leidendes Princip der Dinge in die Philosophie einführten, und beyde wiederum zu einer Einheit verbanden, ungeachtet sie die Möglichkeit dieser Verbindung unerklärt ließen. Auch waren sie es, welche zuerst die rohe Materie als formlos dachten, und selbst dieser Begriff scheint ihnen den Begriff der Unendlichkeit, die sie der Materie beylegten, erleichtert oder denkbarer gemacht zu haben. Freylich begreift man hiebey nicht, wie sie auf eine formlose Materie verfallen konten, da diese unvorstellbar ist; allein, weil sie sich gezwungen sahn, ein von der Form unabhängiges Etwas zugleich mit derselben anzunehmen, so achteten sie wohl jene Schwierigkeit nicht, oder es erschien ihnen dieselbe nicht so wichtig und bedeutend, da sogar Plato und Aristoteles lange nachher noch eine formlose Materie zu den Principien der Dinge zählten.

Aristoteles, nachdem er die Meynung der Pythagoreer, daß das Gerade und Ungerade die Elemente der Zahlen seyen, angeführt hat, fügt hinzu: Andre Pythagoreer lehrten, es gebe nicht zwey, sondern zehn einander entgegengesetzte Principien der Dinge. Alkmäon von Kroton, der noch zu Pythagoras Zeit lebte, habe unter andern

dieses behauptet. Die zehn sich entgegenstehenden Principien, welche er angegeben haben soll, sind folgende: *).

Endlich	Unendlich
Ungerade	Gerade
Einheit	Vielheit
Rechtes	Linkes
Männliches	Weibliches
Ruhendes	Bewegtes
Geradlinichtes	Krummes
Licht	Finsternis
Gutes	Böses
Quadrat	Ungleichseitiges Viereck.

Ich vermuthe, daß Aristoteles selbst den Sinn dieser Behauptung des Alkmäon nicht recht gefaßt, und sie daher unrichtig für eine von den obigen Lehrsätzen abweichende Meynung gehalten habe, ob sie es gleich nicht ist. Diese zehn sich entgegenstehenden Principien sind nur daher entsprungen, daß die

---

*) Metaph. I, 5. Ich erinnere hier, daß Hr. Tiedemann in dem angeführten Werke S. 111. die Begriffe gerade, ungerade, unrichtig gestellt hat; sie müssen so stehn; ungerade, gerade. Ferner nicht das Gerade und Krumme sind einander entgegengesetzt, sondern das Geradlinichte (εὐθὺ) und Krumme. Dem Geraden (τῷ ἀρτίῳ) steht das Ungerade (τὸ περιττὸν) entgegen.

die Pythagoreer und namentlich Alkmäon eine Analyse der beyden Grundprincipien, des Unendlichen (des Gleichen), und des Endlichen (des Ungleichen und Ungeraden) versuchten, um durch diese schon in den Grundprincipien ihr vollkommenstes Zahlverhältniß, die Dekas, zu entdecken. Sie suchten alles, was in den sinnlichen Erscheinungen Bestimmendes und Bestimmtes zu seyn schien, auf seine Hauptbegriffe zurückzubringen, eben so dasjenige, was sich ihnen als bloß Leidendes, folglich Formloses und Unbestimmtes darin aufdrang; beydes trennten sie von einander, und stellten zehn Hauptbegriffe der entgegengesetzten Qualitäten der Dinge, soweit dieselben in der Materie, oder in der Form liegen, einander gegen über. Aristoteles sagt insbesondre vom Alkmäon, er sey durch die Beobachtung im gemeinen Leben, daß es in den Erscheinungen lauter Gegensätze gebe, z. B. schwarz und weiß, süß und bitter, gut und böse, groß und klein, auf jene Analyse gerathen, ob er gleich die Zahl der Hauptbegriffe, oder die Kategorieen, wie man sie gewissermaaßen nennen könte, noch nicht so fixirt habe, wie andere Pythagoreer gethan hätten. Wenn man auch die Begriffe, Unendlich, Gerade, Vielheit, Linkes, Weibliches, Bewegtes, Krummes, Finsterniß, Böses u. s. w. mit den gegenüber stehenden, Endlich, Ungerade, Einheit, Rechtes, Männliches, Ruhendes, Geradlinichtes, Licht, Gutes, u. s. w. vergleicht, so erhellt offenbar, daß jene

zusammen ein Etwas ausdrücken, was unbestimmt ist, demnach zum leidenden Princip gehört, und der Form erst bedarf; diese hingegen zusammen ein Etwas, das bestimmt ist, demnach zum thätigen Princip gehört, und die Form mittheilt. Man muß gleichwohl bey der Beurtheilung und Prüfung dieser Analyse nicht mit zu großer kritischer Strenge verfahren, sondern es sich immer gegenwärtig erhalten, daß der speculirende Verstand damals sich auch oft mit dunkeln schwankenden Begriffen befriedigte, die Antithesen der Begriffe nicht immer scharf genug faßte, und auch in den Folgerungen aus Grundsätzen nicht immer so consequent war, wie unsre neuern Systematiker sind, und seyn müssen. Die Frage darf daher hier nicht aufgeworfen werden, ob das Linke, das Weibliche, das Krumme, nicht eben so bestimmt seyen, wie das Rechte, das Männliche, das Geradlinichte? Eben so wenig eine andre, ob es nicht mehr, als zehn entgegengesetzte Principien von den Qualitäten der Sinnenerscheinungen gebe, oder ob sich wirklich die letztern alle auf jene zurückführen lassen? Die Pythagoreer konten die Zahl dieser Principien nie mit Gewißheit bestimmen, da die Tiefe der Erfahrung unerschöpflich, und eine vollständige Induction nicht möglich ist. Sie rafften die Principien zusammen, wie sie sich ihnen im Laufe der gemeinsten Erfahrung darboten, grade, wie in der Folge Archytas von Tarent und Aristoteles ihre Kategorieen, nur mit dem

Un=

Unterschiede, daß jene einen Leitfaden, um das Gebiet der Erfahrung auszumessen, möglicherweise nicht finden konten; diese aber dem unrechten folgten.

Eine andre Analyse der Grundprincipien hat uns Sextus Empiricus *) aufbehalten, bey der es aber in die Augen fällt, daß ihre Urheber das System des Pythagoras, und seiner ältesten Schüler nicht recht verstanden haben. Nach dieser Analyse theilten die Pythagoreer die Begriffe von den Dingen in drey Hauptgattungen, danach sie entweder in Beziehung auf absolute Dinge, oder im Gegensatze mit andern Begriffen, oder endlich durch Relation zu andern Begriffen gedacht werden. Begriffe der ersten Art sind: Mensch, Baum, Stein; der andern Art: gut, böse, süß, bitter, weiß, schwarz; der dritten Art: rechts, links, oben, unten, ganz, halb. Alle drey Gattungen müssen disjunctiv in einem Geschlechtsbegriffe enthalten seyn, und dieser ist das Eins. Von allen absoluten Dingen ist das Eins das Princip, sowohl ihrer Materie als ihrer Form nach. Von den entgegengesetzten Dingen ist das Gleiche und Ungleiche das Princip, wovon jenes in der Einheit, dieses in der unbestimmten Dyas enthalten ist; und wahrscheinlich

*) Sext. Empiric. X, 263. ff. Pyrrhon. Hypotyp. III, 151.

wurde das Gleiche und Ungleiche ebenfalls als das Princip der Relationsbegriffe angenommen; denn mit Gewißheit läßt sich dieses nicht sagen, weil Sextus das Verhältniß der relativen Dinge zur Einheit nicht weiter berührt hat. In dieser Analyse ist der einfache Gegensatz zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Bestimmten und Unbestimmten, welchen die ältesten Pythagoreer zum Grunde legten, schon verkannt. Für das Princip des Endlichen und Bestimmten wird das Eins ausgegeben, und für das Princip des Unendlichen und Unbestimmten die Dyas, grade als ob Pythagoras das Eins und die Zweyheit einander entgegengesetzt hätte; da er vielmehr das Bestimmte wie das Unbestimmte aus dem Eins hervorgehn ließ, und es übrigens für ein unauflösliches Problem erklärte, wie die Mehrheit in dem Eins begriffen seyn könne. Was jene Auslegung des Pythagoreismus veranlaßt haben mag, ist wohl der wahrgenommene Unterschied zwischen absoluten, entgegengesetzten, und Verhältnißbegriffen gewesen, die man nicht anders, wie jener Auslegung gemäß, auf einen Geschlechtsbegriff zurückführen zu können glaubte; aber diesen Unterschied haben die ältesten Pythagoreer schwerlich schon mit logischer Genauigkeit gefaßt, da in der oben angegebnen Pythagoreischen Tafel der entgegengesetzten Principien auch Verhältnißbegriffe eingemischt sind.

Eben das System über die Grundprincipien der Dinge, zu welchem sich die Urheber jener Analyse bekannt zu haben scheinen, wird vom Aristoteles und Sextus*) noch deutlicher erörtert, und beyde erinnern ausdrücklich, daß die Pythagoreer sich in Ansehung desselben in mehrere Parteyen getheilt hätten. In diesem Systeme ist nicht das Eins das Grundprincip, sondern es werden vielmehr zwey Grundprincipien angenommen, das Eins, und die Dyas. In Ansehung des eigenthümlichen Charakters, welcher der Monas und der Dyas beygelegt wird, sind die Meynungen nicht gleich. Einige erklären die Monas für das thätige, und die Dyas für das leidende Princip; andre hingegen umgekehrt räumen der leztern die wirksame Kraft, und der erstern das leidende Verhältniß ein. Die Hypothese von zwey verschiedenen Grundprincipien ist aber schwerlich der ältesten Pythagorischen Schule eigen gewesen, sondern vermuthlich rührt sie von spätern Pythagoreern her, welche dadurch der Schwierigkeit; wie das Eins sowohl das thätige als das leidende Princip zugleich seyn könne, auszuweichen glaubten. Indessen muß doch schon eine Partey der Pythagoreer vor und zu den Zeiten des Plato sie adoptirt haben, weil Plato den Pythagoreis-

*) Arist. ausc. phys. I, 6. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 277.

goreismus von dieser Seite gefaßt hat. Auch war es die Platonische Schule, welche die Monas zum thätigen Principe, und die Dyas zum leidenden machte, dem ausdrücklichen Grundsatze der ältesten Pythagoreer zuwider, nach welchem das Ungleiche und Ungerade die formenden Ursachen der unendlichen Materie sind. Inwiefern übrigens das Platonische Ideensystem mit dem Pythagorischen Zahlensystem einerley, oder von ihm verschieden ist, werde ich im Folgenden, wenn ich die Geschichte der Platonischen Philosophie abhandle, genauer untersuchen *).

Soviel Unbegreifliches auch schon das oberste Princip im Pythagoreischen Systeme hat, daß in dem Eins das Gleiche und Ungleiche, oder die Grundursachen der Dinge, ihrer Materie und Form nach, enthalten seyn, so konte man doch, wenn einmal die Wahrheit und Richtigkeit desselben zugestanden wurde, die Folgerung aus demselben nicht ableugnen, daß sich Materie und Form überhaupt nach Zahlen und Zahlverhältnissen bestimmen lassen müsse. Man hat oft und viel darüber gestritten, in was für einem Sinne diese Folgerung zu nehmen sey; ob die Sinnenerscheinungen und selbst die Verstandeswesen wirklich und eigentlich aus

*) Arist. ausc. phys. I, 6. Sext. Emp. adv. Mathem. X, 277.

aus Zahlen und Zahlverhältnissen bestehen sollten, oder ob die Pythagoreer die leztern bloß als Typen, als Urbilder, gedacht hätten, von welchen jene gleichsam Copieen und Nachahmungen seyen. Der Zweifel hat in mehrern Ursachen seinen Grund *). Erstlich sind viele nicht tief genug in die Bedeutung der Pythagorischen Lehrsätze eingedrungen, und es mußte ihnen daher unglaublich scheinen, daß der Satz: Alle Dinge bestehn aus Zahlen, im buchstäblichen Verstande vom Pythagoras, und seinen Schülern, gemeynt sey. Denn, wenn man diesen Satz so oberflächlich betrachtet, ohne die Prämissen zu kennen, oder auf sie Rücksicht zu nehmen, aus denen er entwickelt, und durch welche er bestimmt wird, so widerspricht ihm der gemeine Menschenverstand so laut, daß man entweder einen Weltweisen, den das ganze Alterthum als einen der tiefsten Denker bewunderte, und eine ganze ehrwürdige Gesellschaft der edelsten Männer, die ihm und seinem

*) Den Unterschied des Pythagoreischen und Platonischen Systems hat schon Aristoteles sehr genau bestimmt, Metaph. I, 6. Die Uebereinkunft beyder vertheidigen Brucker in der Abhandlung: de convenientia numerorum cum ideis Platonis. S. Schellhorn Amoenitat. lit. T. VII. p. 174; Plessing in den Versuchen über das älteste Alterthum Band II. Th. I. S. 65. ff. Vergl. Meiners Vorrede zum zweyten Bande der Geschichte der Wissenschaften S. 22.

nem Systeme anhiengen, für unbegreifliche metaphysische Schwärmer halten, oder eine Erklärung desselben suchen muß, durch welche er wenigstens das Ungereimte verliert, das er für den ersten Blick an sich trägt. Sind die Dinge nur Copieen und Nachahmungen von Zahlen und Zahlverhältnissen, so läßt sich das so verstehen, als habe Pythagoras ihre mannichfaltigen Zusammensetzungen, Beschaffenheiten und Verbindungen aus mathematischen Gründen erklären, und insbesondre durch von der Arithmetik hergenommene Beyspiele anschaulich machen wollen; ein Verfahren, worinn nichts widersinniges liegt. Mehrere unter den alten und neuern Schriftstellern haben daher auch diese Deutung des Pythagorischen Grundsatzes angenommen, weil sie dadurch wirklich eine Ungereimtheit vom Pythagoreismus zu entfernen glaubten, welche sie aber freylich zuvor erst hineingetragen hatten. Zweytens hat jenen Zweifel vorzüglich die Meynung veranlaßt, daß Plato die Haupzüge seines Systems aus der Pythagoreischen Philosophie entlehnt habe. Man verglich nun die Pythagoreischen Zahlen mit den Platonischen Ideen, und da sich allerdings manche Aehnlichkeiten zwischen beyden auffinden lassen; da es ferner ausgemacht ist, daß Plato nicht nur Schriften der Pythagoreer studirte, sondern auch theils durch sie auf seine Metaphysik geleitet wurde, theils aus ihnen manche Vorstellungsarten aufnahm und in jene verwebte; so gebrauchte man die Platonische

tonische Ideenlehre zum Schlüssel des Pythagoreischen Zahlensystems, und hielt sich berechtigt, das letztere durch die erstern zu erläutern. Man dachte sich also dasselbe Verhältniß zwischen den Pythagoreischen Zahlen, und den wirklichen Dingen, wie zwischen den Platonischen Ideen und der Sinnenwelt, und so wurden auch die Zahlen nur als Typen und Urbilder der Dinge genommen, nicht aber als Principien, welche für sich den Bestand und das Wesen derselben begründeten. Ob sich nun gleich diese Auslegung des Pythagorischen Grundsatzes sowohl von Seiten ihrer größern Faßlichkeit als auch durch die eben angeführten Gründe empfahl, so konte man sie doch nicht mit den bestimmtesten Erklärungen des Aristoteles, und anderer glaubwürdiger Schriftsteller über die Pythagoreische Philosophie vereinbaren. Die Sinnenerscheinungen werden von den Zahlen nie im Pythagoreismus so unterschieden, daß jene gleichsam die wirkliche Welt, und diese die intelligible Welt, nach welcher jene geformt sey, ausmachten. Die Pythagoreer lehrten ausdrücklichen und mehrmal wiederholten Zeugnissen des Aristoteles zufolge, daß die Zahlen die Principien aller Dinge, ihrer Materie und ihrer Form nach, seyen; das Gleiche, wie das Ungleiche, sey in dem Eins enthalten. Sie trennten demnach die Materie durchaus nicht von den Zahlen, wie die Platonische Schule sie von den Ideen trennte; denn die letztere nahm ewige Existenz einer

form:

formlosen Materie abgesondert von den Ideen an, und ließ die Materie erst durch die Ideen in eine regelmäßige Gestalt formen und umbilden. Aristoteles sagt zwar einmal *): die Pythagoreer hätten zwischen den Zahlen und Zahlverhältnissen, und zwischen den Sinnenerscheinungen und ihrem Zusammenhange viele Aehnlichkeiten entdeckt, und diese Entdeckung wäre die Veranlassung zum Pythagoreischen Systeme geworden; allein diese Stelle kann gar nicht zum Belege jener Deutung benutzt werden, daß die Zahlen bloße Typen der Dinge seyen. Denn es war hier dem Stagiriten nur darum zu thun, den Ursprung des Pythagoreischen Systems anzugeben, und zu zeigen, wie Pythagoras auf seine Speculationen gekommen sey; welches offenbar erhellt, wenn man die Stelle in der Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden liest. Mehrere Geschichtforscher verwarfen deswegen jene Deutung gänzlich, und nahmen den Pythagorischen Grundsatz: Alle Dinge bestehn aus Zahlen, im buchstäblichen Sinne. Sie setzten diesen Grundsatz der Pythagoreer, als Thatsache, fest, die durch die Ueberlieferungen des Alterthums bestätigt werde, und, um die Schwierigkeit wegzuräumen, welche daraus entspringt, daß man nicht einsieht, wie jener metaphysische Grundsatz buchstäblich

*) Aristot. Metaph. I, 4.

stäblich verstanden von einer achtungswerthen philosophischen Schule habe anerkannt werden, und sich Jahrhunderte lang behaupten können, ohne für ungereimt erklärt zu werden, beriefen sie sich theils auf den Mangel an Nachrichten über den innern Zusammenhang der Pythagoreischen Philosophie, theils auf die Kindheit des philosophischen Geistes ein Zeitalter des samischen Weltweisen und seiner nächsten Nachfolger, theils endlich auf andre Beyspiele methaphysischer Träumereyen, welche den Pythagoreischen gleich wären. So blieb der Streit über die wahre Bedeutung des obersten Pythagoreischen Lehrsatzes unentschieden.

Mich dünkt, man kann hier noch einen Mittelweg einschlagen, um das Pythagoreische System von dem Vorwurfe des Unsinns zu befreyen, und dennoch den Zeugnissen der Alten nicht zu widersprechen. Der Grundsatz: Die Elemente aller Dinge sind Zahlen, ist auf keine Weise im buchstäblichen Sinne zu nehmen. Dieses leuchtet schon daraus ein, daß er auch bisweilen so ausgedrückt wird: Das Gleiche und Ungleiche sind die Principien aller Dinge. An eigentliche Zahlen hat also Pythagoras nicht gedacht, wenn er von metaphysischen Principien sprach, sondern an die Begriffe von Einheit und Mehrheit, und an die Construction derselben. Jede Sinnenerscheinung ist theilbar, und Theile lassen sich wiederum zu einem Ganzen verbinden; folglich drückt jede Sinnener-

scheinung eine Mehrheit zur Einheit verbunden aus, und dasselbe gilt von der ganzen Körperwelt, als einem Aggregate. So manche Arten von Constructionen der Mehrheit es nun giebt, so manche Verhältnisse der Einheit zur Mehrheit und umgekehrt; so manche Arten von Figuren und Körpern lassen sich auch denken. Wollte Pythagoras nun diese Begriffe von den Principien der Dinge bezeichnen, so konte er dazu keine bessere Zeichen auffinden, als eben die Zahlzeichen. Die Zahlen drücken die Einheit, und wiederum die Mehrheit zur Einheit verbunden völlig bestimmt aus; vermittelst ihrer lassen sich alle möglichen Verhältnisse der Einheit zur Mehrheit, und umgekehrt andeuten, und da Pythagoras einmal in seiner philosophischen Speculation von mathematischen Begriffen ausgegangen war, so mußten sich die Zahlzeichen ihm als die nächsten und besten Hülfsmittel darbieten, wodurch er seine philosophischen Begriffe festsetzen könne. Hiezu muß man noch die Armuth der metaphysischen Sprache in jenen Zeiten in Erwägung ziehn. Für neue Ideen der Art, wie sie Pythagoras ersann, hatte die Sprache keine genau anpassende Wörter, und daher rührt es auch wohl, daß die Pythagorische von den Zahlen entlehnte Terminologie, selbst in ältern und neuern Zeiten, so oft misverstanden ist, weil hier die Zahlen auch auf Qualitäten angewendet wurden, anstatt daß sie sonst nur von Quantitäten gelten. Die Zahlen

sind also, objectiv genommen, im Pythagorischen Systeme nur Zeichen für Begriffe, und sollen das Verhältniß der Elemente der Dinge und ihrer Beschaffenheiten unter einander und zur Einheit ausdrücken. Aristoteles sagt daher sehr deutlich *): „Die Pythagoreer lehren, daß die ganze Körperwelt, oder alle empfindbare Substanzen aus dem mathematischen Eins entspringe, aber sie sondern dieses mathematische Eins nicht von den Dingen selbst ab. Denn sie lassen den ganzen Himmel aus Zahlen hervorgehn, aber nicht aus eigentlichen Einheiten, d. i. nicht aus eigentlich so genannten Zahlen; sondern aus materiellen Einheiten; denn sie räumen selbst den Einheiten eine Größe, μέγεθος, Materie, Ausdehnung) ein, ob sie gleich ihre Unwissenheit bekennen, wie das Ureins eine Größe haben möge.“ „Alle übrige Philosophen,“ setzt Aristoteles hinzu, „nehmen die Zahlen für eigentliche Einheiten, eigentlich sogenannte Zahlen; die Pythagoreer hingegen nicht, welche das Eins zugleich für das Element und für das Causalprincip der Dinge erklären.“ Nach solchen Aeußerungen des vertrautesten und unterrichtetsten Kenners der Pythagoreischen Philosophie, kann es, dünkt mich, kaum noch einem Zweifel unterworfen seyn, daß das sogenannte Zahlensystem der Pythagoreer,

*) Methaph. XI, 3. ed. du Vall.

insofern darinn von eigentlichen Zahlen die Rede ist, eine bloße Terminologie sey, und daß man sich weder die objectiven Zahlen, welche nur die Quantitäten ausdrücken, als Pythagoreische Principien der Dinge denken müsse, noch auch das Zahlensystem für einerley mit dem Platonischen Ideensysteme zu halten habe. Der Pythagoreer verstand die Zahlen in einem Sinne, der seinem Systeme ausschließend eigen war, wenn er den Grundsatz aufstellte, die Zahlen sind Principien der Dinge. Er nahm die Zahlen hier als Zeichen sowohl der Quantität, als der Qualität, und er unterschied den Begriff der Zahl in der Arithmetik genau vom Begriffe derselben in der Metaphysik. Wenn er daher irgend einem Elemente der körperlichen Natur, als der Luft, oder dem Wasser, eine gewisse Figur einräumte, die sich berechnen ließ, und sie ein Achteck oder ein Zwanzigeck nannte, so dachte er hier ein Verhältniß der materiellen Grundbestandtheile des Elements zur Einheit; bey denen das Gleiche, oder die Materie, den Stoff, und das Ungleiche in einer bestimten Modification in Beziehung auf die Einheit der Form ausmachte.

Die Schwierigkeiten der Pythagoreischen Principien mußten den Pythagoreern selbst um soviel größer und unüberwindlicher vorkommen, je mehr sie versuchten, dieselben auf die wirkliche Sinnenwelt im Ganzen und im Einzelnen, auf das Wesen und die Beschaffenheiten der unendlichen

Man-

Mannichfaltigkeit der Dinge selbst, anzuwenden. Pythagoras und seine ersten Schüler scheinen diesen Versuch auch nur im Allgemeinen gewagt zu haben. Auf die Beantwortung einer großen Menge von Fragen, welche sich jedem sorgfältigen Beobachter der Naturphänomene nothwendig aufdringen, und welche sich doch alle aus jenen Principien hätten erklären lassen müssen, haben sie entweder gar keine Rücksicht genommen, oder ihre Auflösungen derselben waren zu den Zeiten des Aristoteles schon verloren gegangen. Nach seinem Berichte haben sie zwar Untersuchungen über die Körperwelt im Einzelnen angestellt, aber gerade die wichtigsten Puncte unberührt gelassen. So bestimmten sie nichts darüber, von wannen die Bewegung ausgehe, oder wie es möglich sey, daß ohne Bewegung und Veränderung etwas entstehen und untergehen könne, daß der Lauf der Gestirne bewirkt werde, u. s. w. Wenn ihnen auch jemand einräumen wollte, daß die Zahlen materielle Qualitäten hätten, oder wenn gar dieses bewiesen wäre, so war doch damit noch nicht erklärt, wie die Verschiedenheit des Leichten und Schweren bey den Körpern statt finde. Denn nach ihren Erörterungen ist die Natur der empfindbaren Substanzen nicht weiter bestimmt, als insofern die mathematischen Körper bestimmt sind. Daher haben sie auch keine Theorie von der Natur des Feuers, oder der Erde, oder irgend eines andern Elements

angegeben, welche über die Bestimmung der mathematischen Figur derselben hienausgienge *).

Es erhellt also, daß die Pythagoreer die Beschaffenheit der Sinnendinge erklärt zu haben glaubten, wenn sie dieselben als mathematische Körper bestimmten und berechneten. Natürlicherweise mußten sie vieles ganz unerklärt lassen, was sich nicht so bestimmen und berechnen läßt, als z. B. diejenigen Gegenstände, deren Aristoteles erwähnt, und zu denen noch viele andre hinzugefügt werden könten. Was für mathematische Figuren sie diesen und jenen Dingen, unter andern den Elementen, beylegten, ist nicht mit Zuverläßigkeit bekannt. Nach dem Hermias **) gaben sie dem Feuer eine pyramidalische, der Erde eine kubische, der Luft eine achteckigte, und dem Wasser eine zwanzigeckigte Gestalt; allein man kann diesen Behauptungen nicht trauen, weil Hermias ein späterer Schriftsteller ist, und die neuen Pythagoreer überhaupt sich bemühten, aus Vorliebe für ihr System Zahlverhältnisse in Gegenständen zu finden, die die alte Pythagoreische Schule schwerlich anerkannt hat. Aus den Schriften neuerer Pythagoreer entlehnten wahr-

---

*) Metaph. I, 5.

**) Hermiae Irrif. philof. gentil. p. 179. Vergl. Tiedemanns Geist der speculativen Philosophie S. 119. ff. Th. I.

wahrscheinlich Plato jene Figuren der Elemente, und aus Plato's Werken lernte sie Hermias kennen.

Das ganze Weltall dachten sich die Pythagoreer, als rund, da sie die runde Figur für die vollkommenste hielten. Sie glaubten zwar nicht, daß das Vollkommenste, Beste, und Schönste Eigenschaften der Principien seyen, sondern sie meynten, wenn die Principien Pflanzen, Thiere, und dgl. gebildet hätten, so wären jene Eigenschaften erst die Resultate der Wirkungen der Principien *). Die runde Figur des Weltalls folgte also auch nicht unmittelbar aus der Natur der Principien, sondern war das Resultat der vollendeten Weltschöpfung, das durch die gegenseitigen Einwirkungen der Materie und Form auf einander hervorgebracht wurde. Das Weltall, als ein Inbegriff geformter Dinge, schwebt in der unendlichen formlosen Materie, welche dasselbe von allen Seiten umgiebt, und diese ist der Pythagoreische Aether **) (πνεῦμα). Um die Thätigkeiten der Principien zu erklären, mußten sie ihren Kräften Leben einräumen, und daher die Idee, daß das ganze Weltall ein lebendes Thier sey, welches, wie andre Thiere, Werkzeuge zum Athemholen habe, und zu seiner Erhal-

*) Arist. Metaph. I, 6.

**) Auscultatt. phys. IV, 6.

tung den umgebenden Aether ein- und ausathme. Damit die Substanzen im Weltall von einander geschieden würden, nahmen die Pythagoreer auch einen leeren Raum an, welcher sich zwischen ihnen befände. Dieser leere Raum ist aber nicht mit dem Aether zu verwechseln; denn er ist in dem Verhältnisse des Gleichen und Ungleichen gegründet, und dient beydes von einander zu unterscheiden. Wäre zwischen den Zahlen kein Leeres, so würden die Zahlen in einander gefallen, und kein Unterschied, folglich auch keine gegenseitige Wirkung der entgegengesetzten und sich widerstreitenden Qualitäten in der Monas möglich gewesen seyn.

Unter allen materiellen Dingen war das Feuer im Pythagorischen Systeme das Edelste, weil ihm die schnellste Bewegung eigen ist, und es den erhabensten Ort einnimmt. Dieses ist also das Göttliche der Pythagoreer im Weltalle. Als solches, und weil es das Ganze regieren, und zu seiner Erhaltung am meisten beytragen muß, hat es den Mittelpunkt der Welt zu seinem eigentlichen Wohnsitze. In der Mitte der Welt ist daher die heilige Wache Jupiters *). Höchstmerkwürdig

*) Aristot. de Coelo II, 13. Eine sehr schätzbare Erörterung über diesen Punct der Pythagorischen Philosophie findet sich auch in Eberhards neuen vermischten

würdig ist, wie Pythagoras diese Idee aufs genaueste mit seinen astronomischen Begriffen verband. Vor und lange nach ihm war es allgemeingeltende Vorstellungsart, daß die Erde in der Mitte des Weltalls sey, und Sonne, Mond und Sterne sich um sie herum bewegten. Der samische Weltweise wagte es zuerst, von dieser Vorstellungsart, welche durch die Sinne so sehr beglaubigt zu werden scheint, abzuweichen. Er sezte die Sonne in die Mitte, und ließ die Erde nebst den übrigen Planeten ihren Lauf um diese machen. Er behauptete, daß die Erde selbst Tag und Nacht bewirke. Die Stelle beym Aristoteles, wo diese Meynung angeführt wird, ist nicht deutlich genug, daß man daraus abnehmen könte, ob Pythagoras sich Tag und Nacht aus der Schwingung der Erde um ihre eigene Axe erklärt habe. Ich zweifle aber daran,

---

mischen Schriften B. II. Philolaus (Stob. eclog. I. p. 488. ed. Heeren) setzt auch das Centralfeuer in die Mitte. Außer diesem läßt er aber auch noch einen feurigen Aether das Universum umschließen. Dieser enthalte die Elemente in ihrer reinen Gestalt, also die formlose Materie, und werde Olymp genannt. Auf den Olymp folgen die Gegenden, welche die fünf Planeten, die Sonne und der Mond einnehmen, und nächst diesen die irdischen Gegenden, wozu insbesondre unsre Erde und die Gegenerde gehören. Philolaus unterscheidet die Sonne noch von dem Centralfeuer, und läßt jene sich um dieses herum bewegen. Beim Aristoteles bemerkt man diese Unterscheidung nicht.

daß dieses der Fall gewesen sey, weil die Pythagoreer außer unsrer Erde noch eine andre Erde annahmen, die jener entgegenstehe, wiewohl für uns nicht sichtbar sey. Aristoteles redet von gewissen Gründen, welche die Pythagoreer zu dieser Hypothese bewogen hätten, aber er hat sie leider nicht ausdrücklich angemerkt. Mir ist es wahrscheinlich, daß sie die unsichtbare Erde deswegen annehmen, um davon die Abwechslung von Tag und Nacht herzuleiten. Denn sie behaupteten sogar, daß noch mehrere Erdkörper sich neben unsrer Erde um die Sonne bewegten, die uns ebenfalls unsichtbar wären, weil unsre Erde sie decke, die aber bewirkten, daß es weit mehr Mondfinsternisse, als Sonnenfinsternisse, gebe. Dem sey nun, wie ihm wolle, so machte Pythagoras die Sonne zum Mittelpuncte der Welt, und versetzte sein heiliges Wachtfeuer Jupiters in dieselbe. Es ist nicht historisch entschieden, ob er selbst allein erster Urheber dieser Entdeckung gewesen ist, oder ob er sie den ägyptischen Astronomen verdankte. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß er selbst zuerst auf diese Meynung gerathen ist; denn ihm konte schon sein ganzes übriges System Veranlassung dazu geben. Bey den Aegyptiern, von deren astronomischen Kentnissen wir doch so ziemlich unterrichtet sind, trifft man keine deutliche Spur davon an, daß sie den Umlauf der Erde um die Sonne angenommen hätten, und wäre diese astronomische

nomische Lehre unter ihnen herschend gewesen, so würde sie wohl den Griechen, welche in Ansehung der Sternkunde alles von den Aegyptiern entlehnt hatten, minder auffallend geschienen haben, als sie ihnen wirklich im Systeme des Pythagoras erschien. Selbst Aristoteles stellt die Meynung der Pythagoreer als höchst parador vor, und bemüht sich, sie aus den gemeinen Begriffen zu widerlegen. Noch muß ich hier erinnern, daß einige jüngere Schriftsteller den Pythagoras sein heiliges Wachtfeuer nicht in die Sonne, sondern unabhängig von allen übrigen Himmelskörpern, und als für sich bestehend, in die Mitte des Weltalls versetzen lassen *). Nach dieser Behauptung mußte sich

*) Philolaus ap. Stob. ecl. phys. I. p. 488. Auch Hr. Tiedemann hat sich für diese Meynung erklärt, und sucht die von mir angenommene, welcher auch schon Brucker (Hist. crit. philos. T. I. p. 1062.) u. a. beypflichten, zu widerlegen. S. Erste Philosophen Griechenlands p. 448. Seine Gründe haben mich nicht überzeugt. Daß die Stelle beim Aristoteles (de Coelo II, 13. Επὶ μὲν γὰρ τοῦ μέσου πῦρ εἶναί φασι, τὴν δὲ γῆν ἕν τῶν ἄστρων οὖσαν κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν), die hier entscheidend ist, verderbt, und daß besonders die Worte: νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν, untergeschoben seyen, ist doch eine gar zu kühne Vermuthung. Die verschiedenen Namen, welche die Pythagoreer dem Centralfeuer gaben, konten sie ihm auch beylegen, wenn sie den Sitz desselben in die Sonne verlegten.

sich auch die Sonne selbst um das Centralfeuer bewegen. Allein es ist erstlich nicht glaublich, daß der samische Weltweise sich ein unsichtbares Centralfeuer gedacht habe, wofür er doch nie einen Beweis in der Anschauung auffinden konte, und zweytens stimmt das Zeugnis des Aristoteles hiemit gar nicht überein. Eines für sich bestehenden Centralfeuers erwähnt dieser nicht, sondern nach seiner Angabe ist im Pythagoreischen Systeme die Sonne die Mitte des Universums. Ueberdem war diese Vorstellungsart an und für sich viel leichter und natürlicher.

Um das Centralfeuer bewegten sich nicht nur die Erde, uud die übrigen Planeten, sondern der ganze Sternhimmel, und zwar in zehn abgemessenen von einander verschiedenen Kreise oder Sphären. Wie die Pythagoreer diese Sphären eintheilten, und was für Gestirne sie zu jeder derselben rechneten, darüber sind die Schriftsteller nicht einig. Wahrscheinlich waren die Ideen des Pythagoras und seiner ältesten Schüler hierüber früh verloren gegangen, und ihre spätern Nachfolger suchten nun diese Lücke nach Gutdünken auszufüllen. Nach dem Philolaus *) machte der göttliche Aether, Olymp genannt, die äußerste Grenze der Welt aus. Auf diesen folgte der Sternhimmel

*) Philolaus l. c.

mel (κόσμος), der die fünf Planeten nebst der Sonne und dem Monde in sich begriff. Nächst diesen der Lufthimmel, oder die sublunarischen Gegenden, in welchen die Veränderlichkeit herscht, und in denen die Erde und die Gegenerde enthalten sind, die sich um das Centralfeuer drehen. Ich glaube aber aus mehrern Gründen, daß diese Berechnung irrig ist, ungeachtet die Pythagorische Dekas der Sphären dabey herauskommt. Erstlich stimmt sie nicht mit den Berechnungen andrer Schriftsteller zusammen *). Wollte man aber auch diese für ungültig, oder für unvollständig und fehlerhaft erklären, so werden doch auch von Philolaus nur einige Gestirne namhaft gemacht, und von den übrigen geschieht keine Melduug, da doch nach des Aristoteles ausdrücklicher Versicherung die Pythagoreer alle Sterne sich um das Centralfeuer bewegen ließen. Zweytens erwähnt Aristoteles einer solchen Berechnung der Sphären gar nicht, und rührte sie wirklich so, wie sie Philolaus angiebt, von den ältesten Pythagoreern her, so ist sie an und für sich zu interessant und wichtig, als daß man an:

---

*) Der angebliche Timaeus läßt z. B. die Gegenerde weg. S. Opuscul. Mythol. Galii p. 550. Der Ungenannte beym Photius (Cod. 259.) zählt die Gegenerde so wenig, wie den Mond mit, und nimmt außerdem noch einen Luftkreis, Feuerkreis, und Wasserkreis an, die in der Berechnung des Philolaus gar nicht vorkommen.

annehmen dürfte, Aristoteles habe sie übergangen und vernachlässigt. Drittens nennt Aristoteles noch mehrere Himmelskörper, welche nach der Vermuthung der Pythagoreer sich zwischen der Erde und dem Monde befinden sollten, und die, ob sie uns gleich nicht sichtbar würden, manche Mondfinsternisse bewirkten. Für diese Körper ist denn doch in der Berechnung keine Stelle übrig gelassen. Viertens dreht sich nach der Berechnung auch die Sonne um das Centralfeuer; eine Meynung, die man nur vertheidigen kann, wenn man dem Texte des Aristoteles Gewalt anthut. Bey dem allen ist doch soviel gewiß, daß die Pythagoreer überhaupt zehn Sphären bestimmten, in denen sich die Gestirne und das Centralfeuer bewegten. Durch die Zahl zehn drückte das Weltall seine höchste Vollkommenheit aus, da jene als die vollkommenste Zahl angesehen wurde. Die Bewegung der Gestirne bewirkte eine harmonische Musik, und diese ist die berühmte Pythagoreische Musik der Sphären *). Wie die Pythagoreer auf diese erhabene, und schöne Phantasie gekommen sind, ist leicht zu errathen. Die Bewegung eines jeden Körpers erregt einen Schall, der um so stärker wird, je größer der Körper, und je schneller die Bewegung ist. Nun konten sie sich keine größere Gegenstände denken, als

*) Aristot. de Coelo II, 9.

als die Himmelskörper, und keine schnellere Bewegung, als diejenige, welche diesen eigen ist, und hieraus schlossen sie auf ein Getöse, das hiedurch hervorgebracht wurde. Da aber sowohl die Figuren der Himmelskörper, als ihre Distanzen nach musikalischen Verhältnissen geordnet sind, so mußte selbst in jenem Getöse sich eine gewisse Harmonie ausdrücken. Die Erdbewohner hören diese Musik nicht, weil sie beym Eintritte ins Leben dieselben gleich betäubt, und daher nicht von ihnen empfunden, und unterschieden werden kann.

Das Centralfeuer, insofern es von dem Mittelpuncte der Welt ausgeht, diese durchströmt, belebt, und beseelt, kann man die Weltseele der Pythagoreer nennen. Als die heilige Wache Jupiters ist es zugleich das Göttliche der Pythagoreer, worunter einige unrichtig den Olymp im Pythagoreischen Sinne des Worts verstanden haben. Von diesem Göttlichen überhaupt sind die Dämonen und göttlichen Naturen noch zu trennen, welche auch die Pythagoreer anerkannten, und verehrten. Es ist merkwürdig, daß ihr System sie nicht zum Begriffe von Einer Gottheit führte, sondern daß sie jenes vielmehr mit dem Polytheismus zu vereinbaren suchten, und auch diese Vereinbarung noch glücklich genug bewirkten. Diejenigen Naturen sind überhaupt die edelsten, welche aus dem ätherischen Feuer gebildet sind, oder mächtigere Funken davon in sich tragen. Das Feuer ist das erwär-

mende,

mende, belebende, bestehende Princip. Die Götter sind daher feuriger Natur, und unterscheiden sich nur durch die größere Vollkommenheit und nähere Verwandschaft jener mit der Weltseele von der menschlichen Natur, weswegen sie auch von den Menschen verehrt zu werden verdienen. Da aber das Centralfeuer ebenfalls aus den Zahlen hervorgegangen ist, so haben die Götter ihren Ursprung in den Zahlen, wie alle übrige Dinge. So ungereimt dieser Satz scheint, so sieht man doch, daß er völlig folgerecht aus den Principien des Systems abgeleitet ist, und er kann für das Glied gehalten werden, vermittelst dessen Pythagoras und seine Schüler ihre Philosophie mit der Volksreligion zusammenknüpften, ja diese auf jene gründeten. Für Philosophen, welche ihre speculativen Grundsätze auf das wirkliche Leben, und die Verwaltung des Staats anzuwenden strebten, war auch die Erhaltung und Bestätigung einer Volksreligion nothwendig, da die Alten die Wichtigkeit dieser Triebfeder in politischer Hinsicht fast noch lebhafter fühlten, als die Neuern. Die Pythagoreer blieben in der Bestimmung und Rangordnung der Götter den Begriffen der Volksreligion durchaus treu. Sie sonderten die obern Götter von den Dämonen und Heroen ab, und verbanden damit dieselben Vorstellungen, welche einmal unter dem Volke herschend waren. Sie räumten auch den Göttern eine Einwirkung auf die Erde, und die sie bewohnenden lebenden

und

und empfindenden Geschöpfe ein, und zwar erklärten sie die Vorsorge jener für die Glückseeligkeit dieser aus einem philosophischen Grunde, welcher den Glauben daran auch für die Vernunft autorisirte. Menschen und Thiere hatten mit ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung; auch jene enthielten etwas von dem ätherischen Feuer, welches die göttliche Natur ausmachte; die Götter waren Brüder und Verwandte der Menschen, aber mit edleren mächtigern Kräften begabt, und weiser als sie; sie leiteten also ihre Schicksale, und walteten über ihre Glückseligkeit. Den Wohnsitz der Götter verlegten die Pythagoreer jenseit der sublunarischen Gegenden, wo das Wandelbare und die Veränderlichkeit aufhören, und alles in steter Ordnung und Harmonie bleibt. Das Centralfeuer war die heilige Wache des Jupiter. Völlig übereinstimmend war also die Pythagorische Religion mit der unter dem Volke gangbaren, ob man gleich den Einfluß einer reinern Philosophie auch auf die Begriffe von den Göttern, ihrer Natur, ihrer Würde, und ihrem Verhältnisse zur Menschheit nicht verkennen kann. Die Abtheilung der Dämonen in gute und böse, welche einige spätere Schriftsteller den Pythagoreern zuschreiben, ist ihnen ohne Grund von diesen angedichtet; die ganze ältere griechische Philosophie überhaupt kennt diese Abtheilung der Dämonen nicht, die ursprünglich eine Hirngeburt aus dem Oriente ist. Mehr haben die Sagen für sich,

daß die Pythagoreer an die Möglichkeit eines nähern und vertrautern Umgangs mit den Dämonen geglaubt hätten, und daß sich hierauf ein Theil ihrer Diätetik beziehe, besonders derjenige, welcher die strengste Reinlichkeit des Körpers gebietet. Eben so sollen sie auch angenommen haben, daß die Götter den Menschen künftige Begebenheiten durch Träume, Ahndungen, und andre Zeichen vorher verkündigten. Diese Meynungen können sie nicht nur aus dem herschenden Volkswahne beybehalten haben, sondern sie widersprachen auch ihrem übrigen Systeme nicht, da die Pythagoreer die göttlichen Naturen, und die menschlichen Seelen aus einer gemeinschaftlichen Quelle herleiteten, und zugleich hieraus eine innigere und genauere Verbindung zwischen beyden folgerten *).

Was wir von den Begriffen der Pythagoreer über die Beschaffenheit der menschlichen und Thierseelen wissen, besteht aus Bruchstücken, die sich noch dazu nicht einmal mit einander vereinigen lassen **). Pythagoras unterschied schon die den-

kende

---

*) Meiners Gesch. der Wissensch. B. 1. S. 540. Cic. de divinat. I, 44. Plato Phaedon p. 139. Opp. T. I ed. Bip.

**) Aristot. de anima I, 2. 3. Einige Pythagoreer hielten die Substanz der Seele für Sonnenstäubchen; Andre für ein bloß bewegendes Princip, dem gleich, welches die Luft in Thätigkeit setzte. Vergl. Cic. Quaest. Tuscul. IV, 5. Diog. Laert. VIII, 30. Plutarch de decr. phys. philos. IV, 4.

kende und sich selbst bestimmende Vernunft von den Eigenschaften des menschlichen Gemüths, in welchen die Begierden und Affecten gegründet sind. Wie scharf er diesen Unterschied aufgefaßt habe, kann man nicht angeben, und es scheint, daß er bloß überhaupt die kalte überlegende Urtheilskraft dem sinnlichen Begehrungsvermögen entgegengesetzt habe. Er nahm daher gewissermaaßen drey verschiedene Seelenprincipe an, das eine, den Verstand (νῦν), das andre, das Vermögen der Begierden (φρεναὶ), und das dritte, das Vermögen der Affecten (θύμον). Der Inbegriff aller drey Principe machte das ganze Seelenwesen aus, soweit dieses vom Körper abgesondert ist. Man findet zwar bey den Alten mehrere Eintheilungen der Seelenkräfte, welche die Pythagoreer angegeben haben sollen, denen man es aber gleich ansieht, daß sie nicht Pythagoreisch, sondern aus der Platonischen und Aristotelischen Philosophie entlehnt sind *). Jene Hauptkräfte der Seele stehn mit einander oft im Antagonismus, und dieser schien dem Pythagoras ein verschiedenes Wesen, und eine verschiedene Abkunft derselben zu verrathen. Der Verstand ist das edlere, das herschende Princip, welches zwar oft von der Sinnlichkeit

*) Hierher gehört unter andern die Eintheilung der Seelenkräfte, welche der Ungenannte beym Photius dem Pythagoras zuschreibt.

überwältigt wird, aber darum doch vermöge seiner eigenen Natur seine gerechten Ansprüche auf Herrschaft über diese nicht aufgiebt, und aufzugeben vermag. Dahingegen die Sinnlichkeit ihre niedrige Abstammung schon dadurch zu erkennen giebt, daß sie sich dem Verstande unterordnen muß, sobald dieser seine Herrschaft wirklich ausübt und ausüben kann. Die Pythagoreer erklärten daher auch die Kraft der Vernunft für einen Theil der Weltseele, und für denjenigen, wodurch der Mensch den Göttern ähnlich und verwandt würde. Zum Wohnsitze im Körper wiesen sie ihm das Gehirn an, womit nicht nur das Bewußtseyn, sondern auch der allgemeine Grundsatz übereinstimmte, daß das Edelste allemal den erhabensten Ort einnehme. Die beyden übrigen Seelenkräfte verdankten zwar ebenfalls ihr Daseyn dem Weltbelebenden Principe, allein sie sind durch zuviel anklebenden Unrath verderbt, und haben durch die Vermischung mit der unedlern Materie ihre ursprüngliche Beschaffenheit und Bestimmung verloren. Daher war es Ziel des Pythagoreischen Weisen, die Sinnlichkeit wieder an die Herrschaft des Verstandes zu gewöhnen, und beyde mit einander in die gehörige Harmonie zu setzen. Die Verbindung zwischen Körper und Seele konte den Pythagoreern begreiflicher seyn, wie sie es den neuern Philosophen ist. Denn da die Seele sogut eine Zahl war, wie der Körper, so hatte die Möglichkeit der Verknüpfung und ge-

genseis

genseitigen Einwirkung beyder Zahlen für sie nichts räthselhaftes.

Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele war im Pythagoreischen Systeme eine unmittelbare Folge ihrer Begriffe von dem Wesen und der Abkunft derselben. Insofern sie ein Theil der Weltseele ist, ist sie auch, wie diese, ihrer Natur nach unvergänglich. In Ansehung ihres Zustandes nach dem Tode aber bekannte sich Pythagoras zur Metempsychose. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er diese Meynung aus der ägyptischen Philosophie in die seinige übertrug, nur mit dem Unterschiede, daß er sie in einem andern Sinne nahm, und nicht symbolisch und figürlich, wie die Aegyptier. Die Seele ist eine absolut für sich bestehende Zahl, und als solche kann sie sich mit jedem menschlichen und thierischen Körper vereinigen; denn die menschlichen und thierischen Seelen sind ihrem Ursprunge nach einartig. Diejenige Seele also, welche gegenwärtig einen menschlichen Körper bewohnt, hat schon präexistirt, und viele andre Menschen- und Thierkörper belebt, so wie sie auch nach dem Tode jenes in den Körper wiederum einwandern wird, in welchen der Zufall sie führt. So drückt Aristoteles die Pythagoreische Lehre von der Metempsychose aus, und bey dieser Bestimmung derselben kann sie nicht in einem bildlichen Sinne verstanden seyn *).

*) Aristot. de anima I, 3. Diog. Laert. VIII, 14.

Plutarch und andre spätere Schriftsteller behaupten nun, daß schon der samische Weltweise sich die Seelen in einem ehemaligen seeligen Zustande gedacht habe, aus welchem sie gewisser Vergehungen wegen zur Büßung in Körper verwiesen worden sey; daß er ferner von tugendhaften Menschen geglaubt habe, ihre Seelen würden nach dem Tode nach Maaßgabe ihres Verdienstes entweder mit der Weltseele wieder vereinigt werden, oder in bessere menschliche Körper, oder in edlere Thiere einziehen; dahingegen die Seelen schlechter Menschen nach dem Tode zur Strafe in wilde reißende Thiere verbannt würden. Der Versicherung des Plato zufolge soll dieser philosophische Mythus schon sehr alt, und eine der geheimen Mysterienlehren gewesen seyn *); es ist also nicht ganz unwahrscheinlich, daß er auch mit der Pythagoreischen Metempsychose verbunden war, ungeachtet der im Pythagoreischen Lehrgebäude kein so nothwendiger Schlußstein ist, wie im Platonischen. Indessen die Art, wie Aristoteles die Pythagoreische Metempsychose beschreibt, widerspricht dieser Muthmaßung, und selbst Plato leitet jenen Mythus nicht geradezu von den Pythagoreern her, welches er doch bei seiner Bekantschaft mit ihrer Philosophie wohl gethan haben würde, wenn sie sich desselben wirklich bedient hätten.

So

*) Phaedon. opp. T. 1. p. 140. ed. Bip.

So wie die Begriffe sinnlicher Dinge von den Pythagoreern durch Zahlen bestimmt wurden, so suchten sie auch durch eben dieselben ihre intellectuellen Begriffe festzusetzen. Es haben sich zwar hievon nur wenige Beispiele *) bis auf uns erhalten, aber diese geben doch zum mindesten über ihre Methode Aufschluß. So erklärten sie die Gerechtigkeit durch eine Zahl, die immer mit zwey dividirt werden kann, und in dieser Erklärung liegt ihr höchster moralischer Grundsatz. Man kann deswegen sagen, daß die ganze Pythagoreische Moral auf Arithmetik gegründet, und folglich von ihnen der erste Versuch gemacht war, die praktische Philosophie mit der theoretischen zu verbinden. Dasjenige Zahlverhältniß ist das vollkommenste, wodurch die Zahl in gleiche Theile aufgelöst werden kann. Das vollkommenste Verhältniß der Seelenkräfte demnach unter einander, der Seele zu dem Körper, und umgekehrt, des Körpers zu der Seele, endlich der verschiedenen Handlungen zu ihren Folgen, muß nach jenem Zahlverhältnisse bestimmt werden, welches die Gerechtigkeit ausdrückt. Mithin schreibt die Arithmetik die allgemeinen Regeln vor, wie die vollkommenste Harmonie des Verstandes und des Begehrungsvermögens in subjectiver Rücksicht, die vollkommenste Lebens-

*) Aristot. Metaph. I, 5. XI, 4. Magn. Moral. I, 1.

weise in Ansehung des Körpers und der Seele, und die vollkommenste Rechtmäßigkeit der Handlungen in objectiver Rücksicht erreicht werden könne. Die Pythagoreer waren große Freunde der Musik, und unterhielten sich damit gleich am frühen Morgen, um durch die Harmonie der Töne ihre Seele für den Tag in die beste Stimmung zu setzen, oder ihre Geistesfähigkeiten in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Keine philosophische Partey im Alterthume hat sich sorgfältiger mit der Diätetik beschäftigt, und die Vorschriften, die nach Vernunft und Erfahrung heilsam befunden wurden, pünctlicher und strenger befolgt, als die Pythagoreer, weil ihnen die Gerechtigkeit in der Lebensweise, nach welcher sie strebten, dieses zu erfordern schien. Keine hat sich eifriger und thätiger bemüht, die Tugend in ihrer wahren himmlischen Gestalt den Menschen zu zeigen, als der Pythagoreische Bund.

Ob wir gleich die moralischen Lehren und Grundsätze, welche Pythagoras und seine Freunde vortrugen und verbreiteten, nicht mehr vollständig kennen, und auch nicht wissen, oder nur selten zu unterscheiden vermögen, inwiefern diejenigen, welche uns aus dem Alterthume als Pythagoreisch überliefert sind, für ächt und unverfälscht zu halten sind, so zeigt sich doch die Pythagoreische Moral in der ganzen Einrichtung des Bundes, in den Zwecken desselben, und in dem öffentlichen Betragen

seiner

seiner Mitglieder so deutlich, daß es nur einer Schilderung dieser bedarf, um auf jene schließen zu können. Da aber Hr. Meiners schon ein reizendes Gemählde von dem Pythagoreischen Bunde entworfen hat *), und einige Hauptzüge, die ihn charakterisirten, bereits oben angedeutet sind, so darf ich mich hier nur kurz fassen. Ich will mich darauf einschränken, die Lebensart der Pythagoreer insoweit zu beschreiben, als nöthig ist, um sich von dem Ideale moralischer Vollkommenheit, dem sich die Pythagoreer zu nähern trachteten, einen Begriff zu machen.

Viertes Kapitel.

Pythagoreische Sittenlehre.

Da Pythagoras seine theoretische Philosophie, insofern sie Resultate von Speculationen enthielt, welche nicht jeder würde haben verstehen können, nur den Eingeweihten unter der Hülle des Geheimnisses mittheilte; so war auch gewiß der Unterricht in der praktischen Philosophie, welche seine ver-

---

*) Meiners Gesch. der Wissensch. B. 1. S. 403.

trautern Freunde empfingen, von der Lehrart verschieden, die er bey dem großen Haufen beobachtete. Die Metaphysik der Sitten hieng in seinem Systeme genau mit der Metaphysik der Natur zusammen; jene konte ohne vorläufige Bekantschaft mit dieser nicht eingesehen werden; sie muß also auch, eben so wie diese, zu den esoterischen Lehren des Pythagoras gehört haben. Wenn die enge Verbindung der Pythagoreischen Moral mit der Naturlehre nicht schon daraus hinlänglich erhellte, daß in jener die allgemeine Tugend, welche alle andre in sich begriff, oder die Gerechtigkeit durch ein Zahlverhältniß ausgedrückt wurde; so kann doch die Versicherung des Aristoteles sie bewähren *), daß Pythagoras unter den Griechen der erste gewesen sey, der die moralischen Pflichten auf ein gemeinschaftliches Princip zurückgeführt, oder sie aus demselben entwickelt habe, und dieses Princip war in der theoretischen Philosophie von ihm aufgestellt. In die letztere wurden aber nur die fähigsten Köpfe eingeweiht, welche Pythagoras in seinem Kreise fand; für diese konte daher auch allein die Metaphysik der Sitten bestimmt seyn.

So manche Pythagoreische Sittensprüche in dem sogenannten goldnen Gedichte, und in den Fragmenten aus den Werken späterer Pythagoreer,

*) Aristot. Magn. Moral. I, 1.

goreer, des Theages, Metopus, Klinias, Krito, Archytas u. a. *) auf uns gekommen sind, wenn man sie auch für ächt Pythagorisch annehmen will, was sie, wenigstens einem großen Theile nach, nicht sind, so können wir doch aus ihnen die esoterische Pythagoreische Moral nicht kennen lernen. Es scheint, daß diese ein Eigenthum der Eingeweihten geblieben, und dadurch der Nachwelt entzogen ist, bis auf wenige Bruchstücke, die das Ganze nur ahnen lassen. Die menschliche Seele ist ein Theil der Weltseele, und muß also, um ihrer Bestimmung zu entsprechen, sich bestreben, dieser ähnlich zu werden. Sie erreicht diese Aehnlichkeit durch die Gerechtigkeit, das heißt, durch die Harmonie zwischen der Vernunft, den Affecten, und den sinnlichen Begierden. Die Vernunft darf die Affecten und Begierden nicht ganz unterdrücken und ausrotten, aber sie muß sie beherschen, um ihre eigene Würde zu behaupten. In der Vernunft ist die Erkentniß; in den Affecten die Kraft; und in den

*) S. Gale Opuscula Mythol. p. 665. ff. Aus den hier gesammelten Pythagoreischen Schriftstellern habe ich den Stoff zur Schilderung der Pythagoreischen Sittenlehre hergenommen. Doch habe ich mich nur auf dasjenige eingeschränkt, was mir charakteristisch zu seyn schien, ohne mich bey umständlichern Erörterungen, und verschiedenen Darstellungen eben derselben moralischen Begriffe und Lehren, zu verweilen.

den Begierden das Bestreben gegründet. Wird die Begierde in Vereinigung mit dem Affecte durch die Vernunft geleitet, so entsteht Harmonie der Seelenkräfte, und diese Harmonie ist Tugend; denn Harmonie ist das Ziel des ganzen Weltalls, bey Göttern und Menschen. Sind aber Affect und Begierde mit der Vernunft im Widerstreite, so entsteht Disharmonie der Seelenkräfte, und diese Disharmonie ist das Gegentheil der Tugend, oder das Laster. Die Tugend fordert also nicht gänzliche Unterdrückung und Ausrottung der Affecten und Begierden, sondern nur Beherschung und Mässigung derselben. Um aber zur Tugend zu gelangen, muß man überhaupt richtige Begriffe von harmonischen Verhältnissen sich erwerben, und diese findet man allein in der Wissenschaft der Zahlen. Daher ist diese Wissenschaft auch das höchste Gut, wonach der Weise streben kann, weil sie die Bedingung ist, unter welcher nur wir alle übrigen Güter zu erreichen vermögen. Diese Lehren ohngefähr kann man als Bestandtheile der esoterischen Moral des Pythagoras betrachten, ob wir gleich den eigentlichen scientifischen Vortrag und Ausdruck derselben nicht mehr kennen. Die höchste Glückseligkeit des Weisen, welche ihm durch die Kentniß der Zahlen und die Ausübung der Tugend gewährt wurde, bestand denn in der Aehnlichkeit mit seinem himmlischen Urquelle, der Weltseele, oder, wie es andre Pythagoreer bezeichnen, in der Anschauung

der

der Götter. Wer die Wissenschaft der Zahlen versteht, erblickt die Natur ohne Schleyer, erkennet sie in ihrer innern Beschaffenheit, und in ihrer geheimsten Werkstätte, schauet selbst die Götter an. Wer die Tugend ausübt, entspricht dem nothwendigen Gesetze des Weltalls, eine ewige vollkomne Harmonie auszudrücken, erhebt sich also dadurch zu den Göttern, welche das Weltall regieren, und fühlt sich ihnen verwandt. Beydes ist die erhabenste Stufe der Glückseeligkeit, die ein menschliches Wesen erklimmen kann. Von dieser Seite führte die Pythagorische Moral sehr leicht zur Schwärmerey und zur Ekstase, wenn es gleich nicht zu leugnen ist, daß in diesen Ideen für einen lebhaften Kopf und edelmüthigen Sinn, der einmal mit ihnen vertraut geworden, und von ihnen eingenommen war, die mächtigsten Beweggründe und Anreizungen zu einem tugendhaften Wandel enthalten seyn mußten. Da auch Plato die Entzückungen, die in der gänzlichen Abziehung der Seele von allem Sinnlichen und Irdischen, und in der Anschauung der ewigen unwandelbaren Urbilder der intelligibeln Welt bestehn, für die höchste Seeligkeit des Weisen erklärte, so könte man hiedurch bewogen werden, zu glauben, daß spätere Schriftsteller diesen schwärmerischen Theil der Moral von Plato auf den Pythagoras übertragen hätten. Allein es ist vielmehr das Gegentheil wahrscheinlich, daß ihn Plato aus der Pythagoreischen Philosophie entlehnt habe.

habe. Er stimmt nicht nur sehr gut mit allen übrigen Meynungen der Pythagoreer zusammen, sondern auch die feurige Phantasie und der enthusiastische Geist des Pythagoras, die ganze Lebensart des Pythagoreischen Bundes, die strenge Diät, welche den Mitgliedern desselben vorgeschrieben war, kommen mit einer schwärmerischen Sittenlehre eben so wohl überein, als sie dieselbe begreiflich machen.

Die Moral der Pythagoreer blieb nämlich nicht bloß Wissenschaft des Verstandes, sondern sie wandten dieselbe unmittelbar auf ihr Betragen im wirklichen Leben und in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen an. Um den Körper und die Seele in eine harmonische, und ihren beyderseitigen Zwecken angemeßne Stimmung zu setzen, und darinn zu erhalten, theilten sie ihre Sorgfalt zwischen beyden. Es war ihnen heilige Pflicht auf Reinlichkeit des Körpers zu achten, weil diese zur Gesundheit und Stärkung des Körpers so viel beyträgt, und überhaupt im Alterthum jede Vernachlässigung derselben noch weit auffallender und beleidigender war, als sie es unter uns ist. Sie mußten sich daher oft salben, baden, und das Haar abscheeren, damit kein Schmutz an ihrem Körper haftete. In der Kleidung führte Pythagoras bey den Mitgliedern seiner Gesellschaft, die größtentheils aus den vornehmsten und reichsten Geschlechtern waren, die Sitte der ägyptischen Priester ein,

die

die sich in lange einfache Gewänder von glänzend weißer ägyptischer Cattunleinwand kleideten; weil durch diese Sitte die Hauptabsicht, Reinlichkeit, am leichtesten befördert werden konte, und die Tracht selbst etwas Auszeichnendes gab und Ehrfurcht einflößte. In der Lebensart selbst wechselten Beschäftigungen des Geistes mit Leibesübungen so ab, daß jede Ueberspannung und zu große Ermattung der Seele, wie des Körpers, vermieden wurde. Ehe die Pythagoreer zu den Geschäften des Tages schritten, unterhielten sie sich mit sich selbst, überdachten ihren moralischen Zustand, stärkten sich in den Entschlüssen zur Tugend, suchten sich aufzuheitern durch Gesang und Saitenspiel, um so gehörig vorbereitet in die neue Laufbahn des Tages einzutreten. War dieses geschehen, so widmeten sie die besten Stunden des Morgens der Untersuchung philosophischer Gegenstände. Diese stellten sie oft gemeinschaftlich auf Spaziergängen in reizenden Gegenden und Lusthaynen an, um durch die angenehmen Eindrücke von außen ihre Seelenkräfte zu erhöhen, und das ganze Spiel ihrer Wirksamkeit zu beleben. Wie sehr muß hier die gegenseitige Mittheilung der Empfindungen und Gedanken die Auffindung der Wahrheit erleichtert haben! Auf die Meditationen des Geistes folgten denn Uebungen des Körpers, wie sie unter den edlern Griechen gewöhnlich waren. Sie rangen miteinander, hielten Wettläufe, warfen mit dem

Discus

Discus nach einem Ziele, und stellten Tänze an, damit die Behendigkeit des Körpers erhalten und gestärkt würde. Ungeachtet dieser Anstrengung des Körpers mußten sie dennoch eine sorgfältige Diät beobachten. Die Speisen, welche sie genossen, waren sehr einfach; sie bestanden gemeiniglich nur in Brod und Honig; und bloß des Abends nach beendigten Arbeiten des Tages war es ihnen erlaubt, nahrhaftere Speisen, wie Fleisch und Wein, zu sich zu nehmen, ob sie gleich auch hierin das vorgeschriebene und dem Zustande ihres Körpers angemessene Maaß nie überschreiten durften. Der Betreibung öffentlicher und bürgerlicher Angelegenheiten war der Nachmittag bestimmt, so wie der Abend wiederum der gesellschaftlichen Unterhaltung, und dem Vergnügen diente. Ehe der Tag ganz beschlossen wurde, war es Regel für die Mitglieder des pythagoreischen Bundes, die Selbstprüfung von neuem vorzunehmen, sich jede den Tag über begangene Handlung lebhaft zu vergegenwärtigen, den moralischen Werth derselben zu untersuchen, und dadurch das Herz immer mehr zur Tugend auszubilden. Diese Erinnerungen an die Geschichte des verlebten Tages betrachteten die Pythagoreer zugleich als die angenehmste und nützlichste Gedächtnißübung. Sie wurden vermöge derselben in den Stand gesetzt, die ganze Reihe der Begebenheiten, an denen sie während ihres Lebens Antheil genommen hatten, mit allen ihren einzelnen Umständen,

ständen, zurückzurufen, so oft sie wollten, oder es nöthig war, und ihr Gedächtniß wurde auch überhaupt dadurch gewöhnt, einmal gefaßte Kentnisse treu aufzubewahren. Menschen, welche auf eine solche Art danach strebten, dem Zwecke ihres Daseyns zu entsprechen, mußten nothwendig eine hohe Stufe körperlicher und geistiger Vollkommenheit ersteigen. Sie konten nur selten Leiden des Körpers empfinden, welche bey jeder Lebensart, die der Beschaffenheit des Körpers weniger zuträglich ist, als die ihrige war, unvermeidlich sind, und das Daseyn so vieler Menschen zu einer Quelle tausendfachen Elends machen. Man pflegt schon ein beseeligendes Gefühl höherer Gesundheit zu haben, wenn man nur eine Zeitlang in Rücksicht auf den Körper die Pythagoreische Sitte nachahmt; welch ein inniger ununterbrochener Genuß desselben muß den Weisen zu Theile geworden seyn, bey denen die Befolgung dieser Sitte nicht ein Werk zufälliger Umstände und Launen, oder Bedürfnis eines schon geschwächten und zerrütteten Körpers, sondern heiliges unverletzliches Gesetz war! Bey der beständigen Thätigkeit, womit die Pythagoreer ihre Zeit ausfüllten, und bey der sich immer gleichen Wachsamkeit über ihr Betragen in den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, mußte es ihnen auch leichter und gewöhnlicher werden, ihre Handlungen nach moralischen Grundsätzen einzurichten. Das täglich wiederholte Selbststudium lehrte sie

ihre Leidenschaften genauer kennen, machte sie auf ihre Verirrungen, Fehler und Schwächen, und auf die Ursachen derselben aufmerksamer; dahingegen das Bewußtseyn, die Gerechtigkeit im Reiche der Sitten nicht beleidigt zu haben, ihnen den errungenen Sieg über unedle Begierden um so mehr versüßte, je strengere und unpartheyischere Richter sie gegen sich selbst waren. Eine stille Ruhe des Gemüths, eine beständige Heiterkeit der Seele, die nicht durch ewigen Unfrieden in ihrem Innern getrübt wird, waren daher die frohen Begleiterinnen des Pythagoreischen Weisen, der sich zu dem Ideale von sittlicher Vollkommenheit emporgeschwungen hatte, welches der Stifter des Bundes vorsteckte.

Man hat nicht mehr Ursache, den Pythagoras wegen des Tiefsinns zu bewundern, der sich in seinen metaphysischen Speculationen verräth, als wegen der großen Welt- und Menschenkenntnis, die er in seiner Sittenlehre selbst, und in den Mitteln bewies, wodurch er die Gemüther seiner Freunde an sich fesselte, und ihnen Gehorsam gegen seine Vorschriften einflößte. Er hatte sich eine solche Herrschaft über sie zu erwerben gewußt, daß sie die Forderung, sich seiner Leitung unbedingt anzuvertrauen, nicht übertrieben und unbillig fanden, und daß sie sich sogar harten Prüfungen gern und willig unterzogen, um seiner Freundschaft werth zu werden. Pythagoras kannte die Verschieden-

heit

heit der Köpfe und Charaktere zu gut, und bemerkte auch alle die Schwierigkeiten, welche der Erreichung vornämlich seiner höhern, und weiter aussehenden Zwecke im Wege standen, zu genau, um nicht die behutsamste Auswahl derer zu treffen, welchen er sich ganz mittheilen wollte. Selbst unter seinen Freunden und Schülern gab es also mehrere Classen, je nachdem sie mehr oder weniger für seine Plane gebildet, und gleichsam erzogen waren. Es war ganz im Geiste des Pythagoreischen Bundes, von denen, welche sich erst an denselben angeschlossen, und ihre Fähigkeiten und Tugenden noch nicht hinlänglich bewährt hatten, anfangs, und zwar lange Zeit hindurch ein tiefes Stillschweigen und blinde Folgsamkeit zu verlangen. Schweigen ist für Menschen aus der gemeinen Sphäre eine schwere Kunst, die erst erlernt seyn will, und es war doch eine unumgänglich nothwendige Kunst für alle, die zur Ausführung der Absichten des Pythagoreischen Bundes brauchbar seyn sollten. Eben diese Lehrlinge sollten auch erst ihren Verstand aufklären, ihr Selbst erkennen, ihre Leidenschaften mäßigen, und ihre Begierden regieren lernen. Dieses war nicht in wenigen Augenblicken, oder wenigen Tagen zu bewirken; es erfoderte dauernde Anstrengung, Geduld, und festes Vertrauen zu dem Lehrer. Pythagoras wollte seine Schüler zu weisen Menschen bilden, um durch sie die Staatsverfassungen zu verbessern, und das Glück der

Völker zu gründen. Er mußte sich also überzeugen können, daß sie größerer Einsichten, und einer Moralität, welche Selbstbeherrschung zur ersten Bedingung hat, fähig wären, und damit dieses möglich würde, mußte er ihnen den Glauben an seine eigenen Kentnisse, und die Güte seiner Absichten zur Pflicht machen *).

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Pythagoras gleich anfangs bey der ersten Stiftung seines Bundes die Prüfung derer, welche sich mit ihm dazu vereinigten, so vornahm, wie bey denen, welche sich später zu ihm gesellten, da der Bund schon seine Consistenz hatte. Er hatte vermuthlich die Denkart mehrerer seiner Freunde durch langen vorherigen Umgang genau genug erforscht, und sich in Ansehung der Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen mit den seinigen vergewissert, so daß er die Errichtung seiner Gesellschaft ohne Furcht vor der Treulosigkeit irgend eines Mitglieds derselben wagen konte. Dieser Bund selbst, und die ausgezeichnete Lebensart der Mitglieder mußte aber Veranlassung geben, daß viele andre die Aufnahme in denselben wünschten, und hier wurde erst eine Vorsicht nöthig, deren Pythagoras vorher nicht in dem Grade bedurft hatte. Denn alles, was der Bund beabsichtigte, und was bereits von ihm gethan

*) Aristoxen. ap. Jamblich. S. 96. Sq. Meiners Gesch. der Wissenschaften B. 1. S. 403. ff.

than war, würde vergeblich gewesen seyn, wenn einem jeden ohne Unterschied ein freyer Zutritt zu demselben vergönnt worden wäre. Bevor also ein neues Mitglied in den Bund aufgenommen wurde, stellte Pythagoras eine genaue Erkundigung nach seinem öffentlichen Wandel, seinen Verhältnissen, seinem Betragen gegen seine Familie an; und selbst da, wo er schon eine engere Verbindung mit ihm geschlossen hatte, beobachtete er, oft unbemerkt, jede seiner Handlungen, und suchte seine ganze Sinnesart auszuforschen. Da diese Prüfung mehrere Jahre dauerte, und die Einweihung in die Geheimnisse des Bundes nur allmählig und gradweise geschah, so konte Pythagoras nicht leicht in seiner Meynung von den Talenten und Charakteren seiner Zöglinge getäuscht werden. Er konte um desto sicherer auf diejenigen bauen, die er so lange und so sorgfältig erprobt hatte, und um desto gerechter bey der Ausschließung andrer seyn, denen er sich entweder gar nicht, oder in geringerem Maaße anvertrauen zu dürfen glaubte.

Pythagoras kante indessen die Schwäche des menschlichen Herzens, die fortreißende Gewalt einmal herrschend gewordener Leidenschaften, und die Macht eingewurzelter böser Gewohnheiten zu gut, um von Neulingen in der moralischen Selbstbildung mehr zu erwarten, und zu fordern, als sie leisten konten. Er bemühte sich mit dem wärmsten Eifer, ihnen durch seinen Unterricht, und vornäm-

lich durch sein eignes, und seiner Freunde muster-haftes Beyspiel zu Hülfe zu kommen. Er zeigte ihnen das Fehlerhafte und Unmoralische bey gewissen Handlungen, und gab ihnen die Mittel an die Hand, ihre Leidenschaften und Begierden zu bändigen, die Herrschaft über dieselben zu erringen, sich zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zu gewöhnen, und wirklich zu werden, was sie seyn mußten, wenn sie der vertrautern Freundschaft des Bundes werth seyn wollten. Die ganze Art zu leben und zu handeln, welches sie von dem Augenblicke an befolgen mußten, da sie sich mit der Pythagoreischen Gesellschaft verbanden, war auch so eingerichtet, daß sie die Bildung des Charakters außerordentlich begünstigte. Es wurde hier leicht, jeden guten Vorsatz auszuführen, und ihm treu zu bleiben, da er so oft erneuert wurde, und die Tugend mußte endlich zur Fertigkeit werden. Ein Mensch, der aller dieser Vortheile ungeachtet, welche er benutzen konte, um moralich vollkommen zu werden, dennoch seinen bösen Begierden zu fröhnen fortfuhr, war gewiß unverbesserlich, und konte also mit Recht vom Pythagoras für immer von einer nähern Vereinigung mit dem Bunde ausgeschlossen werden.

Die Gesellschaft der Pythagoreer, die aus so vorsichtig erlesenen, und strenge geprüften Mitgliedern bestand, wurde daher auch eine Verbrüderung, dergleichen die Geschichte der spätern philoso-

phischen

phischen Schulen, und selbst die Geschichte der Menschheit überhaupt nicht wieder aufzeigen kann. Alle waren für Tugend gleichgestimmte Seelen; alle behielten das erhabene Ziel unverrückt im Auge, wonach der Weise streben soll; alle waren durch die heiligste edelste Freundschaft verbunden, die je Menschenherzen zusammenknüpfte. Wäre auch von der Pythagoreischen Sittenlehre, sofern sie theoretisch war, nicht Ein Bruchstück gerettet, so würden wir doch schon aus der Geschichte des Pythagoras und seiner Freunde schließen können, daß Studium der Moral diese eben so sehr, wie das Studium der Natur, beschäftigt haben müsse. Wie groß dürfte der Gewinn der Völker gewesen seyn, wenn es dem Pythagoreischen Bunde gelungen wäre, seine Absichten durchzusetzen! Pythagoras wollte die Regierungsform der Staaten, auf welche er wirken konte, so umändern, wie es die von ihm bezielte Glückseligkeit der Bürger erforderte. Er wollte den Ungerechtigkeiten der Tyrannen abhelfen, aber auch zugleich der Factionswuth, und der zügellosen Herschaft des Pöbels Einhalt thun. Männer, in seiner Schule oder doch nach seinen Grundsätzen erzogen und gebildet, sollten künftig an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehn, und diese mit Weißheit und Treue verwalten. Durch Tugend und Gerechtigkeit sollten sie selbst dem großen Haufen nachahmungswürdige Muster aufstellen, und dadurch nach

und

und nach die Menschheit überhaupt veredeln. Der Plan des Pythagoras war seiner völligen Reife sehr nahe. Die Mitglieder seiner Gesellschaft waren schon außerordentlich zahlreich geworden; in den blühendsten Städten Großgriechenlands und Siciliens hatten sich besondere Zweige derselben formirt, die mit der Hauptgesellschaft im engsten Zusammenhange standen; und ihr Einfluß auf die Staaten, in denen sie lebten, äußerte bereits seine ganze Wohlthätigkeit. Aber es war dem Bunde nicht vom Schicksale gegönnt, das Gebäude zu vollenden, zu welchem er einen so herrlichen Grund gelegt hatte. So wie die besten Menschen, und die edelsten Institute, nicht vor Verläumdern und Feinden gesichert sind, wenn sie einmal die Aufmerksamkeit des großen Haufens erregt hatten; so war dieses auch bey der Pythagoreischen Gesellschaft der Fall. Schon durch den einzigen Umstand, daß nicht jeder zu dieser freyen Zutritt erlangen konte, daß manche davon ganz entfernt, oder zurückgehalten wurden, mußte sie sich viele Neider und Feinde zuziehn, und die Zahl derselben wuchs immer mehr, je bedeutender die Macht der Gesellschaft wurde. Die Pythagoreer suchten den Staatsverfassungen die Form einer gemäßigten Aristokratie zu geben; sie waren selbst größtentheils aus den edelsten und reichsten Familien, welche bisher schon an der Staatsverwaltung beträchtlichen Antheil gehabt hatten; ihre Absichten wurden also

gewissermaaßen durch ihre Rechte autorisirt. Da sich aber eine Partey gegen sie erhob, so bedurfte es für die vornehmsten Aufrührer nur sehr geringer Kunstgriffe, um sie dem Volke verdächtig zu machen, und dieses gegen sie zu erbittern. Auf mancherlei Veranlassungen, vornämlich nachdem sich die Pythagoreer einigen von Demagogen gethanen Vorschlägen, welche, wenn sie durchgiengen, ungebundene Demokratie und Pöbelherrschaft hätten herbeyführen müssen, heftig widersetzt hatten, entspannen sich zu Kroton und in mehrern Städten Großgriechenlandes Verschwörungen gegen den Pythagoreischen Bund, die endlich, und zwar in Kroton auf Anstiften des Cylon und Binon, wirklich ausbrachen. Die Pythagoreer wurden hier theils ermordet, theils verwiesen, und wahrscheinlich kam Pythagoras selbst in einem solchen Auflaufe ums Leben. Der Bund wurde in Ansehung seiner einzelnen Mitglieder nicht ganz ausgerottet, aber doch in Beziehung auf seine nächste politische Wirksamkeit zerstört.

Auf die politischen Zwecke der Pythagoreer muß man übrigens Rücksicht nehmen, wenn man manche Eigenthümlichkeiten in ihrem Betragen gegen das Publicum richtig beurtheilen will, indem diese allein aus jenen zu erklären sind. Dahin gehören der priesterliche Heiligenschein, womit sie sich umgaben, um dem Volke Ehrfurcht einzuflößen, und ihre strenge Anhänglichkeit an den hergebrach-

ten Götterdienst. Gewiß haben sie über viele Gegenstände der Volksreligion ganz anders gedacht, wie der große Haufen; aber dem Pythagoras konte bey seiner Menschenkunde die Bemerkung nicht entgehen, daß für die Erziehung und Ausbildung eines abergläubischen und unaufgeklärten Volkes selbst der Aberglaube desselben als Mittel nützlich werden könne, wenn man ihn nur geschickt zu lenken wisse. In Aegypten hatte Pythagoras auch einsehen gelernt, wie wirksam dieses Mittel in den Händen der Priester war, um ihr Ansehn und ihre Macht zu sichern. Die Pythagoreer gaben daher, eben so wie die ägyptischen Priester, vor, eine nähere Verbindung mit den Göttern zu haben, von ihnen die Geheimnisse der Zukunft zu erfahren, und künftig bevorstehende Schicksale weißagen zu können. In jenen Zeiten konte nichts kräftiger seyn, um ihnen die höchste Autorität zu verschaffen, und ihren Weißagungen die Gültigkeit von untrüglichen Orakelsprüchen zu ertheilen, als wenn ein solches Vorgeben wirklich bey dem Volke eine große Zahl von Gläubigen gefunden hatte. Aus gleicher Absicht beschäftigten sich die Pythagoreer auch mit der Arzneykunde, und zwar begegneten sie den Krankheiten nicht nur durch Vorschriften einer gewissen Diät, und gewisser Heilmittel, sondern auch, wie es dem Volkswahne gemäß war, durch Beschwörungen und Jongleurkünste, durch Lustrationen und Expiationen.

Die

Die berühmten Symbola der Pythagoreer waren ebenfalls nichts weniger, als Hieroglyphen, unter welchen sie ihre philosophischen Lehren und Meynungen verborgen hätten; denn aus diesen machten die Pythagoreer keine Geheimnisse, und die Fassung derselben hatte an und für sich Schwierigkeiten genug, um den großen Haufen abzuschrecken; sondern es waren höchstwahrscheinlich verabredete Wörter und Zeichen, an welchen sie sich selbst unter einander erkannten, oder die auf ihre politischen Angelegenheiten Beziehung hatten. Einer jeden Gesellschaft, die für sich bestehen will, und andre von der Theilnahme an ihren Planen und Geschäften ausschließt, werden solche Zeichen um desto unentbehrlicher, je zahlreicher sie wird, und je weniger die Mitglieder auf eine anderweitige Art mit einander verbunden sind. Dieser Fall trat auch bey dem Pythagoreischen Bunde ein. Während seines höchsten Flors war er über die ansehnlichsten Städte Großgriechenlands und Siciliens verbreitet; wie hätten also die Pythagoreer jener Symbola überhoben seyn können, ohne fürchten zu müssen, daß Ungeweihte sich in ihre Verbrüderung eindrängten, oder daß ihre politischen Plane vor der Zeit der Reife verrathen und hintertrieben würden.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Eleatischen Philosophie.

Die mythischen sowohl, als die Jonischen Weltweisen der Griechen hatten ihre Lehrsätze über die Natur und den Ursprung der Dinge auf die Beobachtung gegründet, welche ihnen die Erfahrung darbot, daß sie die Sinnenerscheinungen auf gewisse einfachere Grundstoffe oder Bestandtheile zurückführen lassen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, und die der Sinnenerkentniß nach ihr Wesen ausmachen. Insofern sie nun irgend ein Element für dasjenige ansahen, aus dessen Modificationen die Sinnenwelt erklärt werden könne, erhoben sie auch dasselbe zum ersten und letzten Grundprincip der Natur. So leiteten die Dichter den Ursprung der Dinge bald aus der Nacht, bald aus dem Chaos, bald aus dem Oceane her, als in welchen die Theile der Welt enthalten gewesen seyn, die sich denn durch eine natürliche Nothwendigkeit ent-

entwickelt, und zu einem Ganzen, welches Harmonie und Zweckmäßigkeit ausdrücke, geformt hätten. Die Jonischen Philosophen nahmen nicht minder ein Urelement an, bald das Wasser, bald die Luft, bald ein Mittelwesen zwischen beyden, das gleichsam die Keime aller Dinge umfasse, und durch Mitwirkung einer bewegenden Kraft, welche sie dunkel und unbestimmt bezeichneten, zur Welt gebildet habe. Auch die Pythagoreer, obgleich ihre Forschungen viel tiefer eingedrungen waren, blieben dennoch gewissermaaßen bey einer doppelten elementarischen Natur stehn, einem thätigen und einem leidenden Principe. Allen diesen Systemen widersprach der Grundsatz, daß nichts ohne Ursach seyn oder entstehen könne, und die Vernunft konte also nicht durch sie befriedigt seyn.

Die Eleatische Schule wagte neue Versuche, um das große metaphysische Problem von der Natur und dem Ursprunge der Dinge aufzulösen. Ihr Urheber war Xenophanes aus Kolophon, in Kleinasien, der sich, man weiß nicht genau, aus was für einem Grunde, von seiner Vaterstadt entfernt, und nach Elea oder Velia in Großgriechenland begeben hatte, wo er seine Lehren bekant machte. Nach dem Zeugnisse des Plato *) waren die

*) Plato Sophist. p. 252. Vol. II. ed. Bip. Vergl. Plessings Versuche über die Philosophie des ältesten Alterthums B. II. S. 25.

ihre Leidenschaften genauer kennen, machte sie auf ihre Verirrungen, Fehler und Schwächen, und auf die Ursachen derselben aufmerksamer; dahingegen das Bewußtseyn, die Gerechtigkeit im Reiche der Sitten nicht beleidigt zu haben, ihnen den errungenen Sieg über unedle Begierden um so mehr versüßte, je strengere und unpartheyischere Richter sie gegen sich selbst waren. Eine stille Ruhe des Gemüths, eine beständige Heiterkeit der Seele, die nicht durch ewigen Unfrieden in ihrem Innern getrübt wird, waren daher die frohen Begleiterinnen des Pythagoreischen Weisen, der sich zu dem Ideale von sittlicher Vollkommenheit emporgeschwungen hatte, welches der Stifter des Bundes vorsteckte.

Man hat nicht mehr Ursache, den Pythagoras wegen des Tiefsinns zu bewundern, der sich in seinen metaphysischen Speculationen verräth, als wegen der großen Welt- und Menschenkenntnis, die er in seiner Sittenlehre selbst, und in den Mitteln bewies, wodurch er die Gemüther seiner Freunde an sich fesselte, und ihnen Gehorsam gegen seine Vorschriften einflößte. Er hatte sich eine solche Herrschaft über sie zu erwerben gewußt, daß sie die Forderung, sich seiner Leitung unbedingt anzuvertrauen, nicht übertrieben und unbillig fanden, und daß sie sich sogar harten Prüfungen gern und willig unterzogen, um seiner Freundschaft werth zu werden. Pythagoras kannte die Verschieden-

heit

heit der Köpfe und Charaktere zu gut, und bemerkte auch alle die Schwierigkeiten, welche der Erreichung vornämlich seiner höhern, und weiter aussehenden Zwecke im Wege standen, zu genau, um nicht die behu samste Auswahl derer zu treffen, welchen er sich ganz mittheilen wollte. Selbst unter seinen Freunden und Schülern gab es also mehrere Classen, je nachdem sie mehr oder weniger für seine Plane gebildet, und gleichsam erzogen waren. Es war ganz im Geiste des Pythagoreischen Bundes, von denen, welche sich erst an denselben anschlossen, und ihre Fähigkeiten und Tugenden noch nicht hinlänglich bewährt hatten, anfangs, und zwar lange Zeit hindurch ein tiefes Stillschweigen und blinde Folgsamkeit zu verlangen. Schweigen ist für Menschen aus der gemeinen Sphäre eine schwere Kunst, die erst erlernt seyn will, und es war doch eine unumgänglich nothwendige Kunst für alle, die zur Ausführung der Absichten des Pythagoreischen Bundes brauchbar seyn sollten. Eben diese Lehrlinge sollten auch erst ihren Verstand aufklären, ihr Selbst erkennen, ihre Leidenschaften mäßigen, und ihre Begierden regieren lernen. Dieses war nicht in wenigen Augenblicken, oder wenigen Tagen zu bewirken; es erfoderte dauernde Anstrengung, Geduld, und festes Vertrauen zu dem Lehrer. Pythagoras wollte seine Schüler zu weisen Menschen bilden, um durch sie die Staatsverfassungen zu verbessern, und das Glück der

Völker zu gründen. Er mußte sich also überzeugen können, daß sie größerer Einsichten, und einer Moralität, welche Selbstbeherrschung zur ersten Bedingung hat, fähig wären, und damit dieses möglich würde, mußte er ihnen den Glauben an seine eigenen Kentnisse, und die Güte seiner Absichten zur Pflicht machen *).

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Pythagoras gleich anfangs bey der ersten Stiftung seines Bundes die Prüfung derer, welche sich mit ihm dazu vereinigten, so vornahm, wie bey denen, welche sich später zu ihm gesellten, da der Bund schon seine Consistenz hatte. Er hatte vermuthlich die Denkart mehrerer seiner Freunde durch langen vorherigen Umgang genau genug erforscht, und sich in Ansehung der Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen mit den seinigen vergewissert, so daß er die Errichtung seiner Gesellschaft ohne Furcht vor der Treulosigkeit irgend eines Mitglieds derselben wagen konte. Dieser Bund selbst, und die ausgezeichnete Lebensart der Mitglieder mußte aber Veranlassung geben, daß viele andre die Aufnahme in denselben wünschten, und hier wurde erst eine Vorsicht nöthig, deren Pythagoras vorher nicht in dem Grade bedurft hatte. Denn alles, was der Bund beabsichtigte, und was bereits von ihm gethan

*) Aristoxen. ap. Jamblich. S. 96. Sq. Meiners Gesch. der Wissenschaften B. 1. S. 403. ff.

than war, würde vergeblich gewesen seyn, wenn einem jeden ohne Unterschied ein freyer Zutritt zu demselben vergönnt worden wäre. Bevor also ein neues Mitglied in den Bund aufgenommen wurde, stellte Pythagoras eine genaue Erkundigung nach seinem öffentlichen Wandel, seinen Verhältnissen, seinem Betragen gegen seine Familie an; und selbst da, wo er schon eine engere Verbindung mit ihm geschlossen hatte, beobachtete er, oft unbemerkt, jede seiner Handlungen, und suchte seine ganze Sinnesart auszuforschen. Da diese Prüfung mehrere Jahre dauerte, und die Einweihung in die Geheimnisse des Bundes nur allmählig und gradweise geschah, so konte Pythagoras nicht leicht in seiner Meynung von den Talenten und Charakteren seiner Zöglinge getäuscht werden. Er konte um desto sicherer auf diejenigen bauen, die er so lange und so sorgfältig erprobt hatte, und um desto gerechter bey der Ausschließung andrer seyn, denen er sich entweder gar nicht, oder in geringerem Maaße anvertrauen zu dürfen glaubte.

Pythagoras kante indessen die Schwäche des menschlichen Herzens, die fortreißende Gewalt einmal herrschend gewordener Leidenschaften, und die Macht eingewurzelter böser Gewohnheiten zu gut, um von Neulingen in der moralischen Selbstbildung mehr zu erwarten, und zu fordern, als sie leisten konten. Er bemühte sich mit dem wärmsten Eifer, ihnen durch seinen Unterricht, und vornäm-

lich durch sein eignes, und seiner Freunde musterhaftes Beyspiel zu Hülfe zu kommen. Er zeigte ihnen das Fehlerhafte und Unmoralische bey gewissen Handlungen, und gab ihnen die Mittel an die Hand, ihre Leidenschaften und Begierden zu bändigen, die Herrschaft über dieselben zu erringen, sich zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zu gewöhnen, und wirklich zu werden, was sie seyn mußten, wenn sie der vertrautern Freundschaft des Bundes werth seyn wollten. Die ganze Art zu leben und zu handeln, welches sie von dem Augenblicke an befolgen mußten, da sie sich mit der Pythagoreischen Gesellschaft verbanden, war auch so eingerichtet, daß sie die Bildung des Charakters außerordentlich begünstigte. Es wurde hier leicht, jeden guten Vorsatz auszuführen, und ihm treu zu bleiben, da er so oft erneuert wurde, und die Tugend mußte endlich zur Fertigkeit werden. Ein Mensch, der aller dieser Vortheile ungeachtet, welche er benutzen konte, um moralich vollkommen zu werden, dennoch seinen bösen Begierden zu fröhnen fortfuhr, war gewiß unverbesserlich, und konte also mit Recht vom Pythagoras für immer von einer nähern Vereinigung mit dem Bunde ausgeschlossen werden.

Die Gesellschaft der Pythagoreer, die aus so vorsichtig erlesenen, und strenge geprüften Mitgliedern bestand, wurde daher auch eine Verbrüderung, dergleichen die Geschichte der spätern philoso-

phischen

phischen Schulen, und selbst die Geschichte der Menschheit überhaupt nicht wieder aufzeigen kann. Alle waren für Tugend gleichgestimmte Seelen; alle behielten das erhabene Ziel unverrückt im Auge, wonach der Weise streben soll; alle waren durch die heiligste edelste Freundschaft verbunden, die je Menschenherzen zusammenknüpfte. Wäre auch von der Pythagoreischen Sittenlehre, sofern sie theoretisch war, nicht Ein Bruchstück gerettet, so würden wir doch schon aus der Geschichte des Pythagoras und seiner Freunde schließen können, daß Studium der Moral diese eben so sehr, wie das Studium der Natur, beschäftigt haben müsse. Wie groß dürfte der Gewinn der Völker gewesen seyn, wenn es dem Pythagoreischen Bunde gelungen wäre, seine Absichten durchzusetzen! Pythagoras wollte die Regierungsform der Staaten, auf welche er wirken konte, so umändern, wie es die von ihm bezielte Glückseligkeit der Bürger erforderte. Er wollte den Ungerechtigkeiten der Tyrannen abhelfen, aber auch zugleich der Factionswuth, und der zügellosen Herschaft des Pöbels Einhalt thun. Männer, in seiner Schule oder doch nach seinen Grundsätzen erzogen und gebildet, sollten künftig an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehn, und diese mit Weißheit und Treue verwalten. Durch Tugend und Gerechtigkeit sollten sie selbst dem großen Haufen nachahmungswürdige Muster aufstellen, und dadurch nach

und

und nach die Menschheit überhaupt veredeln. Der Plan des Pythagoras war seiner völligen Reife sehr nahe. Die Mitglieder seiner Gesellschaft waren schon außerordentlich zahlreich geworden; in den blühendsten Städten Großgriechenlands und Siciliens hatten sich besondere Zweige derselben formirt, die mit der Hauptgesellschaft im engsten Zusammenhange standen; und ihr Einfluß auf die Staaten, in denen sie lebten, äußerte bereits seine ganze Wohlthätigkeit. Aber es war dem Bunde nicht vom Schicksale gegönnt, das Gebäude zu vollenden, zu welchem er einen so herrlichen Grund gelegt hatte. So wie die besten Menschen, und die edelsten Institute, nicht vor Verläumdern und Feinden gesichert sind, wenn sie einmal die Aufmerksamkeit des großen Haufens erregt hatten; so war dieses auch bey der Pythagoreischen Gesellschaft der Fall. Schon durch den einzigen Umstand, daß nicht jeder zu dieser freyen Zutritt erlangen konte, daß manche davon ganz entfernt, oder zurückgehalten wurden, mußte sie sich viele Neider und Feinde zuziehn, und die Zahl derselben wuchs immer mehr, je bedeutender die Macht der Gesellschaft wurde. Die Pythagoreer suchten den Staatsverfassungen die Form einer gemäßigten Aristokratie zu geben; sie waren selbst größtentheils aus den edelsten und reichsten Familien, welche bisher schon an der Staatsverwaltung beträchtlichen Antheil gehabt hatten; ihre Absichten wurden also

ge-

gewissermaaßen durch ihre Rechte autorisirt. Da sich aber eine Partey gegen sie erhob, so bedurfte es für die vornehmsten Aufrührer nur sehr geringer Kunstgriffe, um sie dem Volke verdächtig zu machen, und dieses gegen sie zu erbittern. Auf mancherlei Veranlassungen, vornämlich nachdem sich die Pythagoreer einigen von Demagogen gethanen Vorschlägen, welche, wenn sie durchgiengen, ungebundene Demokratie und Pöbelherrschaft hätten herbeyführen müssen, heftig widersetzt hatten, entspannen sich zu Kroton und in mehrern Städten Großgriechenlandes Verschwörungen gegen den Pythagoreischen Bund, die endlich, und zwar in Kroton auf Anstiften des Cylon und Vinon, wirklich ausbrachen. Die Pythagoreer wurden hier theils ermordet, theils verwiesen, und wahrscheinlich kam Pythagoras selbst in einem solchen Auflaufe ums Leben. Der Bund wurde in Ansehung seiner einzelnen Mitglieder nicht ganz ausgerottet, aber doch in Beziehung auf seine nächste politische Wirksamkeit zerstört.

Auf die politischen Zwecke der Pythagoreer muß man übrigens Rücksicht nehmen, wenn man manche Eigenthümlichkeiten in ihrem Betragen gegen das Publicum richtig beurtheilen will, indem diese allein aus jenen zu erklären sind. Dahin gehören der priesterliche Heiligenschein, womit sie sich umgaben, um dem Volke Ehrfurcht einzuflößen, und ihre strenge Anhänglichkeit an den hergebrach-

ten Götterdienst. Gewiß haben sie über viele Gegenstände der Volksreligion ganz anders gedacht, wie der große Haufen; aber dem Pythagoras konte bey seiner Menschenkunde die Bemerkung nicht entgehen, daß für die Erziehung und Ausbildung eines abergläubischen und unaufgeklärten Volkes selbst der Aberglaube desselben als Mittel nützlich werden könne, wenn man ihn nur geschickt zu lenken wisse. In Aegypten hatte Pythagoras auch einsehen gelernt, wie wirksam dieses Mittel in den Händen der Priester war, um ihr Ansehn und ihre Macht zu sichern. Die Pythagoreer gaben daher, eben so wie die ägyptischen Priester, vor, eine nähere Verbindung mit den Göttern zu haben, von ihnen die Geheimnisse der Zukunft zu erfahren, und künftig bevorstehende Schicksale weißagen zu können. In jenen Zeiten konte nichts kräftiger seyn, um ihnen die höchste Autorität zu verschaffen, und ihren Weißagungen die Gültigkeit von untrüglichen Orakelsprüchen zu ertheilen, als wenn ein solches Vorgeben wirklich bey dem Volke eine große Zahl von Gläubigen gefunden hatte. Aus gleicher Absicht beschäftigten sich die Pythagoreer auch mit der Arzneykunde, und zwar begegneten sie den Krankheiten nicht nur durch Vorschriften einer gewissen Diät, und gewisser Heilmittel, sondern auch, wie es dem Volkswahne gemäß war, durch Beschwörungen und Jongleurkünste, durch Lustrationen und Expiationen.

Die

Die berühmten Symbola der Pythagoreer waren ebenfalls nichts weniger, als Hieroglyphen, unter welchen sie ihre philosophischen Lehren und Meynungen verborgen hätten; denn aus diesen machten die Pythagoreer keine Geheimnisse, und die Fassung derselben hatte an und für sich Schwierigkeiten genug, um den großen Haufen abzuschrecken; sondern es waren höchstwahrscheinlich verabredete Wörter und Zeichen, an welchen sie sich selbst unter einander erkannten, oder die auf ihre politischen Angelegenheiten Beziehung hatten. Einer jeden Gesellschaft, die für sich bestehen will, und andre von der Theilnahme an ihren Planen und Geschäften ausschließt, werden solche Zeichen um desto unentbehrlicher, je zahlreicher sie wird, und je weniger die Mitglieder auf eine anderweitige Art mit einander verbunden sind. Dieser Fall trat auch bey dem Pythagoreischen Bunde ein. Während seines höchsten Flors war er über die ansehnlichsten Städte Großgriechenlands und Siciliens verbreitet; wie hätten also die Pythagoreer jener Symbola überhoben seyn können, ohne fürchten zu müssen, daß Ungeweihte sich in ihre Verbrüderung eindrängten, oder daß ihre politischen Plane vor der Zeit der Reife verrathen und hintertrieben würden.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Eleatischen Philosophie.

Die mythischen sowohl, als die Jonischen Weltweisen der Griechen hatten ihre Lehrsätze über die Natur und den Ursprung der Dinge auf die Beobachtung gegründet, welche ihnen die Erfahrung darbot, daß sie die Sinnenerscheinungen auf gewisse einfachere Grundstoffe oder Bestandtheile zurückführen lassen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, und die der Sinnenerkentniß nach ihr Wesen ausmachen. Insofern sie nun irgend ein Element für dasjenige ansahen, aus dessen Modificationen die Sinnenwelt erklärt werden könne, erhoben sie auch dasselbe zum ersten und letzten Grundprincip der Natur. So leiteten die Dichter den Ursprung der Dinge bald aus der Nacht, bald aus dem Chaos, bald aus dem Oceane her, als in welchen die Theile der Welt enthalten gewesen seyn, die sich denn durch eine natürliche Nothwendigkeit ent-

entwickelt, und zu einem Ganzen, welches Harmonie und Zweckmäßigkeit ausdrücke, geformt hätten. Die Jonischen Philosophen nahmen nicht minder ein Urelement an, bald das Wasser, bald die Luft, bald ein Mittelwesen zwischen beyden, das gleichsam die Keime aller Dinge umfasse, und durch Mitwirkung einer bewegenden Kraft, welche sie dunkel und unbestimmt bezeichneten, zur Welt gebildet habe. Auch die Pythagoreer, obgleich ihre Forschungen viel tiefer eingedrungen waren, blieben dennoch gewissermaaßen bey einer doppelten elementarischen Natur stehn, einem thätigen und einem leidenden Principe. Allen diesen Systemen widersprach der Grundsatz, daß nichts ohne Ursach seyn oder entstehen könne, und die Vernunft konte also nicht durch sie befriedigt seyn.

Die Eleatische Schule wagte neue Versuche, um das große metaphysische Problem von der Natur und dem Ursprunge der Dinge aufzulösen. Ihr Urheber war Xenophanes aus Kolophon, in Kleinasien, der sich, man weiß nicht genau, aus was für einem Grunde, von seiner Vaterstadt entfernt, und nach Elea oder Velia in Großgriechenland begeben hatte, wo er seine Lehren bekant machte. Nach dem Zeugnisse des Plato *) waren die

*) Plato Sophist. p. 252. Vol. II. ed. Bip. Vergl. Plessings Versuche über die Philosophie des ältesten Alterthums B. II. S. 25.

die metaphysischen Meynungen, welche gewöhnlich den Eleatikern beygelegt werden, schon von ältern Philosophen, als Xenophanes, erfunden und vorgetragen, aber das Andenken derselben ist erloschen. Man folgert aber wohl zu viel aus jener Stelle des Plato, wenn man sie zum Beweise anführt, daß die eleatische Philosophie im entferntesten Alterthume in Aegypten einheimisch gewesen sey.

Die Lehren des Xenophanes haben uns außer dem Aristoteles, noch Diogenes von Laerte, Sextus Empiricus, Plutarch, Johann von Stobi, und die griechischen Ausleger der Aristotelischen Schriften, besonders Simplicius, aufbewahrt. Diese Schriftsteller weichen aber oft in ihren Angaben von einander ab; daher auch die neuern Geschichtschreiber der Philosophie in ihren Darstellungen des eleatischen Systemes nicht mit einander übereinstimmen. Am sichersten verfährt man, wenn man sich bloß auf die Angabe derjenigen Meynungen der Eleatiker einschränkt, welche die vornehmsten ältern Schriftsteller einmüthig ihnen beylegen, zumal da diese wirklich das Wesentlichste des eleatischen Systemes enthalten. Am vollständigsten und deutlichsten hat Aristoteles die Schlußreihe der Eleatiker entwickelt, und diesem will ich also zunächst folgen.

Xenophanes stellte als obersten Grundsatz der Metaphysik den Satz auf: Aus Nichts wird Nichts. Wenn demnach etwas ist, so muß es

ewig

ewig seyn; denn ein Ding, das existirt, kann weder aus einem gleichen, noch aus einem ungleichen Dinge entstanden seyn, weil das Gleiche kein anderes Gleiches hervorzubringen vermag; und wenn aus dem Ungleichen etwas entstehn sollte, etwas aus Nichts entstehen würde, welches dem obersten Grundsatze widerspricht. Niemals kann also etwas entstanden seyn, oder untergehn, sondern dasjenige, was ist, ist ewig. Dieses Ewig wirkliche ist die Gottheit. Die Natur der Gottheit bringt es mit sich, daß sie von keinem Wesen übertroffen werden kann, und daß sie folglich selbst das vollkommenste Wesen ist. Wenn die Gottheit das vollkommenste Wesen ist, so muß sie auch einzig seyn, und weil sie einzig ist, muß sie sich überall gleich, überall der Empfindung empfänglich seyn, und von allen Seiten sehen, hören, fühlen, u. s. w. Insofern sie überall gleich ist, muß sie eine runde Figur haben; denn sie kann nicht an der einen Seite diese, und an einer andern jene Beschaffenheit haben, und nur die runde Figur ist einer gleichen Beschaffenheit, nach allen Seiten, fähig. Uebrigens kann man von der Gottheit nicht entscheiden, ob sie begränzt, oder unbegränzt, ob sie in Ruhe oder in Bewegung sey *).

Ungeach-

---

*) Aristot. Opp. T. II. p. 841. D. ed. du Vall. Die Lehren des Xenophanes habe ich aus dem dritten

Ungeachtet diese metaphysischen Behauptungen ziemlich folgerecht aus dem Grundsatze: Aus Nichts wird Nichts, abgeleitet scheinen konten, so fühlte doch Xenophanes, daß sie sich auf keine Weise mit der Sinnenerfahrung vertrugen. Diese zeigt die Welt nicht als ein Eins, sondern als einen unermeßlichen Inbegriff mannichfaltiger Dinge, nicht als eine Natur, welche sich überall gleich ist, sondern die aus den verschiedenartigsten Theilen besteht. Sie stellt nichts Unveränderliches dar, sondern vielmehr unaufhörliche Bewegung und Wechsel der Erscheinungen, bald solche, die neu entstehen, bald solche, die wiederum verschwinden. Den Widerspruch zwischen der Sinnenerfahrung, und den aus dem obersten Grundsatze entwickelten Folgerungen, der hier offenbar wurde, obgleich der letztere seine Richtigkeit durch sich selbst bewährte, wußte Xenophanes gleichwohl nicht anders

zu

---

ten Kapitel des Aristotelischen Buches entlehnt, welches gewöhnlich: De Xenophane, Zenone, & Gorgia überschrieben wird. Sonst pflegt man der Meynung zu seyn, daß dieses Kapitel von den Lehren des Zeno handle. Allein der gemeine Titel des Buchs ist unrichtig, was schon die Handschriften beweisen, und die in jenem Kapitel vorgetragenen Behaup ungen sind eben dieselben, welche andre glaubwürdige Schriftsteller dem Xenophanes beylegen. S Comment. de ortu & progressu Pantheismi in den Commentatt. Soc. Gotting. Vol. X. p. 163.

zu heben, als daß er die Wahrheit und Gewißheit aller Sinnenerkentniß, und aller menschlichen Erkentniß überhaupt leugnete. Er nahm an, daß es gar keine Wissenschaft von den Dingen gebe, sondern daß nur eine schwankende und unzuverlässige Meynung von ihm statt finden könne *). Hiedurch konte er nun zwar Einwürfen und Zweifeln ausweichen, aber er widerlegte dieselben nicht, wie dieses von allen philosophischen Systemen gilt, die nicht sowohl selbst im Skepticismus bestehn, als vielmehr auf diesen gegründet sind. Denn, wenn jede philosophische Meynung auf Gewißheit Verzicht thun muß, so kann auch von zwey entgegengesetzten Systemen jedes auf einen Grad von Probabilität Anspruch machen, ohne daß das eine sich eines Vorzugs vor dem andern mit Recht rühmen dürfte.

Bey der Ueberzeugung, welche Xenophanes von der Unzuverlässigkeit menschlicher Einsichten überhaupt hatte, ist es nicht zu verwundern, daß in seine Naturlehre sich auch Behauptungen einmischten, welche seinen vorher angeführten Begriffen von

*) Cic. Quaest. acad. IV, 23. Sotion ap. Diog. L. IX, 20. Sext. adv. Mathem. p. 156.

von der einzigen göttlichen Weltsubstanz schnurstracks zuwider waren. Da metaphysische Grundsätze damals in ihren Anwendungen noch zu wenig verfolgt waren, und die Naturkunde in Ansehung einzelner Gegenstände nur noch sehr unbedeutende Fortschritte gethan hatte, so ist es weder zu fodern, noch zu erwarten, daß die Erklärungen von einzelnen Sinnendingen, ihren Beschaffenheiten und Eigenschaften, welche Xenophanes wie seine Vorgänger und Zeitgenossen gaben, mit den allgemeinen metaphysischen Grundsätzen zusammenstimmten, oder auch nur von ihnen in harmonische Verbindung mit denselben gebracht wären. Es gehört Kentniß logischer Regeln, und Fertigkeit in der Ausübung derselben dazu, um das Einzelne dem Allgemeinen unterzuordnen, und einen Widerspruch zwischen beyden zu verhüten; diese logische Kunst aber kannte man damals noch nicht, und daher war auch eine Verletzung ihrer nothwendigen und unerlaßlichen Bedingungen, welche sie vorschreibt, nicht so auffallend, wie sie es uns gegenwärtig ist. Es mag also immerhin historisch wahr seyn, daß Xenophanes, wie Plutarch berichtet *), bald gelehrt habe, die Erde senke sich immer tiefer herab,

*) Plutarch. Strom. ap. Euseb. Praep. evang. I. p. 23. A. B. ed. Paris.

herab, bis sie nach und nach endlich ganz im Meere untergehn werde, und die Sonne sey aus lauter kleinen Feuertheilchen zusammengesetzt; bald hingegen, die Erde sey unendlich, alles entstehe aus ihr, und die Sonne nebst den übrigen Gestirnen verdankten den Wolken ihren Ursprung. Da uns diese Lehren so fragmentarisch überliefert sind, höchst wahrscheinlich auch sehr verstümmelt und verfälscht, so können wir sie nicht einmal ganz beurtheilen, und sind wenigstens nicht genug berechtigt, den Xenophanes eines Widerspruchs mit sich selbst zu beschuldigen. Ueber die Weltsubstanz hat Xenophanes schwerlich Meynungen vorgetragen, welche mit den erwähnten stritten. Aus einer Stelle des Cicero, wo dieser sagt, Xenophanes habe bald die Welt für Eine Substanz erklärt, bald das Daseyn von mehrern Göttern behauptet, läßt sich dieses wohl nicht erweisen *), da Cicero an andern Stellen, wo er Xenophanischer Lehren erwähnt, mit sich selbst so wenig übereinstimmt, daß man nicht abnehmen kann, wie er sich eigentlich das Xenophanische System überhaupt gedacht habe; und überdem sind gerade die Eleatiker wegen ihrer Verspottung des Polytheismus der Griechen im Alterthume berich-

*) Cic. de divinat. I, 3. Vergl. Meiners hist. doctr. de vero Deo p. 326.

tigt gewesen. Plutarch, welcher ebenfalls erzählt, Xenophanes habe das Daseyn mehrerer Götter angenommen, scheint eine Stelle des Aristoteles *) misverstanden zu haben, wo diese den Beweis angiebt, welchen Xenophanes für die Einzigkeit der Gottheit aus der höchsten Vollkommenheit derselben führte.

Man kann das Xenophanische System mit Recht schon Pantheismus nennen, da die Hauptidee, welche den Pantheismus charakterisirt, auch bey jenem zum Grunde lag. Nur hatte Xenophanes weder seine Begriffe genau genug bestimmt, noch für den innern Zusammenhang seines Systems gesorgt, noch das Resultat desselben hinlänglich begründet. Ob er gleich auf der einen Seite nach Grundsätzen der reinen Vernunft sich gedrungen fühlte anzunehmen, daß alles Wirkliche Eins, Ewig, und Unveränderlich sey; so nöthigte ihn doch auf der andern Seite die Sinnenerfahrung einzuräumen, daß es eine Mannichfaltigkeit von Erscheinungen gebe, die dem Wechsel und der Veränderung unterworfen sey; welcher Widerspruch zwischen dem Zeugnisse der Sinne, und den Grundsätzen der reinen Vernunft, ihn auch bewog, der

*) Aristot. de Xenoph. Zen. & G. cap. III.

der menschlichen Erkentniß alle Zuverlässigkeit abzusprechen. Selbst der Satz, Alles, was ist, sey Eine Substanz, und diese sey die Gottheit, war dadurch nicht erwiesen, daß er ihn aus der höchsten Vollkommenheit der göttlichen Natur folgerte, da diese höchste Vollkommenheit mehr Dinge voraussetzte, insofern Vollkommenheit ein relativer Begriff ist. Ob die Weltsubstanz begrenzt, oder unbegrenzt, in Bewegung oder in Ruhe sey, scheint Xenophanes darum zweifelhaft gelassen zu haben, weil er dem Wirklichen das Nichts entgegensetzte, und diejenigen Prädicate, welche er dem Nichts beylegen zu können glaubte, nicht auf das Wirkliche übertragen wollte. Er dachte nicht daran, daß dem Nichts möglicherweise kein Prädicat zukommen könne. Die Bewegung in der Weltsubstanz leugnete er darum, weil nothwendig mit ihr Veränderung verknüpft, und nichts außer der Weltsubstanz vorhanden ist, wohin die Bewegung ihre Richtung nehmen könne. Im Gegentheile konte die Weltsubstanz auch nicht in Ruhe seyn, weil blos das Nichts unbeweglich und in Ruhe ist. Wie Xenophanes auf die Meynung gerieth, daß die Weltsubstanz äußere Sinne habe, und überall sehe, höre, fühle, ist schwer zu erklären. Wahrscheinlich wurde er hier von seiner Phantasie getäuscht; er dachte sich die Weltsubstanz, als Gottheit, verglich sie mit der menschlichen Na-

tur, und anthropomorphosirte sie. Behauptungen der ältern griechischen Philosophen von dieser Art werden immer für uns einige Dunkelheit behalten, da sie einzeln und aus der Verbindung gerissen auf uns gekommen sind, bildlich und in poetischer Sprache ausgedrückt waren, und wir uns auch nicht ganz in jenen Zustand einer dämmernden philosophischen Aufklärung, in welchen jene Weltweisen sich befanden, versetzen können.

Die vom Xenophanes der speculirenden Vernunft zuerst eröfnete neue Bahn wurde vom Parmenides aus Elea, und dem Melissus aus Samos weiter verfolgt. Ein philosophisches Gedicht des erstern über die Natur der Dinge kennen wir aus wenigen Bruchstücken, nach denen sich nur einige Hauptzüge seines Systems andeuten lassen. Plato hat zwar in einem Dialoge, der den Namen des Parmenides führt, die Lehren desselben umständlicher entwickelt, aber die Treue seiner Darstellung ist verdächtig, so wie auch die Bemühung der spätern Ausleger der Platonischen und Aristotelischen Philosophie, die Meynungen der ältern Weltweisen zu berichtigen, oder sie mit dieser in Harmonie zu bringen, den Lehrbegriff des Parmenides verfälscht hat. Was in den übrigen Dialogen des Plato, und in den Werken des Aristoteles

selbst

selbst von den Meynungen des Parmenides vorkommt, besteht größtentheils in kurzen beyläufigen Erwähnungen, die nicht mehr Aufschluß geben, als die noch vorhandenen poetischen Fragmente des Parmenides gewähren. Soviel erhellet indessen, daß Parmenides eine zweifache Art zu philosophiren einführte; die eine nach Grundsätzen des reinen Verstandes, die auf gewisse und zuverlässige Wahrheiten hinleite; die andre nach dem Scheine der Sinnenerfahrung, welche aber nur schwankende nnd ungewisse Meynungen liefern könne *). Parmenides leugnete nicht nach dem Beyspiele des Xenophanes alle Gewißheit der menschlichen Erkentniß, sondern er unterschied genauer die Erkentniß, welche auf dem Zeugnisse der Sinne beruht, von der Erkentniß des reinen Verstandes, und legte dieser letztern allein Wahrheit und Gewißheit bey, welche er hingegen jener erstern absprach. Man sieht freylich nicht ein, wie jemand die Erkentniß der Vernunft für wahr halten konte, der die Zuverlässigkeit der Sinnenerkentniß ganz verwarf; allein entweder hat schon Parmenides dem Verstande gewisse angebohrne Begriffe zugeschrieben, die nicht erst aus der sinnlichen Erfahrung abstrahirt

*) Simplicius ad Aristot. Phys. Fol. 9, a. cf. Fol. 31, a.

würden, und Plato hat vielleicht aus der Parmenideischen Philosophie seine Ideenlehre geschöpft, oder er hat auch wohl die Sinnlichkeit und den Verstand für zwey verschiedene, und nicht mit einander nothwendig verbundene Erkentnißfähigkeiten gehalten, unter denen aber die Sinnlichkeit gar kein Zutrauen verdiene *). Insofern nun Parmenides den Grundsätzen des reinen Verstandes folgte, behauptete er auch, daß die Natur an sich eine einzige, ewige, unveränderliche, unbewegliche, und runde Substanz sey; daß aber die Mannichfaltigkeit der Sinnenerscheinungen, die wir wahrnehmen, bloß von einem Sinnentruge herrühre. Den Zweifel, welchen Xenophanes nicht hatte heben können, ob die Weltsubstanz begrenzt oder unbegrenzt sey, löste er so auf, daß er diese geradezu für begrenzt erklärte, weil von ihrem Mittelpuncte gleiche Räume nach allen Richtungen hinliefen, und sie daher einen Mittelpunct und Grenzpuncte haben müsse **). Insofern er hingegen seine philosophischen Meynungen von der Sinnenerfahrung abhängen ließ, glaubte er, daß die Natur der

---

*) Sext. Emp. l. l. Vergl. ein Fragment vom Parmenides Aristot. Metaph. IV, 5.

**) Aristot. de Xenoph. Zen. & G. cap. II. Ausc. phys. III, 9. Simplic. ad Ausc. Fol. 19. Philopon Fol. 9, a.

der Dinge auf zwey Grundelemente zurückgeführt werden könne *), auf das Warme und das Kalte, wovon das Warme vermöge einer ihm eigenthümlichen Liebe zu dem Kalten (der Materie ohne alle Qualitäten) dieses umschließe, durchdringe, und ihm Leben und Form mittheile; so daß also durch die mannichfaltigen Mischungen des Warmen und Kalten, und durch die Veränderungen dieser Mischungen, jene Unendlichkeit von Formen, welche wir mittelst der Sinne wahrnehmen, bald erzeugt werde, bald wieder untergehe. Uebrigens ist es dieses Warme, welches, weil es durch eine innere Nothwendigkeit das Universum umgiebt und beseelt, und so alle einzelne Sinnenerscheinungen hervorbringt, Parmenides unter seinem Feuerkranze verstand, der die Welt überall begrenzte. Man irrt demnach nicht, wenn man den Feuerkranz des Parmenides für eine Art von Weltseele ansieht; aber unrichtig ist es dagegen von einigen mit der Parmenideischen Weltsubstanz selbst verwechselt worden.

Melissus kam zwar insoweit mit dem Xenophanes und Parmenides überein, daß er auch

*) Aristot. Metaphys. I, 5.

die Natur der Dinge für Eine Substanz ausgab; er wich aber doch von beyden darinn ab, daß er die Weltsubstanz für unendlich hielt, und sie nicht als eine intellectuelle Einheit (ἓν κατὰ λόγον), sondern sogar für eine Einheit der Materie (ἓν κατὰ τὴν ὕλην betrachtet wissen wollte *). Seine Schlußreihe war folgende. Alles, was ist, ist entweder entstanden, oder von Ewigkeit her gewesen. Wäre es entstanden, so hätte es entweder aus Nichts, oder aus einem Andern schon daseyenden entstehen müssen. Aus Nichts aber wird Nichts, und aus einem andern hat das, was ist, nicht entstehen können, weil es sonst schon wäre, und nicht erst entstände. Alles folglich, was ist, ist von Ewigkeit. Was keinen Anfang hat, kann auch kein Ende haben; denn das, was ist, kann nicht in das Nichts übergehn; alles also, was

*) Aristot. l. l. Simplic. ad Arist. Ausc. phys. Fol. 24, a. Ich erinnere hiebey, daß der erste Theil des Buchs de Xenoph. Zen. & Gorgia bis zum dritten Kapitel nicht von den Meynungen des Xenophanes, sondern von denen des Melissus handle. Es erhellt dieses theils aus der Uebereinkunft der Meynungen, die hier vorkommen, mit denen, welche Aristoteles an andern Stellen dem Melissus beygelegt hat, theils daraus, daß das vom Simplicius (l. l. Fol. 22. 6.) aufbehaltene Fragment aus der Schrift des Melissus über die Natur fast dieselben Worte hat, wie der Text des Aristoteles.

was ist, ist unendlich. Was unendlich ist, muß nothwendig Eins seyn; denn, wenn mehrere Dinge vorhanden wären, würde eines das andre beschränken. Das Eins ist ohne Bewegung; sowohl weil es sich selbst immer gleich ist, und weder untergeht, noch zunimmt, noch abnimmt, noch leidet, noch verändert wird; als auch, weil nichts da ist, wogegen es bewegt werden könte. Nicht weniger unterschied sich Melissus von dem Xenophanes und Parmenides durch die Art, wie er die Disharmonie zwischen der Sinnenerfahrung und den Vernunftgrundsätzen zu reimen suchte. Er verwarf nicht schlechthin das Zeugniß der Sinne, sondern behauptete, daß man von allen Meynungen, die auf der Sinnenerfahrung oder auf Verstandesbegriffen beruhten, bloß diejenigen für wahr halten müsse, welche fester und gewisser als die übrigen wären. Weil demnach die Meynung, daß alles, was ist, Eine Substanz sey, mehr Zuverlässigkeit und Gewißheit habe, als ihr Gegentheil, daß die Natur der Dinge aus einer Mehrheit bestehe; so folge, daß man jener, und nicht diesem beypflichten müsse. Das letztere können wir darum nicht zugestehn, weil, wenn eingeräumt wird, daß die Natur eine Mehrheit sey, auch eingeräumt werden muß, es könne etwas aus Nichts entstehen, welches doch unmöglich ist.

Außer den erwähnten Philosophen, welche zu den Eleatikern gerechnet werden, weil sie im Ganzen einem und demselben Systeme anhiengen, pflegt auch Zeno aus Elea dahin gezählt zu werden, der durch seine zu große Subtilität, womit er nicht immer, um die Wahrheit aufzufinden, sondern um seine dialektische Kunst zu zeigen, philosophische Gegenstände behandelte, in einen übeln Ruf gekommen ist. Gleichwohl behauptete Zeno nicht, wie die übrigen Eleatiker, daß alles, was ist, Eine Substanz sey; vielmehr ließ er es unentschieden, ob es nur Ein Ding, oder mehrere gebe. Nach dem Aristoteles beobachtete er dieselbe Methode zu raisonniren, welche nachher der Sophist Gorgias befolgte *). Diese bemühte sich zu beweisen, es existire überall nichts Wirkliches, und wenn etwas existire, so könne es nicht erkannt werden, und wenn etwas erkannt werden könne, so lasse es sich doch andern nicht begreiflich machen. Er bekante offenherzig, daß er nichts von dem verstehe, was andre über die Natur der Dinge gelehrt hätten, weil sie mit einander in ihren Meynungen im Widerspruche wären, indem einige alles, was ist, für Eine Substanz erklärten,

*) Arist. de Xen. Z. & G. cap. V. Auscultatt. phys. VI, 9. Simplic. ad h. l. Vergl. Bayle Art. *Zenon*.

ten, und das Daseyn von mehr wirklichen Dingen leugneten; andere wiederum das WeltEins für eine Chimäre hielten; einige bewiesen, daß alles, was ist, von Ewigkeit her sey, andre, daß alles einen Anfang habe; gegen alle könne wenigstens so argumentirt werden, daß die menschliche Unwissenheit, ob überhaupt etwas existire, oder nicht, offenbar werde. Gorgias hatte bey diesem Raisonnement den Zeno zum Vorgänger. Wenn Nicht seyn, sagte dieser, Nicht seyn ist, so wird das Nicht seyn eben so gut seyn, als das Seyn; denn das Nichtseyn wird seyn, und auch das Seyn wird seyn. Also ist das Seyn und Nichtseyn der Dinge einerley. Wenn aber beydes einerley ist, so können Seyn und Nichtseyn einander nicht entgegengesetzt werden, und man kann auch nicht mit Wahrheit versichern, daß etwas sey, sondern es läßt sich auf gleiche Weise behaupten, daß etwas sey, und daß etwas nicht sey. Der Meynung des Zeno zufolge konte auch nicht dargethan werden, daß alles, was ist, von Ewigkeit her sey, weil, wenn etwas ewig sey, wie Melissus und die übrigen Eleatiker annahmen, dieses unendlich seyn müsse; das Unendliche könne aber doch nicht existiren, indem es weder in sich selbst, noch in einem andern sey; denn, wenn es in einem andern wäre, so würden zwey oder mehr Dinge seyn, das Eine selbst, welches

welches ist, und dasjenige, worinn es ist; und, wenn es in sich selbst wäre, so würde es nirgendwo seyn, was unmöglich ist. Auf der andern Seite läßt sich gleichwohl auch nicht beweisen, daß dasjenige, was ist, entstanden sey, weil nie etwas aus dem, was ist, oder aus dem, was nicht ist, entstehen kann. Aus allen diesen Aeusserungen des Zeno ist einleuchtend, daß er über die Natur und den Ursprung der Dinge nichts Bestimmtes gelehrt habe, außer dem Resultate seiner Logomachieen, daß nichts bestimmtes darüber gelehrt werden könne.

In der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo sind zur Ostermesse 1793 folgende neue Schriften fertig geworden:

Althof, E. A. Predigt, gehalten in der kleinen Kirche zu Detmold am 2 Okt. 1791, zum Andenken des vor funfzig Jahren darin angefangenen Gottesdienstes, 8. 93.

Ardinghello und die glückseligen Inseln, eine Italiänische Geschichte, aus dem sechszehnten Jahrhundert, 2 Bände, 8.

Bibliothek, neue historische, zum Gebrauch für alle Klassen der Leser, 1stes St. 8. 93.

Boehmeri, G. L. Electa juris Civilis, Tom. I. II. III. gr. 4. 93. Editio noviſſima.

Buhle, J. G. Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes, gros 8. 93.

Burkhardt, J. G. Vollständiges Andachtsbuch auf alle Tage in der Woche, auf verschiedene Zeiten und Fälle im Jahr und im menschlichen Leben, gros 8. 93

Ewald, J. L. Ueber Predigerbeschäftigung und Predigerbetragen, 8tes Heft, gros 8. 93.

— — Glaubensbekenntniß und Vorsätze des Prinzen Casimir August zur Lippe, bey Seiner öffentlichen Confirmation am 23 Sept. 1792, nebst den Reden, die dabey gehalten worden, gros 8. 93.

— — Lesebuch für die Landschulen, auch zum Gebrauch der Landleute in ihren Häusern, 3ter Theil, 8 93.

— — Hand- und Hausbuch für Bürger und Landleute, welches lehret, wie sie alles um sich her kennen lernen, sich gesund erhalten, sich in Krankheit helfen, wie sie ihr Land auf die vortreflichste Art bauen, ihre Gärten bestellen, sich gutes Obst ziehen, Bienen mit Nutzen halten, und wie Hausfrauen ihre Wirthschaft ordentlich führen sollen ꝛc. 8. 93.

Geb-

Gebhardts, D. G. B. Biblisches Wörterbuch über die sämtlichen heiligen Bücher des alten und neuen Bundes für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften, mit einer Vorrede des Hrn. Geheimen R. R. Hezels 1sten B. 1stes St. gros. 8. 93.

Hartleben, D. Theodor Konrad, über die Sicherheitsmittel des Kammergerichts in Kriegszeiten, mit Anwendung auf die neuesten Vorfälle, 8. 93.

Justinus, zum Gebrauch der ersten Anfänger, mit kurzen historischen und grammatischen Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche versehen von Albert Christian Meineke, 8. 93.

Kortum, D. E. G. T. Abhandlung von den Scrofeln und von den Folgekrankheiten, welche davon ihren Ursprung nehmen, 1ster B. gros 8. 93.

Lieder, oder funfzig Melodien zu den funfzig auserlesenen Liedern bey Sonnenschein und Regen, beym Heumachen, Kornbinden und Erndtekranz, Flachs-Spinn- und Liebeslieder, daheim und in freyer Luft zu singen, wenn man gerne froh ist; leicht zu singen und angenehm zu hören, gros 8. 93.

Magazin, neues Westphälisches, (von P. F. Weddigen,) zur Geographie, Historie und Statistik 11tes Stück, 4. 93 in Commission.

Meiners, C. Geschichte der Menschheit, 2te Aufl. 8. 93.

Planck, G. J. neueste Religionsgeschichte, 3ter B. gros 8. 93.

Stolz, J. G. Geist der Sittenlehre Jesus in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt, 3ter Theil gros 8. 93.

— — Ebendasselbe auf Schreibpapier, gros 8 93.

Vorlesungen über die Federsche Logik und Metaphysik, für Anfänger auf Schulen und Universitäten, 1ster Theil, 8.

Wachler, L. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Litteratur, für studierende Jünglinge und Freunde der Gelehrsamkeit, 1ster B. gros 8. 93.

Nachricht.

Das Wörterbuch zum Justinus wird, da es nicht fertig geworden ist, gegen billigen Preis, künftig besonders ausgeliefert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X . II.95

W.u.H. PERLINGER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN 71
Georg-Brauchle-Ring 68

X . II.95

X . II.95

welches ist, und dasjenige, worinn es ist; und, wenn es in sich selbst wäre, so würde es nirgendwo seyn, was unmöglich ist. Auf der andern Seite läßt sich gleichwohl auch nicht beweisen, daß dasjenige, was ist, entstanden sey, weil nie etwas aus dem, was ist, oder aus dem, was nicht ist, entstehen kann. Aus allen diesen Aeusserungen des Zeno ist einleuchtend, daß er über die Natur und den Ursprung der Dinge nichts Bestimmtes gelehrt habe, außer dem Resultate seiner Logomachieen, daß nichts bestimmtes darüber gelehrt werden könne.

In der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo sind zur Ostermesse 1793 folgende neue Schriften fertig geworden:

Althof, E. A. Predigt, gehalten in der kleinen Kirche zu Detmold am 2 Okt. 1791, zum Andenken des vor funfzig Jahren darin angefangenen Gottesdienstes, 8. 93.

Ardinghello und die glückseligen Inseln, eine Italiänische Geschichte, aus dem sechszehnten Jahrhundert, 2 Bände, 8.

Bibliothek, neue historische, zum Gebrauch für alle Klassen der Leser, 1stes St. 8. 93.

Boehmeri, G. L. Electa juris Civilis, Tom. I. II. III. gr. 4. 93. Editio novissima.

Buhle, J. G. Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes, gros 8. 93.

Burkhardt, J. G. Vollständiges Andachtsbuch auf alle Tage in der Woche, auf verschiedene Zeiten und Fälle im Jahr und im menschlichen Leben, gros 8. 93

Ewald, J. L. Ueber Predigerbeschäftigung und Predigerbetragen, 8tes Heft, gros 8. 93.

— — Glaubensbekenntniß und Vorsätze des Prinzen Casimir August zur Lippe, bey Seiner öffentlichen Confirmation am 23 Sept. 1792, nebst den Reden, die dabey gehalten worden, gros 8. 93.

— — Lesebuch für die Landschulen, auch zum Gebrauch der Landleute in ihren Häusern, 3ter Theil, 8. 93.

— — Hand- und Hausbuch für Bürger und Landleute, welches lehret, wie sie alles um sich her kennen lernen, sich gesund erhalten, sich in Krankheit helfen, wie sie ihr Land auf die vortreflichste Art bauen, ihre Gärten bestellen, sich gutes Obst ziehen, Bienen mit Nutzen halten, und wie Hausfrauen ihre Wirthschaft ordentlich führen sollen ꝛc. 8. 93.

Geb-

Gebhardts, D. G. B. Biblisches Wörterbuch über die sämtlichen heiligen Bücher des alten und neuen Bundes für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften, mit einer Vorrede des Hrn. Geheimen R. R. Hezels 1sten B. 1stes St. gros. 8. 93.

Hartleben, D. Theodor Konrad, über die Sicherheitsmittel des Kammergerichts in Kriegszeiten, mit Anwendung auf die neuesten Vorfälle, 8. 93.

Justinus, zum Gebrauch der ersten Anfänger, mit kurzen historischen und grammatischen Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche versehen von Albert Christian Meineke, 8. 93.

Kortum, D. E. G. T. Abhandlung von den Scrofeln und von den Folgekrankheiten, welche davon ihren Ursprung nehmen, 1ster B. gros 8. 93.

Lieder, oder funfzig Melodien zu den funfzig auserlesenen Liedern bey Sonnenscheln und Regen, beym Heumachen, Kornbinden und Erndtekranz, Flachs-Spinn- und Liebeslieder, daheim und in freyer Luft zu singen, wenn man gerne froh ist; leicht zu singen und angenehm zu hören, gros 8. 93.

Magazin, neues Westphälisches, (von P. F. Weddigen,) zur Geographie, Historie und Statistik 11tes Stück, 4. 93 in Commission.

Meiners, C. Geschichte der Menschheit, 2te Aufl. 8. 93.

Planck, G. J. neueste Religionsgeschichte, 3ter B. gros 8. 93.

Stolz, J. G. Geist der Sittenlehre Jesus in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt, 3ter Theil gros 8. 93.

— — Ebendasselbe auf Schreibpapier, gros 8 93.

Vorlesungen über die Federsche Logik und Metaphysik, für Anfänger auf Schulen und Universitäten, 1ster Theil, 8.

Wachler, L. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Litteratur, für studierende Jünglinge und Freunde der Gelehrsamkeit, 1ster B. gros 8. 93.

Nachricht.

Das Wörterbuch zum Justinus wird, da es nicht fertig geworden ist, gegen billigen Preis, künftig besonders ausgeliefert.

Bayerische Staatsbibliothek München

X . II.95

W.u.H. PERLI
BUCHBINDE
MÜNCHEN
Georg-Brauchle-

X . II.95

W.u.H. PERLINGER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN 71
Georg-Brauchle-Ring 6

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buhle, Johann Gottlieb, 1763-1821

Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes

Bd.: Erster Theil

Lemgo 1793
Ph.u. 75-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045367-8
VD18 1560425